<36602766930011

<36602766930011

Bayer. Staatsbibliothek

0831/17

L. dcy. g. 51-2

0.666.1

~~B. Lanyb 23.~~

Hugo Blair's

Vorlesungen

über

Rhetorik

und

schöne Wissenschaften.

Aus dem Englischen übersezt

und

mit einigen Anmerkungen und Zusätzen

begleitet

von

K. G. Schreiter.

Zweyter Theil.

Liegnitz und Leipzig,

bey David Siegert, 1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Funfzehnte Vorlesung.

Uiber den Ursprung und die Beschaffenheit des figürlichen Ausdrucks . . . Seite 4

Sechzehnte Vorlesung.

Von der Metapher 37

Siebzehnte Vorlesung.

Von der Hyperbel, der Personifikazion und der Apostrophe 69

Achtzehnte Vorlesung.

Von der Vergleichung; Antithese; Frage; dem Ausruf, und einigen andern Redefiguren . . 106

Neunzehnte Vorlesung.

Regeln für den Gebrauch der figürlichen Schreibart 136

Zwanzigste Vorlesung.

Uiber das unterscheidende Gepräge der Schreibart überhaupt — von dem ausführlichen und gedrungenen — dem starken und schwachen — dem trocknen, kunstlosen, angenehmen, anmuthigen, blühenden Vortrage . . . 144

Inhalt.

Ein und zwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung der Betrachtungen über das unterscheidende Gepräge der Schreibart überhaupt: von dem natürlichen, gezwungenen und leidenschaftlichen Vortrage — Anleitungen zur Bildung eines guten Ausdrucks . . Seite 174

Zwey und zwanzigste Vorlesung.

Kritische Prüfung der Schreibart in einem Aufsatze von Addison 206

Drey und zwanzigste Vorlesung.

Uiber Beredsamkeit oder öffentliche Vorträge — Geschichte der Beredsamkeit — Griechische Beredsamkeit — Demosthenes — . . 237

Vier und zwanzigste Vorlesung.

Fortgesezte Geschichte der Beredsamkeit — Römische Beredsamkeit — Cicero — neuere Beredsamkeit 273

Fünf und zwanzigste Vorlesung.

Verschiedene Gattungen öffentlicher Vorträge — Beredsamkeit in Volksversammlungen . . 305

Vorlesungen

über

Rhetorik

und

schöne Wissenschaften.

Zweyter Theil.

Funfzehnte Vorlesung.

Uiber den Ursprung und die Beschaffenheit des figürlichen Ausdrucks.

Deutlichkeit, und Schönheit, waren die beyden Hauptabtheilungen, unter welchen ich die verschiedenen Eigenschaften der Schreibart abzuhandeln versprochen habe. Von der Deutlichkeit, sowohl in Ansehung einzelner Worte, als in Beziehung auf ganze Sätze, ist in der eilften und den folgenden Vorlesungen das Nöthige beygebracht worden. Auch von der Schönheit habe ich bereits in sofern gehandelt, als dieselbe durch schickliche, nachdrucksvolle und melodische Wortstellung erreicht werden kann. Ein anderer und gewiß nicht minder weitreichender Zweig dieser letztern Eigenschaft, ist der sogenannte figürliche Ausdruck, zu dessen näherer Betrachtung wir anitzt fortgehen wollen.

Vorles. XV.

Vorles. XV.

Die erste Frage, welche sich hier darbiethet, ist: was heißt figürlicher Ausdruck; und was nennt man Sprach-Figuren *).

Uiberhaupt genommen setzt figürliche Sprache jederzeit eine gewisse Abweichung von der gewöhnlichen und einfacheren Art des Ausdrucks voraus; der Begriff, oder die Vorstellung, welche man bezeichnen will, wird nicht bloß angedeutet, sondern auf eine gewisse besondere Weise durch Hinzufügung einer Nebenidee ausgedrückt, welche bestimmt ist, dem Eindrucke einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Stärke mitzutheilen. Wenn ich zum Beyspiel sage: „dem rechtschaffnen Manne bleibt auch im Unglücke „noch immer ein Trost übrig;„ so ist dieser Gedanke auf die einfachste und natürlichste Weise ausgedrückt. Sage ich hingegen: „dem Rechtschaffenen leuchtet „auch in der Finsterniß ein Licht;„ so ist eben dieser Gedanke in einen figürlichen Ausdruck eingekleidet;

es

*) Alle Lehrbücher der Rhetorik und Beredsamkeit, sind voll von Erörterungen über diesen Gegenstand; und es würde zu weitläuftig seyn, mich hier auf einzelne Anführungen derselben einzulassen. Uiber die Gründe der figürlichen Sprache überhaupt, verdient nach meinem Urtheil vorzüglich nachgelesen zu werden Du Marsais, in seinem Traité des Tropes pour servir d'Introduction à la Rhetorique & à la Logique. Treffliche Bemerkungen über einzelne Figuren findet man in **Homes** Grundsätzen der Kritik im zweyten Theile, wo diese ganze Lehre ausführlich erörtert, und durch eine Menge von Beyspielen glücklich ins Licht gesezt wird.

es ist ein neuer Nebenbegriff hinzugekommen, indem statt des Wortes Trost der Ausdruck Licht, und für Unglück Finsterniß gebraucht worden ist. Eben so ist es ein ganz einfach ausgedrückter Satz, wenn man sagt: „es bleibt uns Menschen unmöglich, die „Natur der Gottheit hinlänglich zu erforschen, wir „mögen unsern Verstand auch noch so sehr anstren„gen.„ Wenn es hingegen beym Hiob *) heißt:

Willst du Eloahs Weisheit finden?
Willst du Schaddai Urkraft gründen?
Höhen der Himmel sind's, was willst du thun?
Tiefen der Tiefe sind's, was weißest du?
Ihr Maas ist länger, als die Erde;
Ist breiter, als das Meer! —

so wird hier die Sprache figürlich, weil die Begriffe nicht bloß angedeutet, sondern mit ihnen zugleich Bewunderung und Erstaunen ausgedrückt worden ist.

Aber wenn schon der figürliche Ausdruck eine Abweichung von dem in sich schließt, was man als die einfachste Form der Sprache betrachten kann; so dürfen wir deswegen doch nicht glauben, daß Figuren an sich selbst irgend etwas Ungewöhnliches oder Unnatürliches wären. Diß ist so wenig der Fall, daß vielmehr Wendungen dieser Art, unter gewissen Umständen sowohl das natürlichste als gewöhnlichste Mittel sind, unsere Empfindungen auszudrücken. Es ist unmöglich, irgend eine Rede auszuarbeiten, ohne häufig von dergleichen Wendungen Gebrauch zu ma-

*) Cap. XI, v. 7 19. nach Herders Uebersetzung.

Vorles. XV. machen; ja es giebt vielleicht nur wenig Redesätze von einer gewissen Länge, in welchen nicht ein oder der andere Ausdruck vorkommt, der unter das Gebiethe der sogenannten Sprachfiguren gehört. Die Ursache hiervon soll in der Folge näher erklärt werden. Indessen zeigt schon dieser Umstand, daß man die figürliche Art sich auszudrücken, als einen Theil derjenigen Sprache anzusehen hat, welche dem Menschen von der Natur selbst gelehrt wird. Die Figuren sind keine Erfindungen der Schule, oder bloße Hülfsmittel der Kunst; sondern der gemeine Mann und der Ungelehrte bedienen sich derselben nicht minder oft, als der Gelehrte und der Sprachkenner. Wenn die Einbildungskraft der erstern in lebhafte Bewegung gesezt, oder ihre Leidenschaften gereizt worden, so ergießt sich ihre Sprache in einen solchen Strom der nachdrucksvollsten figürlichen Ausdrücke, als nur immer der geschickteste Redekünstler in einem solchen Falle anzubringen im Stande seyn würde.

Was ist es denn nun also, was die Aufmerksamkeit der Rhetoriker und der Kunstrichter so vorzüglich auf jene Formen der Sprache hingelenkt hat? Ohne Zweifel der folgende Umstand: sie bemerkten, daß ein großer Theil der Schönheit und des Nachdrucks der Sprache in diesen Figuren liegt, und daß eben dieselben zugleich gewisse Kennzeichen und unterscheidende Merkmale an sich tragen, mittelst welcher sie füglich unter besondre Klassen und Abtheilungen gebracht werden können. Vielleicht ist eben dieses die Ursache, daß man ihnen den Namen von Figuren beylegte. So wie die Figur, oder Gestalt

eines

eines Körpers, ihn von andern ähnlichen unterschei- Vorles. XV.
det; so hat auch jede dieser Sprachformen eine ge-
wisse eigenthümliche Gestalt oder Wendung, durch
welche sie sich nicht bloß von dem einfachen Ausdru-
cke überhaupt, sondern auch von allen übrigen Figu-
ren unterscheidet. Der einfache Ausdruck deutet den
Gedanken bloß im allgemeinen an, die figürliche
Sprache hingegen kleidet ihn in ein besonderes Ge-
wand, und zwar in ein solches, durch welches er ei-
nen höhern Grad von Reiz und Schönheit gewinnt.
Es konnte daher nicht fehlen, daß diese Art sich aus-
zudrücken gar bald ein Hauptgegenstand der Aufmerk-
samkeit von Männern werden mußte, die sich mit
der nähern Betrachtung der Sprache und ihrer man-
nigfaltigen Hülfsmittel beschäftigten.

Man kann sagen, daß Figuren überhaupt ge-
nommen nichts anders sind, als die Sprache der
Einbildungskraft und der Leidenschaften. Die Rich-
tigkeit dieser Erklärung wird sich aus dem, was in
der Folge Näheres von ihnen beygebracht werden
soll, noch mehr bestätigen. Die Rhetoriker theilen
dieselben gemeiniglich in zwey Hauptklassen, und un-
terscheiden Wortfiguren und Gedankenfiguren. Die
erstern, nehmlich die Wortfiguren, bekommen ge-
meiniglich den Namen der Tropen, und ihr Wesen
besteht darinn, daß ein Wort gebraucht wird, ir-
gend einen von seiner ursprünglichen und eigentlichen
Bedeutung verschiedenen Begriff auszudrücken; so
daß also mit der Veränderung dieses einzelen Wor-
tes die Figur selbst wegfallen würde. Diß ist offen-
bar der Fall in dem vorhin gegebenen Beyspiele:
„Dem Rechtschaffenen leuchtet auch in der Finsterniß

Vorles. XV. „ein Licht.„ Der Trope liegt hier darinn, daß Licht und Finsterniß nicht wörtlich zu verstehen sind, sondern so viel bedeuten, als Trost und Unglück; und zwar wegen einer gewissen Aehnlichkeit oder Beziehung, die sich zwischen diesen Erscheinungen und jenen Zuständen des Lebens wahrnehmen lassen. Die andere Klasse dieser Figuren, welche man Gedankenfiguren nennt, setzt voraus, daß die Worte in ihrer eigentlichen und buchstäblichen Bedeutung gebraucht werden, und die Figur bloß in der Wendung des Gedankens besteht: wie diß z. B. bey Ausrufungen, Fragen, Anreden und Vergleichungen der Fall ist, wo die gebrauchten Worte sich verändern, und zum Beyspiel aus einer Sprache in die andere übersetzen lassen, und die Figur oder Wendung des Gedanken nichtsdestoweniger dieselbe bleibt. Dieser ganze Unterschied ist indessen von keiner großen Wichtigkeit, indem sich wenig Nützliches für den Gebrauch darauf gründen, ja er selbst sich nicht einmal in allen Fällen deutlich wahrnehmen läßt *). Es liegt wenig daran, ob wir einer gewissen

*) Der Verfasser will damit sagen, daß es bisweilen zweifelhaft scheinen kann, ob man etwas als Form des Ausdrucks, oder als Wendung des Gedanken anzusehen habe. Und in der That fallen hier, wie bey allem, was die Unterscheidung des Gedanken von dem Ausdrucke betrifft, die Gränzen oft sehr nahe in einander. So läßt sich z. B. der metaphorische Ausdruck, da wo er in die Allegorie überzugehen beginnt, eben sowohl den Wortfiguren als den Sachfiguren beyzählen, je nachdem man ihn in

Be-

wissen besondern Art des Ausdrucks den Namen ei- Vorles.
nes Tropen oder einer Figur geben, wenn wir uns XV.
nur überhaupt erinnern, daß figürliche Sprache an
sich selbst nichts anders ist, als der Abdruck irgend
einer lebhafteren Regung von Einbildungskraft oder
Gefühl in unserer Schreibart. Und vielleicht gäbe
der Unterschied zwischen Figuren der Einbildungs-
kraft, und Figuren des Gefühls oder der Leidenschaft
eine nützlichere Eintheilung, als die gewöhnliche.
Aber statt bey dieser, oder irgend einer andern künst-
lichen Eintheilung länger zu verweilen, halte ich es
für fruchtbarer und schicklicher, den Ursprung und
die Beschaffenheit der Figuren überhaupt näher zu
entwickeln. Ehe ich jedoch hierzu schreite, glaube
ich zuvörderst noch ein Paar allgemeine Anmerkun-
gen voraus schicken zu müssen.

Die

Beziehung auf einzelne Worte und Redensarten, oder auf die Einkleidung der Idee und des Gedanken selbst betrachten will. In sofern kann also auch der Verfasser sagen, es sey willkührlich, ob man einer gewissen besondern Art des Ausdrucks den Namen eines Tropen oder einer Figur beylegen wolle: denn an sich, das heißt nach dem bestimmtesten Sprachgebrauche der Alten, und besonders des Quintilian, kann man keines dieser beyden Kunstworte als Gattung oder Unterart des andern ansehen; kann man die Tropen eben so wenig Figuren nennen, als die Figur einen Tropen. Sollen beyde dennoch unter einem gemeinschaftlichen Ausdrucke begriffen werden, so scheint das deutsche Wort Wendung, dessen ich mich auch in dieser Uibersetzung mehrmals in dieser Bedeutung bedient habe, hierzu am schicklichsten.

Vorles. XV.

Die erste dieser Anmerkungen betrifft den Nutzen der Regeln, welche sich in Ansehung des Gebrauchs der figürlichen Sprache ertheilen lassen. Ich gebe zu, daß jemand sich sowohl mündlich als schriftlich vollkommen gut ausdrücken kann, ohne den Namen irgend einer Sprachfigur zu wissen, und ohne sich jemals um die Regeln ihres Gebrauchs bekümmert zu haben. Die Natur selbst lehrt uns, wie ich oben bemerkt habe, den Gebrauch der Figuren; und es fehlt nicht an Menschen, die, gleich Moliere's Jourdain, der vierzig Jahr Prose gesprochen hatte, ohne es zu wissen, sich schicklicher Metaphern bedienen; wenn sie schon von dem, was eine Metapher heißt, nie eine Sylbe gehört haben. Indessen folgt daraus nicht, daß die Regeln keinen Nutzen gewähren. Jede Wissenschaft entstehet aus Beobachtungen über die Ausübung. Die Ausübung ist zwar früher vorhanden, als Kunst und Regeln, aber sie wird in der Folge durch ebendieselben auf einen weit höhern Grad von Vollkommenheit gebracht. Wir sehen täglich Personen, welche angenehm singen, ohne irgend eine Note zu kennen. Dennoch hat man es nützlich befunden, diese Noten auf eine bestimmte Tonleiter zurückzuführen, und aus der Musik eine Kunst zu machen; und es würde lächerlich seyn, behaupten zu wollen, die Kunst sey hier etwas Uiberflüßiges, weil die Ausübung schon von der Natur angegeben werde. Das Gefühl für Richtigkeit und Schönheit der Sprache, ist aber eben sowohl einer weitern Ausbildung fähig, als das Ohr oder die Stimme; und eine Kenntniß der Grundsätze dieser Schönheit, oder mit andern Worten, der

Ursa-

Ursachen, um welcher willen eine Figur oder eine ge- Vorles.
wisse Art des Ausdrucks schicklicher ist als eine ande- XV.
re, eine solche Kenntniß kann nicht fehlen, unsere Wahl bey dem Gebrauche der Ausdrücke auf eine vortheilhafte Weise zu leiten.

Zweytens darf ich nicht unbemerkt lassen, daß, wenn schon die Lehre von den Figuren unsere Aufmerksamkeit verdient, und sich füglich auf gewisse Regeln und Grundsätze zurück führen läßt, und wenn schon ein großer Theil von den Schönheiten der Schreibart, unläugbar von dem schicklichen Gebrauche der figürlichen Sprache abhängt; wir uns nichtsdestoweniger vor der Einbildung hüten müssen, als ob die Vorzüge der Schreibart einzig und allein, oder auch nur hauptsächlich von diesem Umstande abhängen. Denn diß ist in der That keinesweges der Fall. Die Ausführlichkeit, mit welcher man diesen Theil der Redekunst in den gewöhnlichen Lehrbüchern abzuhandeln pflegt; die ängstliche Genauigkeit, mit der man bemüht gewesen ist, dem größten Theile dieser Figuren besondere Namen zu geben, und sie unter verschiedene Abtheilungen zu bringen, hat schon Manche zu der Einbildung verleitet, daß es ihren Arbeiten nicht an Reiz und Schönheit fehlen könne, wenn nur ihr Ausdruck mit einer reichen Anzahl jener sogenannten Sprachfiguren ausgeschmückt sey; eine Einbildung, die nicht wenig dazu beytragen mußte, ihre Sprache in hohem Grade steif und gezwungen zu machen. Die Empfindung oder die leidenschaftliche Wärme, welche bey dem figürlichen Ausdrucke zum Grunde liegt, ist es einzig und allein, was das Verdienst desselben ausmacht. Die Figur

ist

Vorles. XV. ist bloß das Gewand; die Empfindung aber der Körper, oder vielmehr die Seele. Ein kalter, oder leerer Aufsatz kann durch keine Figuren gehoben werden; ein Gedanke hingegen, der entweder erhaben oder leidenschaftlich ist, kann auch ohne Entlehnung fremder Beyhülfe, kann ohne Schmuck des Ausdrucks seinen Endzweck erreichen. Es giebt daher in den besten Schriften eine Menge rührender und allgemein bewunderter Stellen, welche in einer ganz einfachen und kunstlosen Sprache ausgedrückt sind. Folgende Zeilen, zum Beyspiel, im Virgil gefallen jedem fühlenden Leser, ohne daß sie durch irgend eine Figur unterstützt würden. Der Dichter schildert einen Argiver, der in Italien weit von seinem mütterlichen Lande im Treffen fällt:

—— von fremdem Pfeile getroffen
Sinkt er dahin, der Arme, und blickt mit brechendem Auge
Auf zum Himmel, und denkt noch sterbend sein theueres Argos. *)

Ein

*) Sternitur, infelix, alieno vulnere, coelumque
Aspicit, & dulces moriens reminiscitur Argos.
Aen. X. v. 781.

Ueberhaupt läßt sich in Ansehung jener zärtlichen und rührenden Stellen, durch welche sich Virgil in so hohem Grade auszeichnet, die Anmerkung machen, daß der Dichter sich in ihnen gemeiniglich auf die einfachste Weise ausdrückt; wie zum Beyspiel, wenn es vom Orpheus heißt:

Te,

Ein einziger solcher Zug, bey welchem die Hand der Natur selbst den Pinsel geführt hat, ist mehr werth als tausend Figuren. Die heilige Schrift enthält eine Menge dergleichen einfache Schönheiten. „Er spricht und es geschiehet; er befiehlt und es steht „da „— „Gott sprach: es werde Licht, und es ward „Licht: „ Ausdrücke dieser Art stellen einen erhabnen Gedanken weit vortheilhafter dar, als irgend eine Ein-

Te, dulcis conjux, te solo in littore secum,
Te veniente die, te decedente canebat.

Georg. IV. v. 465.

Dich, o zärtliche Gattin, dich sang er am einsamen Ufer
Dich mit dem ersten Strale des Tages, dich mit dem letzten.

Von gleicher Art ist das rührende unnachahmlich schöne Gebet des Evander bey der Trennung von seinem Sohne:

At vos, o Superi, et Divûm tu maxime rector,
Iupiter, Arcadii quæso miserescite regis,
Et patrias audite preces. Si numina vestra
Incolumem Pallanta mihi, si fata reservant,
Si visurus eum vivo, & venturus in unum,
Vitam oro; patiar quemvis durare laborem!
Sin aliquem infandum casum, Fortuna, minaris,
Nunc, o nunc liceat crudelem abrumpere vitam!
Dum curæ ambiguæ, dum spes incerta futuri;
Dum te, chare puer! mea sera et sola voluptas,
Amplexu teneo; gravior ne nuncius aures
Vulneret. —

Aen. VII. 572. seqq.

Vorles. XV. Einkleidung in die glänzendsten Metaphern. Die Ursache hiervon ist, daß hohe leidenschaftliche Empfindung, und der höchste Grad des Erhabenen keinesweges auf Sprachfiguren beruht, sondern überhaupt genommen, dieselben nicht einmal verträgt. Diese Verzierungen sind nur da an ihrer eigentlichen Stelle, wo ein gewisser mäßiger Grad von Lebhaftigkeit und Wärme herrscht; und auch hier befördern sie die Verschönerung der Rede nur dann, wenn sie sich auf ächte Empfindung und Wahrheit des Gedanken gründen; wenn sie an einem schicklichen Orte stehen, und, ohne gesucht zu seyn, gleichsam von selbst durch den Gegenstand herbeygeführt scheinen.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wollen wir nunmehr den Ursprung und die Beschaffenheit der Figuren selbst betrachten, und zwar wird hier hauptsächlich von denjenigen die Rede seyn, welche sich auf den Ausdruck beziehen, und also das ganze zahlreiche Heer unter sich begreifen, welches die Rhetoriker mit dem Namen von Tropen belegt haben.

In den ersten Zeiten der Sprachbildung gingen die Menschen davon aus, daß sie den verschiedenen Gegenständen, welche sich ihnen darbothen, oder sonst ihre Aufmerksamkeit reizten, besondere Namen gaben. Dieses Namenverzeichniß war natürlich anfangs sehr klein. In dem Maße indessen, als sich ihre Vorstellungen erweiterten, und ihre Bekanntschaft mit den Gegenständen zunahm, mußte auch der Vorrath von Worten und Benennungen zunehmen. Allein keine Sprache auf der Welt ist im Stande, mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Begriffe gleichen Schritt zu hal-

halten; das heißt, keine Sprache ist so reich, daß sie für jeden besondern Begriff auch ein besonderes Wort aufweisen könnte. Man war also natürlicher Weise darauf bedacht, sich das Geschäft, die Worte ins Unendliche zu vervielfältigen, abzukürzen, und so fand man gar bald, daß es eine große Erleichterung für das Gedächtniß seyn würde, ein Wort, welches bereits zu dem Ausdrucke eines gewissen Gegenstandes oder Begriffes bestimmt war, noch einen oder mehrere andere Gegenstände oder Begriffe bezeichnen zu laßen, zwischen welchen man irgend eine Aehnlichkeit und Beziehung mit der ursprünglichen Bedeutung des Wortes bemerkte, oder zu bemerken glaubte. So war, zum Beyspiel, das Wörtchen in, ursprünglich erfunden, den Umstand des Ortes anzudeuten. Als man späterhin das Bedürfniß eines Ausdrucks fühlte, um die Verhältnisse der Menschen in Ansehung gewisser äußerer Umstände, oder Gemüthslagen anzudeuten, und einige Aehnlichkeit oder Beziehung zwischen diesen leztern, und dem örtlichen Raume wahrzunehmen glaubte, so verfiel man natürlicher Weise darauf, das Wörtchen in zu dem Ausdrucke jener Verhältnisse zu gebrauchen; man sagte, Jemand sey in glücklichen oder unglücklichen Umständen; er lebe in Freude oder in Traurigkeit; schwebe in Zweifel oder in Gefahr, u. d. gl. Das Wörtchen in hat also, wie wir sehen, eine tropische Bedeutung bekommen; oder, mit andern Worten, es ist von seiner ursprünglichen Bedeutung zur Bezeichnung irgend eines andern Verhältnisses übergetragen worden, das mit jener einige Aehnlichkeit oder Verwandschaft hatte.

Tro-

Vorles. XV.

Tropen dieser Art, an welchen jede Sprache einen großen Uiberfluß hat, sind eine nothwendige Folge des Mangels an eigentlichen Ausdrücken. So werden besonders die Aeußerungen des Geistes und der innern Empfindungen beynahe in allen Sprachen durch Worte angedeutet, die von sinnlichen Gegenständen entlehnt sind. Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen. Die Benennungen sinnlicher Gegenstände, sind ihrer Natur nach die ursprünglichen Wörter einer jeden Sprache, und werden erst nach und nach auf jene geistigen Gegenstände übergetragen, von welchen die Menschen weit dunklere Begriffe haben, und die sie daher nicht so leicht durch besondere Namen zu bezeichnen wissen. Sie entlehnten also dieselben von irgend einer sinnlichen Vorstellung, welche ihrer Einbildung nach mit jener eine gewisse Aehnlichkeit hatte. Und so bedienen wir uns noch heut zu Tage der Ausdrücke, eine scharfe Beurtheilung, ein heller Kopf, ein sanftes oder ein hartes Herz, und einer unzähligen Menge anderer dergleichen Redensarten. Wir sagen, daß jemand von Zorn entbrannt, von Liebe erwärmt, von Stolz aufgeblähet, von Grame niedergeschlagen sey; und diese oder ähnliche Ausdrücke sind die einzigen bedeutenden Worte, welche uns die Sprache zur Bezeichnung jener Begriffe darbiethet.

Aber obgleich die Armuth der Sprache, und der Mangel an eigentlichen Ausdrücken, allerdings eine der Ursachen ist, denen wir die Erfindung der Tropen zuzuschreiben haben, so ist sie dennoch weder die einzige, ja nicht einmal die vornehmste Quelle derselben. Die Herrschaft, welche die Einbildungs-

kraft

kraft über die Sprache ausübet, hat an der Entste- Vorles.
hung und dem häufigen Gebrauche jener besondern XV.
Wendungen des Ausdrucks einen weit entschiednern Antheil.

Jeder Gegenstand, welcher auf den menschlichen Geist irgend einen Eindruck macht, ist immer mit gewissen Nebenumständen und Beziehungen verknüpft, welche sich zu gleicher Zeit mit demselben darbiethen: er zeigt sich uns nie ganz einzeln, und von allen übrigen Dingen abgetrennt, sondern immer in Verbindung mit andern Gegenständen; geht vor ihnen her, oder folgt auf dieselben; ist ihre Ursache oder ihre Wirkung; ihnen ähnlich oder unähnlich; zeichnet sich durch gewisse besondere Beschaffenheiten aus, oder steht mit diesen oder jenen Umständen in näherer oder entfernterer Beziehung. Und so hat denn also ein jeder Gegenstand oder Begriff eine Menge anderer Begriffe gleichsam in seinem Gefolge, welche sich als begleitende Nebenumstände desselben betrachten lassen. Diese leztern rühren oft die Einbildungskraft stärker, als der Hauptbegriff selbst. Bald sind es Begriffe von einer gefälligern Beschaffenheit; oder sie schließen sich an unsere Denkungsart näher an; oder sie rufen eine größere Mannigfaltigkeit wichtigerer Nebenumstände in unser Andenken zurück. Die Einbildungskraft fühlt sich geneigter, auf einer dieser ihr willkommenen Ideen zu verweilen, und bedient sich daher, statt von der eigentlichen Benennung der auszudrückenden Hauptidee Gebrauch zu machen, dafür lieber des Namens jener verwandten Nebenidee, wenn gleich die Sache, von welcher die Rede ist, sich durch einen eigenthümlichen und wohlbekannten Ausdruck

Vorles. XV.

bezeichnen läßt. Diß ist der Ursprung der großen Menge übergetragener oder figürlicher Redensarten, die nicht aus Nothwendigkeit, sondern durch freye Wahl in der Sprache einer jeden Nazion Zutritt fanden, und deren Vorrath noch täglich durch lebhafte Köpfe ansehnlich vermehrt wird.

Wenn wir, zum Beyspiel, den Zeitraum andeuten wollen, in welchem eine Nazion am glücklichsten oder berühmtesten war, so läßt sich dieser Gedanke ohne Mühe durch eigentliche Worte ausdrücken: aber da die Idee selbst sich in unserer Einbildungskraft leicht mit der Vorstellung von der Blüthezeit einer Pflanze oder eines Baumes verknüpft, so ergreifen wir diesen verwandten Nebenbegriff, und sagen: „das Römi„sche Reich blühte vorzüglich unter dem August.„ Anführer einer Partey, ist ein deutlicher und gewöhnlicher Ausdruck; und doch sagen wir lieber: „Katilina war das Haupt der Verschwörung:„ weil nehmlich das Haupt der vornehmste Theil des menschlichen Körpers ist, und in wie fern man annimmt, daß alle thierische Aeußerungen unter seiner Leitung stehen, ein schickliches Bild für den auszudrückenden Begriff abgiebt. Das Wort, Stimme, bezeichnete ursprünglich den artikulirten Schall, welcher durch die Werkzeuge des Mundes hervorgebracht wird: aber da die Menschen, mittelst dieses Schalles, sich einander ihre Begriffe und Absichten mittheilen, so bekam das Wort, Stimme, gar bald eine Menge anderer Bedeutungen, die alle von jener vornehmsten Wirkung derselben abgeleitet sind. „Seine Stimme zu etwas geben„ heißt eben so viel, als seine Einwilligung zu etwas geben; und

nicht

nicht diß allein, sondern das Wort Stimme wurde auch auf jede andere Aeußerung unsers Willens oder unsers Urtheils übergetragen, bey welchen durchaus kein Gebrauch der Stimme in eigentlichem Verstande, oder auch nur des Schalles überhaupt statt findet. So sagen wir: „auf die Stimme des Gewissens hören; „der Stimme der Natur, der Stimme der Gott„heit folgen.„ Die Ursache dieses Gebrauchs liegt nicht sowohl in einem Bedürfnisse der Sprache, und dem Mangel eines eigentlichen Wortes, als vielmehr in unserer Vorliebe zu einer Anspielung auf die ursprüngliche Bedeutung jenes Wortes, vermittelst welcher wir den auszudrückenden Begriff in eine Nebenidee einkleiden können, die nach dem Urtheil unserer Einbildungskraft demselben einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Stärke mittheilt. Vorles. XV.

Die Erklärung, welche ich hier über die Einführung der Tropen in alle uns bekannte Sprachen aufgestellt habe, und die, wie mich dünkt, eben so deutlich als befriedigend ist, stimmt überhaupt genommen mit dem überein, was Cicero über eben diesen Gegenstand, an einem gewissen Orte flüchtig andeutet. „Der Gebrauch übergetragener Re„densarten, sagt er, ist von sehr weitem Um„fange; ein Gebrauch, welchen anfangs die Noth„wendigkeit erzeugte, um dem Mangel an Wor„ten und eigentlichen Ausdrücken abzuhelfen, den „aber nachher das Vergnügen und Wohlge„fallen, welches Ausdrücke dieser Art gewähr„ten, merklich vervielfältigt hat. Denn so wie „die Kleidung ursprünglich zum Schutz gegen

Vorles. XV. „die Ungemächlichkeiten der Witterung erfun-
„den, nachher aber auch zur Verzierung und
„Würde unsers Aeußerlichen gebraucht worden ist;
„eben so bediente man sich auch des figürlichen
„Ausdrucks anfangs aus Bedürfniß, in der Folge
„aber wegen des damit verknüpften Wohlgefal-
„lens. *) „

Aus dem bisher Gesagten sieht man zugleich, wie es zuging, daß einer bereits in den vorhergehenden Vorlesungen gemachten Bemerkung zu Folge, alle Sprachen in ihrem frühern Zustande vorzüglich bildlich sind. Beyde Ursachen, auf welche ich den Ursprung der Figuren zurück geführt habe, vereinigen sich in den ersten Zeiten der Gesellschaft zur Hervorbringung jener Wirkung. Die Sprache ist noch in hohem Grade dürftig; der Vorrath eigentlicher, zu Bezeichnung der Gegenstände erfundener Wörter noch sehr gering; und die Einbildungskraft äußert zu eben dieser Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Vorstellungen der Menschen und die Art, dieselben durch Töne mitzutheilen: so daß die Sprache dieser Zeiten, theils aus

*) „Modus transferendi verba late patet; quem ne-
„cessitas primum genuit, coacta inopia et angu-
„stia; post autem delectatio, jucunditasque cele-
„bravit. Nam ut vestis, frigoris depellendi cau-
„sa reperta primo, post adhiberi coepta est ad or-
„natum etiam corporis et dignitatem, sic verbi trans-
„latio instituta est inopiae causa, frequentata, de-
„lectationis. „

Cic. de Orator. L. III.

aus Nothwendigkeit theils aus Wahl, einen gro- Vorles.
ßen Uiberfluß an Tropen erhalten mußte. Rohe XV.
Völkerstämme haben, wie man weiß, einen na-
türlichen Hang, alles zu bewundern und anzustau-
nen. Jeder neue Gegenstand macht auf die Ein-
bildungskraft von Menschen dieser Art einen außer-
ordentlich starken Eindruck, sie werden mehr von
Gefühl und Leidenschaft bestimmt, als von Ver-
nunft oder ruhiger Uiberlegung, und ihre Spra-
che wird daher unverkennbare Spuren von dieser
ihrer Denkungsart an sich tragen. Auch finden
wir, daß dieses wirklich der Charakter der Ameri-
kanischen und Indianischen Sprachen ist: sie sind
kühn, malerisch, voll figürlicher Wendungen; ih-
re Ausdrücke sind durchgehends von sinnlichen Ei-
genschaften entlehnt, und enthalten häufige An-
spielungen auf solche Gegenstände, von welchen
diese Menschen bey ihrer wilden und einsamen Le-
bensart am lebhaftesten gerührt werden mußten.
Die Rede eines Indianischen Anführers an seine
Völkerschaft, ist zuverläßig in kühnern Metaphern
abgefaßt, als sich ein Europäer in einem epischen
Gedichte erlauben würde.

So wie die Sprache allmählig in ihrer Verfei-
nerung fortschreitet, kann es nicht fehlen, daß
beynahe jeder Gegenstand seine eigentliche Benen-
nung bekommt, und daß man sich überhaupt eines
höhern Grades von Deutlichkeit und Bestimmt-
heit der Rede befleißigt. Aber eben aus den be-
reits angeführten Gründen werden entlehnte Aus-
drücke, oder die sogenannten Tropen, noch immer
eine beträchtliche Stelle in dem Wörterbuche einer

Vorles. XV.

Nazion behaupten. Auch giebt es in jeder Sprache eine Menge von Wörtern, die zwar in ihrer ersten Anwendung auf gewisse Gegenstände figürlich waren, aber durch wiederholten Gebrauch diese Figürlichkeit durchaus verlieren, und nunmehr als einfache und eigentliche Ausdrücke betrachtet werden. Von dieser Art sind jene oben erwähnten Ausdrücke, vermittelst welcher geistige Beschaffenheiten oder Aeußerungen, durch Wörter, die von sinnlichen Eigenschaften entlehnt sind, bezeichnet werden. Zum Beyspiele: scharfe Beurtheilung, ein heller Kopf, ein hartes Herz u.a.d. Außerdem giebt es noch andere Worte, welche in einer Art von mittlerm Zustande bleiben, indem sie ihre figürliche Anwendung zwar nicht ganz verlohren, aber doch auch nicht in dem Maße beybehalten haben, daß sie die Schreibart in einem merklichen Grade bildlich machen. Von dieser Art sind die Redensarten: eine Meynung begreifen, von dieser oder jener Betrachtung ausgehen, zur Hauptsache kommen, einen gewissen Umstand unberührt lassen, und noch eine Menge ähnlicher Ausdrücke, dergleichen sich in jeder etwas verfeinerten Sprache befinden. Der sorgfältige Schriftsteller wird bey dem Gebrauche von dergleichen Redensarten, die Beziehung, von welcher dieselben ursprünglich entlehnt waren, nie ganz aus der Acht lassen, und sich wenigstens hüthen, dieselben auf eine Weise zu gebrauchen, welche mit jener Anspielung durchaus unverträglich ist. Man kann „in der Gunst eines Großen Schutz finden,„ aber es würde kein guter Ausdruck seyn, wenn man von

jemand

jemand sagen wollte, „er finde in der Maske der „Verstellung Schutz.„ Denn eine Maske verbirgt zwar das Gesicht; aber sie gewährt keinen Schutz. Der Gegenstand einer Schilderung kann, wenn man will, „in glänzende Beywörter „eingekleidet werden;„ aber man kann ihn nicht eben sowohl „in auffallende Nebenumstände ein„kleiden:„ denn das Wort, Nebenumstände, deutet etwas an, was um den Gegenstand herumstehet, und kann also keinesweges von der Kleidung gesagt werden. Aufmerksamkeit dieser Art ist ein nothwendiges Erforderniß einer guten Schreibart. *)

Die bisherigen Bemerkungen gewähren nicht nur nähere Aufschlüsse über die Beschaffenheit der Sprache überhaupt, sondern sie zeigen uns auch zugleich die Ursachen, warum Tropen und Figuren die Lebhaftigkeit und Anmuth der Schreibart so vorzüglich befördern.

Erstens wird durch die Tropen und Figuren der Reichthum der Sprache vergrößert, und der Umfang der Bedeutungen erweitert. Sie sind das Mittel, Worte und Redensarten zu vervielfältigen, und zu dem Ausdrucke jeder Art von Begriffen geschickt zu machen, indem sie uns in

*) Eine nähere Ausführung dieser für die Grundsätze des guten Ausdrucks so wichtigen Bemerkung findet sich in einer Abhandlung des Hrn. Prof. Eberhard: über einige Schwierigkeiten der correcten Schreibart, im XXVI. der N. Biblioth. der schönen Wissenschaften.

Vorles. XV. Stand setzen, auch die kleinsten Verschiedenhei-
ten, die feinsten Schattirungen und Farbenmi-
schungen der Gedanken auszudrücken; ein Vor-
theil, welchen bloß eigentliche Wörter der Spra-
che nicht gewähren können, und dessen sie also oh-
ne die Beyhülfe der Tropen entbehren müßte.

Eben dieselben verschaffen zweytens der Schreibart eine gewisse Art von Würde. Der häufige Gebrauch gewöhnlicher Ausdrücke, deren das Ohr bereits zu sehr gewohnt ist, kann nicht fehlen, die Schreibart gewissermaßen zu erniedri-
gen. Wir würden daher in Fällen, wo es darauf ankommt, die Sprache zu dem Tone erhabener Ge-
genstände zu erheben, uns durchaus verlassen finden, wenn uns die Tropen und Figuren hier nicht zu Hülfe kämen, deren schicklicher Gebrauch in der Sprache ohngefähr eben die Wirkung hervorbringt, als das reiche und glänzende Gewand einer Stan-
desperson im bürgerlichen Leben. Schon der pro-
saische Vortrag muß oft durch dieses Hülfsmit-
tel gehoben werden: die Dichtkunst hingegen wür-
de, ohne den Gebrauch derselben, auf keine Wei-
se bestehen können. Figuren sind daher die gewöhn-
liche Sprache der Dichtkunst. „Die Sonne geht „auf,„ ist ein gemeiner und abgenuzter Ausdruck; aber es giebt ein großes herrliches Bild, wenn es da-
für bey Thomson heißt:

Des Tages mächtiger König steigt
Entzückt in Osten auf. — *)

Sagen,

*) But yonder comes the powerful king of day
Rejoicing in the east —

Sagen, daß „alle Menschen auf gleiche Weise dem „Tod unterworfen sind,„ ist ein sehr gewöhnlicher Gedanke; aber welchen lebhaften und starken Eindruck macht er nicht auf unsere Einbildungskraft, wenn er von Horaz folgender Gestalt ausgemahlt wird: Vorles. XV.

Mit gleichen Schlägen pocht
Des bleichen Todes Fuß am fürstlichen Pallast
Und an des Armen Hütte *)

oder wie es in einer andern Stelle heißt:

— den reichen Stolz empfängt
Kein Stolz gewisser, als des alten Orkus
Siebenfach umschränkte Burg.
Vergeblich strebst du weiter: Eine Höhle
Nimmt das Fürstenkind und nimmt
Den Sklaven auf — **)

Drittens, verschaffen uns die Figuren das Vergnügen, zwey Gegenstände zu gleicher Zeit und doch ohne Verwirrung vor Augen zu haben; nehmlich die auszudrückende Hauptidee und den begleitenden

*) Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres.
Hor. L. I. Od. 4.

**) Nulla certior tamen
Rapacis Orci fede destinata
Aula divitem manet
Herum. Quid ultra tendis? Aequa tellus
Pauperi recluditur
Regumque pueris etc.
Hor. L. II. Od. 18.

Vorles. XV.

tenden Nebenbegriff, oder das figürliche Gewand, in welchem uns jene dargestellt wird. Wir nehmen, wie sich Aristoteles ausdrückt, einen Gegenstand in dem andern wahr; eine Sache, die unserm Geiste jederzeit angenehm ist: denn nichts macht unserer Phantasie mehr Vergnügen, als die Bemerkung von Aehnlichkeiten, und überhaupt jede Art von Vergleichung. Nun aber gründen sich alle Tropen, ohne Ausnahme, auf irgend eine Aehnlichkeit oder Beziehung, in welcher gewisse Ideen oder Gegenstände mit einander stehen. Wenn ich, zum Beyspiel, statt „Jugendalter„ sage: „der Morgen des Lebens,„ so erweckt dieser Ausdruck auf einmal in der Phantasie alle die mannigfaltigen ähnlichen Umstände und Beziehungen, welche sich zwischen diesen beyden Ideen von selbst darbiethen. Meine Seele denkt sich zu gleicher Zeit einen gewissen Abschnitt des menschlichen Lebens, und eine gewisse Zeit des Tages, welche einander dergestalt ähnlich sind, daß die Einbildungskraft zwischen diesen beyden Ideen mit Vergnügen hin und her schwebt, und also zwey ähnliche Gegenstände, ohne Verwirrung oder Dunkelheit, mit einem Blick umfaßt. Aber nicht das allein, sondern

Die Figuren gewähren viertens auch noch den Vortheil, daß sie den darzustellenden Hauptbegriff oft in ein weit helleres und auffallenderes Licht setzen, als dieses bey dem gewöhnlichen und von der bedeutenden Nebenidee entkleideten Ausdrucke der Fall gewesen seyn würde. In der That ist diß einer ihrer wichtigsten Vorzüge, und man kann in die-

ser

ser Rücksicht mit Recht von ihnen sagen, daß sie sehr geschickt sind, den Vortrag faßlicher und lichtvoller zu machen. Sie verleihen der Idee, zu deren Bezeichnung sie gebraucht werden, eine mahlerische Gestalt; verwandeln einen abgezogenen Begriff gewissermaßen in einen sinnlichen Gegenstand, und verknüpfen ihn mit solchen Nebenumständen, welche die Seele in den Stand setzen, denselben fest zu halten und mit Muße zu betrachten. „Diejenigen Menschen, „sagt ein gewisser Schriftsteller, deren Umgang all„gemein gesucht wird, und die wir uns zu Gesell„schaftern jener stillern Stunden wählen, in welchen „wir uns von Sorgen und Kümmernissen zu erholen „wünschen, sind selten Personen von glänzenden Ei„genschaften, oder hervorstechenden Tugenden: auch „unser Gemüth verweilt, wenn es von dem Anblicke „glänzender Gegenstände ermüdet ist, am liebsten „auf sanfteren Mittelfarben.„ Die glückliche Anspielung, welche hier auf die wohlthätige Wirkung der grünen Farbe für das körperliche Auge gemacht wird, trägt offenbar in dieser Stelle nicht wenig dazu bey, den ganzen Gedanken der Seele des Lesers weit stärker und faßlicher zu überliefern, und diß bloß durch ein einziges Wort. Eine wohlgewählte Figur ist selbst für die Uiberzeugung nicht gleichgültig, sondern kann sehr oft gewisse Wahrheiten dem Geiste ungleich tiefer einprägen, als der gewöhnliche Ausdruck. Ein Beyspiel hiervon ist folgende Stelle aus Young's Werken: „Wer zu tief in dem Vergnügen wühlt, „setzt sich fast immer der Gefahr aus, einen Boden„satz aufzuregen, welcher dasselbe unrein und schäd„lich macht„ und so auch, wenn es an einem an-

dern

Vorles. XV.

dern Orte heißt: „aus einem von heftigen Leidenschaften durchglühten Herzen, müssen nothwendig „auch zu dem Kopfe betäubende Dämpfe aufsteigen.„ Ein Bild, in welchem sich eine so auffallende Aehnlichkeit zwischen einer sinnlichen und moralischen Idee zeigt, vertritt die Stelle eines analogischen Beweises, und wirkt, gleich ihm, auf die Uiberzeugung des Lesers.

Auch in Ansehung der zu erregenden angenehmen oder widerwärtigen Empfindungen, leistet ein schicklicher Gebrauch der Figuren sehr gute Dienste, indem es in unserer Gewalt stehet, die Einbildungskraft mittelst derselben auf solche verwandte Ideenreihen zu leiten, welche durch die angenehmen oder unangenehmen, edeln oder unedeln Nebenbegriffe, die sie in uns erwecken, nicht wenig beytragen, den hervorzubringenden Eindruck zu verstärken. Ist es uns darum zu thun, einen Gegenstand als schön oder prächtig darzustellen, so entlehnen wir die Bilder von den anmuthigsten oder glänzendsten Auftritten der Natur; der Gegenstand bekommt hierdurch ein mehr feyerliches Ansehn; der Geist des Lesers wird lebhafter gerührt, und geneigt gemacht, sich den anmuthigen und gefälligen Eindrücken zu überlassen, unter welchen wir ihm den Gegenstand zuführen. Diese Wirkung der Figuren ist in folgenden Zeilen eines bekannten Schriftstellers sehr glücklich geschildert, und durch die erhabene Figur, deren sich der Dichter bedient, in das schönste Licht gesetzt:

— — Bezaubernd tönet nun
Der Reiz der innern Melodie. Es träumt
Entzückt die Phantasie von heilgen Quellen,

Von

Von stillen Haynen, von Elysiums Fluren — Vorles. XV.
Gefällig neigt vom hocherhabnen Thron
Der forschende Verstand sein lauschend Ohr
Und lächelt. — — *)

Was bisher in Ansehung des Gebrauchs und der Wirkung der Figuren bemerkt worden ist, leitet natürlicher Weise zu einer Betrachtung über die bewundernswürdige Gewalt der Sprache; eine Gewalt, die in der That jeden Nachdenkenden in das höchste Erstaunen setzen muß. Welch' ein herrliches Uiberlieferungsmittel ist nicht die Sprache für die mannigfaltigsten Vorstellungen des menschlichen Geistes, ja selbst für die feinsten und zartesten Regungen der Einbildungskraft geworden? welch ein weitreichendes und biegsames Werkzeug ist sie nicht in der Hand desjenigen, der sich darauf versteht, von demselben Gebrauch zu machen? und wie bereitwillig zeigt sie sich, jede Gestalt anzunehmen, die es ihm gefällt, derselben einzudrücken? Die Sprache begnügt sich nicht mit einer bloßen Mittheilung der Begriffe und Gedanken; sie weiß jene Begriffe vor das Auge zu mahlen, und selbst den abstraktesten Vorstellungen gleichsam Farbe und Körper zu verleihen. Durch die Kunst, mit welcher sie sich der Figuren bedient, stellt sie uns gleichsam Spiegel auf, in welchen wir die Gegenstände

*) — Then the inexpressive Train,
Diffuses its enchantment. Fancy dreams
Of sacred fountains and Elysian groves,
And vales of bliss. The intellectual power
Bends from his awful throne a wond'ring ear,
And smiles. — —

Akenside. Pleas. of Imag. I. v. 124.

Vorles. XV. ständе zum zweytenmale nach dem Leben abgebildet erblicken. Sie unterhält uns mit einer fortgehenden Reihe der schönsten Gemählde; vertheilt Licht und Schatten auf die künstlichste Weise, um jeden Gegenstand auf das vortheilhafteste zu zeigen; mit einem Worte, die Sprache, die einst bloß eine rohe und unvollkommne Dollmetscherin der menschlichen Mängel und Bedürfnisse war, ist nach und nach das Werkzeug der höchsten und künstlichsten Verfeinerung geworden.

Doch es ist Zeit, jene Wirkungen des figürlichen Ausdrucks noch näher aus einigen Beyspielen erkennen zu lassen. Ich weiß in dieser Absicht keinen schicklichern Schriftsteller, als unsern Addison, dessen Einbildungskraft zu gleicher Zeit eben so reich, als richtig und nüchtern ist. Man erinnere sich der schönen Stelle, in welcher er den Eindruck, den das Licht und die Farben in unsrer Phantasie hervorbringen, zu schildern sucht, und zugleich dieselben nach Locks Grundsätzen als abgeleitete Eigenschaften betrachtet, welche keinesweges in der Materie selbst vorhanden, sondern als bloße Begriffe der menschlichen Seele anzusehen sind — und man wird mit Vergnügen wahrnehmen, welche anmuthige Züge er dieser philosophischer Erörterung einzuleiten weiß: „die „Gegenstände, sagt er, würden für unser Auge nur „wenig Reiz haben, wenn wir dieselben bloß in ihren „eigenthümlichen Gestalten und Bewegungen erblick„ten. Itzt hingegen, zeigt sich uns überall das „schönste Schauspiel und die anmuthigsten Erschei„nungen; Himmel und Erde prangen in unnachahm„licher Herrlichkeit vor unsern Blicken, und es giebt

„kei-

„keinen einzigen Theil der Schöpfung, von welchem „nicht einige Strahlen dieser idealischen Schönheit auf „uns zurückgeworfen würden. Welchen rauhen und „düstern Anblick hingegen würde uns die Natur „vorhalten, wenn alle Farbenmischung aus derselben „verschwinden, die verschiedenen Abstufungen von „Licht und Schatten auf einmal in einander schmel„zen sollten? Mit einem Worte, unsere Seele „schwebt und verliert sich gegenwärtig allenthalben „in der anmuthigsten Täuschung; wir irren, gleich „einem bezauberten Romanhelden umher, der die „herrlichsten Schlösser, Wälder und Fluren erblickt, „und zu gleicher Zeit von dem Gesange der Vögel, „von dem sanften Gemurmel eines Bachs entzückt „wird — allein irgend eine geheime Wendung des „Zauberstabs entrückt ihm auf einmal die ganze „herrliche Scene, und der trostlose Ritter findet sich „auf irgend eine dürre Heide, oder einsame Wüste „geschleudert. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß „der Zustand der Seele, nach ihrer ersten Trennung „von den Körper, in Ansehung der Bilder, welche „sie von der Materie empfängt, vielleicht hiermit ei„nige Aehnlichkeit haben kann.„ *)

Nachdem ich bisher den Ursprung, die Beschaffenheit und die Wirkung der Tropen ausführlich erläutert habe, so sollte ich nunmehr zur Betrachtung der verschiedenen Arten und Unterabtheilungen derselben fortgehen. Allein ich bin überzeugt, daß, wenn ich hierbey den gewöhnlichen Weg der bisherigen Schul-Rhetorik einschlagen wollte, diese Erörterung eben

*) Zuschauer, No. 413.

Vorles. XV. eben so langweilig als unfruchtbar ausfallen würde. Die meisten Lehrer der Redekunst scheinen es sich hauptsächlich zum Geschäft gemacht zu haben, mit unabläßigem, aber auch gewiß übelangewandtem Eifer eine lange Reihe von Unterabtheilungen für die mannigfaltigen Arten der Tropen zu erfinden, welche alle die verschiedenen Arten, wie ein Wort von seiner eigentlichen Bedeutung auf eine uneigentliche und figürliche übergetragen werden kann, umfassen sollen. Und hiermit glauben sie alles gethan zu haben, was sich billiger Weise von ihnen fordern läßt: gleich als ob die bloße Kenntniß der Namen und Gattungen, unter welche sich die mancherley Tropen bringen lassen, zu einem richtigen und nachdrucksvollen Gebrauche der Sprache ein so wesentlicher Beytrag wäre. Ich meines Theils, werde mich begnügen, mit wenig Worten vor dem Schlusse dieser Vorlesung noch eine allgemeine Uibersicht der verschiedenen Quellen, aus welchen sich die tropischen Bedeutungen der Worte überhaupt herleiten lassen, vorzulegen; worauf ich mich denn in den folgenden Vorlesungen zu einer nähern Betrachtung einiger der merkwürdigsten Sprachfiguren wenden, und hierbey mein Hauptaugenmerk hauptsächlich darauf richten werde, über den schicklichen Gebrauch des figürlichen Ausdrucks überhaupt, so viel es sich thun läßt, einige nützliche Regeln zu geben, und gegen die Irrthümer und Mißbräuche zu warnen, deren man sich in Ansehung dieses Theiles der Schreibart nur zu häufig schuldig macht.

Alle Tropen gründen sich, wie bereits bemerkt worden ist, auf das Verhältniß, in dem ein Gegenstand mit dem andern stehet, und Kraft welchem

die

die Benennung des einen statt der Benennung des andern gebraucht werden kann, so daß dadurch, wie man gemeiniglich hinzusetzt, die Lebhaftigkeit des ausdrückenden Begriffs merklich erhöhet wird. Alle diese Verhältnisse, welche bald von näherer, bald von entfernterer Beschaffenheit sind, können zu tropischen Ausdrücken Anlaß geben. Eine der vornehmsten und gewöhnlichsten Beziehungen dieser Art, ist das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung. Daher wird denn in der figürlichen Sprache die Ursache bisweilen für die Wirkung gesezt. Wenn, zum Beyspiel, Addison in seiner Schilderung von Italien sagt: „Man sieht hier Blüthen und Früchte und Blumen sich zu gleicher Zeit erheben, und das ganze Jahr sich in schöner Unordnung dem Auge darbiethen,„ so sieht man sogleich, daß der Ausdruck, „das ganze Jahr,„ hier nichts anders heissen soll, als die Erzeugnisse aller verschiednen Jahreszeiten. Eben so wird umgekehrt, in andern Fällen, die Wirkung für die Ursache gesezt. Zum Beyspiel, „graue Haare,„ heissen oft so viel, als das Alter, „welches graue Haare hervorbringt;„ Schatten, so viel, als die Bäume, welche den Schatten geben. Auch die Beziehung zwischen der Sache, die etwas enthält, und dem, was darinn enthalten ist, ist nicht minder auffallend und gewöhnlich, und mithin eine eben so natürliche Quelle der Tropen, als die vorher angegebnen.

Vorles. XV.

— Ille impiger hausit
Spumantem pateram et pleno se proluit auro —

Vorles. XV. heißt es beym Virgil, und jedermann sieht sogleich, daß die Schale und das Gold hier nichts anders bedeuten, als das Getränk, welches in der goldnen Schale enthalten war. Auf gleiche Weise wird der Name eines Landes öfters gebraucht, um die Bewohner desselben zu bezeichnen; das Wort Himmel ist ein gewöhnlicher Ausdruck für die Gottheit, weil man sich den Himmel als den Aufenthalt derselben zu denken gewohnt ist. Den Beystand des Himmels anrufen, heißt nichts anders, als den Beystand der Gottheit anrufen. Eine andere und ähnliche Quelle der Tropen ist das Verhältniß zwischen dem Zeichen, und der Sache, welche dadurch bezeichnet wird. Ein Beyspiel hiervon giebt der bekannte Vers:

Cedant arma togae; concedat laurea linguae.

Das Friedenskleid, als das Zeichen der bürgerlichen Beschäftigungen, und der Lorber, als das Zeichen des kriegerischen Ruhms, bedeuten hier nichts anders, als die kriegerischen und bürgerlichen Beschäftigungen selbst. Das Zepter übernehmen, oder den Thron besteigen, ist ein gewöhnlicher Ausdruck, für die Uibernehmung der obersten Gewalt. Tropen nun, welche sich auf die erwähnten Verhältnisse der Ursache und Wirkung, des Ortes und der Sache, die darinn befindlich ist, des Zeichens und der dadurch bezeichneten Sache beziehen, werden von den Rhetorikern unter dem Namen der Metonymie begriffen.

Gründet sich der Trope auf das Verhältniß zwischen dem, was vorhergeht, und dem, was unmittelbar darauf folgt, so heißt er Metalepsis, wie zum Beyspiel, wenn man im Lateinischen sagt, fuit

oder

oder vixit, um auszudrücken, daß jemand gestor- Vorles. XV.
ben, oder eine Sache nicht mehr vorhanden sey. Die bekannte Stelle:

„Fuit Ilium et ingens gloria Dardanidum„ —

bedeutet, daß der Ruhm von Troja dahin sey.

Setzt man das Ganze für einen Theil, oder einen Theil für das Ganze, die Gattung für die Art, oder die Art für die Gattung, die Zahl der Einheit für die Zahl der Mehrheit, oder umgekehrt; mit einem Worte, wenn man, statt den Gegenstand genau oder bestimmt anzudeuten, irgend etwas anders setzt, das mehr oder weniger begreift, so bekommt diese Figur den Namen Synekdoche. Es ist, zum Beyspiel, etwas sehr Gewöhnliches, einen Gegenstand durch irgend einen seiner merkwürdigsten Theile zu bezeichnen, wie in den Ausdrücken, eine Flotte von zwanzig Segeln, statt von zwanzig Schiffen; oder wenn wir das Wort Köpfe für Personen, Pole für die Erde, die Wellen für die See u. s. w. gebrauchen. Auf gleiche Weise wird auch bisweilen eine Eigenschaft genannt, statt des Wesens, das mit derselben begabt ist; zum Beyspiel, Jugend und Schönheit für junge und schöne Personen; und so auch, umgekehrt, bisweilen das Wesen für die Eigenschaft. Doch es ist unnöthig, dieses Verzeichniß, welches weiter von keinem beträchtlichen Nutzen ist, länger fortzusetzen. Was ich bisher gesagt habe, ist hinreichend, uns auf die große Mannigfaltigkeit jener zwischen den Gegenständen Statt findenden Verhältnisse aufmerksam zu machen, mittelst welcher die Seele von einer Vorstellung zu der andern hinüber geleitet

Vorles. XV. wird, und bey dem Namen der einen, den Begriff der andern gedacht wissen will. Immer ist es irgend eine begleitende Nebenidee, durch welche die Hauptvorstellung in der Einbildungskraft erweckt, und zwar gemeiniglich mit mehr Nachdruck erweckt wird, als wenn die Hauptidee selbst wäre ausgedrückt worden.

Noch habe ich desjenigen Verhältnisses nicht gedacht, welches bey weitem die ergiebigste Quelle der Tropen ist; nehmlich das Verhältniß der Gleichheit und der Aehnlichkeit. Dieses Verhältniß ist der Grund derjenigen figürlichen Ausdrücke, die unter dem Namen der Metaphern bekannt sind, und deren Wesen darinn bestehet, daß man, statt einen Gegenstand durch seine eigenthümliche Benennung zu bezeichnen, dafür irgend einen andern nennt, der ihm ähnlich ist; wodurch denn der Ausdruck eine Art von Gemählde wird, und daher nicht fehlen kann, eine weit lebhaftere oder anmuthigere Vorstellung der angedeuteten Sache in uns zu erwecken. Diese Figur kommt weit häufiger vor, als alle übrige zusammen genommen; und sowohl der prosaische als dichterische Vortrag verdankt ihr einen großen Theil seiner Schönheit und Anmuth. Sie verdient daher vor allen andern eine umständliche und ausführliche Betrachtung, mit welcher sich denn unsere nächste Vorlesung beschäftigen soll.

Sechzehnte Vorlesung.

Von der Metapher.

Nachdem ich bisher vorbereitungsweise einige allgemeine Anmerkungen über die figürliche Sprache überhaupt vorausgeschickt habe, will ich nunmehr noch von einigen Figuren, die wegen ihres häufigen Gebrauchs vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, besonders handeln. Ich mache den Anfang mit der Metapher. Diese Figur gründet sich einzig und allein auf die Aehnlichkeit, welche ein Gegenstand mit irgend einem andern Gegenstande zeigt. Sie ist daher mit dem Gleichnisse oder der Vergleichung ziemlich nahe verwandt, und genau betrachtet, nichts anders, als eine in einer verkürzten Einkleidung vorgetragene Vergleichung. Wenn ich von einem großen Staatsmann sage, daß er, „gleich einem Pfeiler, welcher die Last eines großen Gebäudes trägt, „den Staat aufrecht erhält;„ so ist diß eine ausdrückliche Vergleichung: aber wenn ich einen solchen Mann „die Stütze des Staats„ nenne; so ist nunmehr der Ausdruck eine Metapher. Die Vergleichung zwischen einem Minister und der Stütze eines Gebäudes, wird immer von der Seele angestellt, wenn sie schon nicht in solchen Worten ausgedrückt ist, die eine förmliche Vergleichung andeuten. Die Vergleichung

Vorles. XVI.

Vorles. XVI.

chung wird bloß herbeygeführt, aber nicht wörtlich ausgedrückt: man sezt voraus, daß der eine Gegenstand dem andern so ähnlich ist, daß auch ohne ausdrücklich gezogene Vergleichung, der Name des einen sich zu Bezeichnung des andern gebrauchen läßt. Die Metapher ist mithin eine lebhaftere und kräftigere Art, die Aehnlichkeiten auszudrücken, welche die Einbildungskraft zwischen gewissen Gegenständen wahrnimmt. Auch macht nichts der Phantasie mehr Vergnügen, als diese Art, die Dinge durch Entdeckung ihrer gegenseitigen Aehnlichkeiten zu vergleichen, und mittelst dieser gemeinschaftlichen Züge darzustellen. Die Thätigkeit unsers Geistes fühlt sich hierbey ohne Anstrengung beschäftiget; und dieses Gefühl wird durch das hinzukommende Bewußtseyn eines gewissen Scharfsinns doppelt angenehm. Wir dürfen uns daher nicht wundern, alle Sprachen sehr häufig mit Metaphern durchwebt zu finden. Selbst in das vertrauliche Gespräch schleichen sich dieselben ein, und drängen sich überhaupt bey jeder Gelegenheit unserm Ausdrucke auf. Die Worte, deren ich mich izt zufälliger Weise bey der Beschreibung der Metapher bedient habe, sind ein Beweis dieser Behauptung: denn verweben, einschleichen, aufdrängen, sind in der Bedeutung, in welcher sie hier genommen worden, metaphorische Ausdrücke, entlehnt von einer gewissen Aehnlichkeit, welche die Phantasie zwischen sinnlichen Gegenständen und der innern Verfahrungsart unsers Geistes wahrzunehmen glaubt: eben diese Ausdrücke sind indessen nicht minder klar, oder vielmehr in gewisser Rücksicht noch bedeutungsvoller, als wenn, statt ihrer, andere Worte in ihrer

rer eigentlichen und buchstäblichen Bedeutung ge- Vorles. XVI.
braucht worden wären.

Obgleich jede Metapher eine Vergleichung in sich schließt, und also in dieser Rücksicht eine Gedankenfigur ist, so rechnet man doch wegen des Umstandes, daß die Wörter hierbey nicht in einer buchstäblichen, sondern uneigentlichen und figürlichen Bedeutung genommen werden, dieselben unter die Tropen oder Wortfiguren. Vorausgesezt indessen, daß man nur sonst überhaupt mit der Natur der Metapher gehörig bekannt ist, so liegt, dünkt mich, wenig daran, ob man sie eine Figur oder einen Tropen nennen will. Ich habe dieselbe auf den Ausdruck der Aehnlichkeit zwischen zwey Gegenständen eingeschränkt: ich darf jedoch hierbey nicht unerinnert lassen, daß das Wort Metapher bisweilen in einem weitern Sinne gebraucht, und für alle und jede Art von figürlicher Bedeutung eines Wortes gebraucht wird, es mag sich nun diese Verwechselung des Ausdrucks auf Aehnlichkeit, oder auf irgend ein anderes zwischen den beyden Gegenständen wahrgenommenes Verhältniß gründen. Zum Beyspiel, wenn „graue Haare„ für hohes Alter gesezt werden, wie in dem Ausdrucke, jemandes graue Haare mit Bekümmerniß zum Grabe bringen, so wird dieser Ausdruck von einigen Schriftstellern eine Metapher genannt; wenn es schon genau genommen, das ist, was die Rhetoriker eine Metonymie nennen, das ist derjenige Trope, welcher die Wirkung für die Ursache sezt; denn man kann eigentlich nicht sagen, daß

Vorles. XVI. graue Haare dem hohen Alter ähnlich wären, sondern sie sind vielmehr Wirkungen desselben. Aristoteles in seiner Poetik nimmt das Wort Metapher in dieser weitern Bedeutung für jede Art von figürlichem Gebrauch eines Wortes, zum Beyspiel, wenn das Ganze für einen Theil, oder ein Theil für das Ganze, die Art für die Gattung, oder die Gattung für die Art gesezt wird. Es wäre jedoch unbillig, diesen scharfsinnigen Schriftsteller hierinn eines Mangels von Genauigkeit zu beschuldigen, da jene kleinern Unterabtheilungen und besondern Namen der Tropen zu den Zeiten dieses Weltweisen noch unbekannt, und erst die Erfindung späterer Redekünstler waren. Heut zu Tage hingegen, da jene Unterschiede einmal festgesezt sind, würde es zu unbestimmt seyn, wenn man jede Art von figürlicher Wendung bloß durch den Namen der Metapher bezeichnen wollte.

Unter allen Sprachfiguren kommt keine der Mahlerey so nahe, als die Metapher. Es ist ihr eigenthümlicher Vorzug, der Darstellung Licht und Stärke zu geben; geistige und abstrakte Begriffe dem Auge gleichsam sichtbar zu machen, indem sie ihnen Farbe und Körperlichkeit verleihet. Um diese Wirkung hervorzubringen, wird jedoch ein sehr feiner Pinsel erfordert. Denn die kleinste Nachlässigkeit setzt uns der Gefahr aus, statt die Deutlichkeit zu befördern, nur Dunkelheit und Verwirrung zu stiften. Es bedarf mithin gewisser Regeln für den schicklichen Gebrauch metaphorischer Ausdrücke. Ehe ich zu diesen Regeln

schrei-

schreite, will ich jedoch noch erst ein Beyspiel einer sehr glücklichen Metapher hierher setzen, um mittelst desselben den Vortheil dieser Figur in ihrem schönsten Lichte zu zeigen; ich entlehne dieses Beyspiel aus Lord Bolingbroke's Bemerkungen über die Geschichte von England. Dieser Schriftsteller drückt sich am Schlusse seines Werks von dem Betragen Karls des Ersten gegen sein letztes Parlament folgender Gestalt aus: „Es war ungefähr ein Mo„nat nach der Zusammenkunft des Parlaments, „als der König für gut befand, dasselbe zu entlas„sen. Unmittelbar, nachdem diese Entlassung gesche„hen war, hätte er diesen hastigen Schritt gern „wieder zurück genommen; aber seine Reue kam zu „spät. Und gewiß, er hatte Ursache, einen Schritt „dieser Art zu bereuen; denn das Gefäß war nun„mehr voll, und dieser lezte Tropfen machte, daß „die Wasser der Bitterkeit sich unaufhaltsam er„gossen. Doch ich lasse hier, fährt unser Schrift„steller fort, den Vorhang fallen, und beschließe „damit die gegenwärtigen Anmerkungen.„ — Diese Stelle ist überaus glücklich. Die gewählte Metapher wird durch mehrere Redensarten hindurch fortgesezt. Das Gefäß steht hier für den Staat, oder die Gedult der Nazion, es heißt voll, in wie fern diese leztere schon durch vorhergehende Unterdrückungen und Beeinträchtigungen auf das höchste gereizt war; der Ausdruck lezter Tropfen, bezieht sich auf die neuerliche Bewegung, in welche die Gemüther durch jene gewaltsame Entlassung des Parlaments gesetzt worden, und das Ergießen der Wasser der Bitterkeit drückt in wenig Wor-

Vorles. XVI.

Vorles. XVI. ten alle die Wirkungen der Rache aus, zu welchen sich ein in Aufruhr gebrachtes Volk nunmehr den Zügel ließ.

Es sey mir erlaubt, bey Gelegenheit dieser Stelle im Vorbeygehen zweyerley zu bemerken. Erstlich, giebt es keine geistvollere und anständigere Art, die Betrachtung eines Gegenstandes zu endigen, als eine dergleichen am Schlusse wohl angebrachte Figur. Die nur angeführte Stelle ist mir ein einleuchtender Beweis dieser glücklichen Wirkung. Der Verfasser tritt gleichsam auf die schicklichste Art ab, und läßt einen eben so starken als dauerhaften Eindruck von seinem Gegenstande in der Seele des Lesers zurück. Ulibrigens, und diß ist meine zweyte Bemerkung, läßt sich aus eben dieser Stelle auch zugleich der Vorzug einsehen, welchen eine Metapher sehr oft vor einer eigentlichen Vergleichung behauptet. Wie sehr würde der Nachdruck des hier vorgetragenen Gedanken gelitten haben, wenn Bolingbroke zu Einkleidung desselben ein förmliches Gleichniß gewählt; wenn es zum Beyspiel geheissen hätte: „und gewiß, der „König hatte Ursache, einen Schritt dieser Art zu „bereuen; denn der Zustand der Nazion, die sich „bereits nur zu sehr unterdrückt und zum Wider„stande gereizt fühlte, glich einem Gefäß, das nun „eben voll ist, und diese neu hinzugekommene Be„leidigung machte, gleich dem lezten zugegossenen „Tropfen, daß ihre Wuth und Rache wie Was„ser der Bitterkeit überfloß.„ Der Unterschied zwischen diesem Gleichnisse und jener Metapher ist

zu auffallend, als daß ich nöthig hätte mich länger dabey aufzuhalten. Vorles. XVI.

Der Beyfall, welchen ich dieser, aus Lord Bolingbroke's Werken angeführten Stelle ertheilt habe, macht, daß ich es für Pflicht halte, hier ein für allemal zu erinnern, daß, wenn ich mir schon bisweilen Anführungen aus diesem Schriftsteller als Beyspiel der Schreibart erlauben werde, es doch bloß sein Ausdruck, nicht aber seine Gedanken sind, was mir Lob zu verdienen scheint. In der That giebt es, meiner Uiberzeugung nach, wenig Werke in der Englischen Sprache, aus denen sich, was ihren Inhalt betrifft, minder Nutzen oder Vortheil erwarten läßt, als eben Lord Bolingbroke's Werke. Seine politischen Schriften haben das Verdienst eines lebhaften und beredten Vortrages; aber auch nur dieses: denn was ihren eigentlichen Inhalt betrifft, so sind sie bloß vorübergehende Aeußerungen des Partengeistes und der erhitzten Streitsucht, und zeichnen sich als solche vor ähnlichen Werkchen unserer Tage weiter durch nichts Besonderes aus. Die nachgelassenen, oder wie man sie gewöhnlich nennt, die philosophischen Werke dieses Schriftstellers, in welchen er die Religion angreift, haben noch weniger Verdienst: denn die Schreibart derselben ist eben so nachlässig, als die Art zu urtheilen flüchtig und übereilt. Im Ganzen genommen, ist dieser Schriftsteller ein trauriges Beyspiel vorzüglicher Anlagen und Geisteskräfte, welche aber durch Leidenschaften und Partengeist eine so verkehrte Richtung erhalten haben, daß nicht nur sein Andenken

mit

Vorles. XVI.

mit wenig Ruhm auf die Nachkommenschaft kommen dürfte, sondern daß auch seine Schriften gar bald, wie diß schon gegenwärtig der Fall ist, in Vergessenheit und Verachtung sinken werden.

Doch es ist Zeit, von dieser Ausschweifung wieder zu meinem Hauptgegenstande zurückzukehren, und einige der vornehmsten Regeln aufzustellen, deren Beobachtung bey dem Gebrauche der Metaphern nützlich seyn kann, und mit weniger Veränderung auch auf die übrigen Tropen anwendbar ist.

Das erste Erforderniß ist: die Metapher muß der Natur des Gegenstandes angemessen seyn; sie muß nicht allzu häufig angebracht werden, und in Beziehung auf den Ton des Ganzen weder zu witzig noch zu erhaben seyn: denn es ist eben so unschicklich, einem Gegenstande mittelst derselben einen übertriebenen Grad der Erhabenheit mittheilen zu wollen, als ihn auf der andern Seite zu sehr unter seine eigenthümliche Würde herabzusetzen; eine Rücksicht, deren Beobachtung man bey dem figürlichen Ausdrucke überhaupt nicht aus der Acht lassen darf. Gewisse Metaphern sind in Gedichten zulässig, und sogar schön, welche in Prosa gebraucht, abgeschmackt und unnatürlich seyn würden; und eben so lassen sich gewisse andere sehr wohl in einem rednerischen Vortrage anbringen, welche in philosophischen und historischen Schriften offenbar unschicklich seyn würden. Wir müssen immer daran denken, daß Figuren nichts anders sind, als das Gewand unserer Gedanken.

Wie es nun eine gewisse natürliche Uibereinkunft der Kleidung mit dem Charakter oder dem Stande dessen giebt, der sie trägt, und eine Verletzung dieses Verhältnisses jederzeit merklich auffällt; so findet eben dieses auch in Ansehung der figürlichen Einkleidung unserer Gedanken Statt. Ein übertriebener, oder unzeitiger Gebrauch der Figuren giebt unserer Schreibart das Ansehn von Ziererey und falschem Putz, und dient, statt den Gegenstand zu erheben, nur dazu, die Würde desselben zu vermindern. Denn, so wie im wirklichen Leben die wahre Würde sich auf den Charakter gründen muß, nicht aber auf das Kleid und den äußern Schein; eben so muß auch die Würde einer Schrift aus den Gesinnungen und Gedanken entspringen, und nicht aus fremden Zierrathen. Zu sichtbares Bestreben um Verzierung, ist in den Augen der Verständigen eben so wenig Empfehlung für ein Buch, als für einen Menschen. Figuren und Metaphern dürfen also in keinem Falle zu häufig ausgestreuet werden, und nie von einer Beschaffenheit seyn, die dem Tone der herrschenden Gemüthsstimmung entgegen ist. Nichts kann unnatürlicher seyn, als wenn ein Schriftsteller eine Reihe von Schlüssen in einer solchen figürlichen Sprache vorträgt, deren er sich, zum Beyspiel, in einer Schilderung irgend eines anziehenden Gegenstandes würde haben bedienen können. Bey Stellen, die etwas beweisen sollen, ist es uns bloß um Deutlichkeit zu thun; bey Schilderungen und Beschreibungen erwarten wir einen mahlerischen Vortrag; bey Eintheilungen oder Erzählungen, eine einfache und ungeschmückte Schreibart,

Vorles. XVI.

art. Eines der größten Geheimnisse der Kunst zu schreiben ist, zu wissen, wo und wenn man auf allen Schmuck des Ausdrucks Verzicht zu thun hat. Nur hierdurch erhalten am rechten Orte angebrachte Verzierungen ihren Werth, und zugleich einen höhern Grad von Reiz. Die richtige Vertheilung des Schatten ist es, was die Wirkung des Lichtes und der Farben am glücklichsten hebt. „Nur derjenige ist wahrhaft beredt, sagt Cicero, „der niedrige Gegenstände einfach, wichtige mit „Würde, und mittlere in einem weder zu erhabe„nen, noch zu gemeinen Tone, vorzutragen weiß. „Denn wer sich in keinem Falle ruhig, gesezt, be„stimmt, und genau auszudrücken weiß, sondern „immer nur damit anfängt, seine Zuhörer ohne „alle weitere Vorbereitung in Feuer zu setzen, be„kommt das Ansehn eines Wahnsinnigen oder ei„nes Trunkenen, der sich unter nüchternen und „vernünftigen Leuten dem wilden Taumel seines „unnatürlichen Zustandes überläßt.„ *) Diese Warnung kann hauptsächlich jungen Leuten und Anfängern in der Kunst zu schreiben nützlich seyn, die gemeiniglich nur allzu geneigt sind, sich durch eine

über-

*) Is enim est eloquens, qui et humilia subtiliter, et magna graviter, et mediocria temperate potest dicere. — Nam qui nihil potest tranquille, nihil leniter, nihil definite, distincte potest dicere, is, cum non praeparatis auribus inflammare rem coepit, furere apud sanos, et quasi inter sobrios bacchari temulentus videtur.

Cic. de Orat.

übereilte Bewunderung alles dessen, was sich durch Bildlichkeit und glänzenden Schimmer empfiehlt, hinreissen zu lassen, ohne daran zu denken, in wie fern jene Eigenschaften an ihrer Stelle sind oder nicht. *)

Vorles. XVI.

Die zweyte Regel, welche sich in Ansehung des bildlichen Ausdrucks geben läßt, betrifft die Wahl der Gegenstände, von welchen die Metapher, oder auch andere Tropen entlehnt werden. Das Gebiethe der figürlichen Sprache ist von sehr weitem Umfange. Die ganze Natur eröfnet uns ihre Schätze und erlaubt uns, von allen sinnlichen Gegenständen Züge zur Darstellung geistiger oder moralischer Begriffe zu sammeln. Nicht bloß die fröhlichen und glänzenden, sondern auch ernste und furchtbare, ja selbst düstre und schreckenvolle Gegen-

*) Der Verfasser führt als ein Beyspiel eines unschicklichen Gebrauchs der Tropen folgende Stelle aus Smollets Geschichte von England an, wo es von einem im Parlamente anfangs heftig bestrittenen Antrage heißt: „er sey dennoch endlich auf der Fluth einer „großen Mehrheit der Stimmen durch beyde Häuser „hindurch geschwommen, und glücklich in dem sichern „Hafen der königlichen Billigung eingelaufen„ — und setzt hinzu, daß kein Mensch von Geschmack Stellen dieser Art ohne Unwillen lesen könne. Was würde er nicht erst gesagt haben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, mit der aufgedunsenen Kraftsprache bekannt zu werden, zu welcher eine übel verstandne Nachahmung schäkspearisirender Genieen einige unserer aufbrausenden Kunstjüngerlein ohnlängst verführt hat!

Vorles. XVI.

genstände der Sinne können, in verschiednen Fällen, mit Schicklichkeit zur Verschönerung des Ausdrucks gebraucht werden; nur dafür hat man sich zu hüthen, daß man nie von solchen Vergleichungen Gebrauch macht, welche niedrige, gemeine, oder schmutzige Vorstellungen in der Seele erregen. Selbst wenn die Metapher in der Absicht gewählt wird, um einen Gegenstand zu erniedrigen und herab zu setzen, muß der Schriftsteller sich hüthen, durch Anspielungen dieser Art dem Leser Ekel zu erwecken. Cicero tadelt einen Redner seiner Zeit, der einen Gegner von sich stercus curiae genannt hatte; „eine Metapher, sagt er, der es zwar nicht „an Aehnlichkeit fehlt, aber die der Einbildungs„kraft einen unangenehmen Gegenstand der Ver„gleichung vorhält.„ Es ist daher ein unverzeihlicher Fehler, sich zumal bey Gegenständen von einer gewissen Würde niedriger und gemeiner Metaphern zu bedienen. Die Abhandlung „über die „Kunst zu sinken,„ welche sich in Swifts Werken befindet, liefert ein reiches und belustigendes Verzeichniß von Beyspielen dieser Art, wo Schriftsteller durch unschicklichen Gebrauch der Figuren ihren Gegenstand erniedriget haben, statt ihn, ihrer Absicht gemäß, zu erheben. Auch berühmtere Schriftsteller, als die dort angeführten, haben sich bisweilen dieses Fehlers schuldig gemacht. So ist, zum Beyspiel, der Erzbischof Tillotson in der Wahl seiner Metaphern nicht immer sorgfältig genug. Er läßt in seiner Predigt über das jüngste Gericht unter andern die Welt „um die Ohren des Sünders knacken,„ u. s. w. Auch Shakespear,

dessen

dessen Einbildungskraft sich mehr durch Kühnheit und Reichthum, als durch Feinheit und sorgfältige Wahl der Bilder auszeichnet, giebt der Kritik in dieser Rücksicht manche Blöße *). Vorles. XVI.

Drittens ist es ein wesentliches Erforderniß, daß die Aehnlichkeit, auf welche sich die Metapher gründet, deutlich und in die Augen fallend, nicht aber dunkel oder weit hergeholt sey. Aus der Uibertretung dieser Regel entstehen die sogenannten harten oder gezwungenen Metaphern, welche jederzeit mißfallen, weil sie den Leser in Verlegenheit setzen, und statt den Gedanken zu erläutern, ihn nur dunkel und unverständlich machen. Kein Englischer Dichter ist reicher an Metaphern dieser Art, als Cowley **). Dieser Schriftsteller, und noch einige andere

*) Ein sehr auffallendes Beyspiel dieser Art liefern folgende Zeilen in seinem Heinrich V.

An those, that leave their valiant bones in
France,
Dy ing like men, though buried in your
dunghills
They shall be fam'd; for there the sun shall
greet them
And draw their honours *reeking* up to heaven.
Act. IV. Sc. 8.

Eine Stelle, deren Uibersetzung Leser von feinerem Geschmacke schwerlich vermissen werden.

**) Statt durch Einrückung der von unsrem Kunstrichter zur Bestätigung seines Ausspruchs ausgehobnen

Vorles. XVI.

dere seiner Zeitgenossen, scheinen es für die höchste Vollkommenheit des Witzes gehalten zu haben, Aehnlichkeiten zwischen Gegenständen zu bemerken, auf welche kein anderer Mensch fallen würde, und noch über diß diese Metaphern so weit zu treiben, daß es wirklich Anstrengung kostet, ihnen zu folgen, und den Sinn derselben zu erreichen. Allein ein solches Verfahren macht die Metapher zum Räthsel, und ist gerade das Gegentheil der Vorschrift, welche Cicero in dieser Rücksicht giebt: „die Metapher, „sagt er, muß bescheiden seyn, damit es das Ansehn gewinnt, daß sie herbeygeführt worden, nicht „aber sich mit Gewalt an eine fremde Stelle eingedrängt habe: auch muß sie dem Schriftsteller freywillig und ohne Zwang entgegen gekommen „seyn." *) — Gemeine und abgenutzte Aehnlichkeiten sind allerdings zu vermeiden, und ein großer Theil des Reizes der Metapher besteht offenbar darinn, daß sie neu und ungewöhnlich ist. Allein wenn die Aehnlichkeit, auf welche sich die Metapher gründet, allzu weit entfernt ist, und ganz außerhalb dem gewöhnlichen Wege der Gedanken liegt, so wird eine

Stellen dem Leser Langeweile zu machen, verweisen wir lieber auf Johnsons lehrreiche Beurtheilung dieses metaphysischen Dichters, in dessen Nachrichten von einigen Engl. Dicht. I. Th. S. 34. u. ff. der deutsch. Uibersetzung.

*) Verecunda debet esse translatio; ut deducta esse in alienum locum, non irruisse; atque ut voluntario, non vi veniisse videatur.

De Orat. L. III. c. 53.

ne solche Metapher außer ihrer Dunkelheit den Nachtheil haben, erkünstelt und gesucht zu scheinen. Nun aber verliehrt die Metapher so wie jede andere Verzierung ihre ganze Schönheit, sobald sie aufhört, leicht und natürlich zu scheinen.

Das Mittel, durch welches einige Schriftsteller bisweilen eine harte Metapher zu mildern suchen, indem sie derselben ein gleichsam, oder, wenn ich so sagen darf, zum Begleiter geben, macht die Sache keinesweges gut. Es bleibt immer ein unschicklicher Zusatz, und Metaphern, welche der Entschuldigung eines gleichsam bedürfen, sollten immer lieber unterdrückt werden. Eben dieses gilt auch von Metaphern, die aus irgend einer besondern Wissenschaft oder Kunst entlehnt werden, und eben daher nicht fehlen können, den meisten Lesern dunkel und unverständlich zu seyn.

Eine vierte Rücksicht, welche man bey dem Gebrauch der Metaphern zu beobachten hat, bestehet darinn, daß man nie figürliche und eigentliche Ausdrücke unter einander wirft, nicht Gedanken in einem und demselben Satze aufstellt, von welchen ein Theil metaphorisch, das übrige aber wörtlich verstanden werden soll; eine Mischung, die nicht fehlen kann, eine sehr unangenehme Verwirrung hervorzubringen *). Beyspiele dieser Art, welche selbst bey guten Schriftstellern *) häufig vorkommen, werden uns die Verbind-

*) Sollte nicht vielleicht die Stelle im La Fontaine hieher zu rechnen seyn, wo es in der Erzählung von dem Greise und den drey Jünglingen heißt:

Quel

Vorles. XVI.

bindlichkeit unserer Regel, und den Grund derselben, noch deutlicher einsehen lassen. Pope läßt, in seiner Uibersetzung der Odyssee, Penelopen, als sie die plötzliche Abreise ihres Sohnes, des Telemachs, beweint, sagen: „auch die andere Säule des Staa„tes ist dahin; und zwar ohne Abschied genommen, „oder auch nur um meine Einwilligung angesucht zu „haben *). „ Telemach wird uns hier erst als eine Säule gezeigt, die aber unmittelbar darauf wieder zu

Quel *fruit* de ce labeur pouvez vous *receuillir?*

Wenigstens macht der Umstand, daß hier von der Anpflanzung von Bäumen die Rede ist, den Ausdruck merklich schielend und zweydeutig.

*) Long to my joys my dearest Lord is lost,
His country's Duckler, and the Grecian boast;
Now from my fond embrace by tempests torn,
Our *other column* of the state is borne,
Nor took a kind *adjeu*, nor sought *consent*..

Od. IV. 962.

Das griechische Original weiß nichts von dieser Unschicklichkeit:

Ἡ πριν μεν ποσιν ἐθλον ἀπώλεσα θυμολεοντα
Παντοιης ἀρετῆσι κεκασμενον ἐν Δαναοισι
Ἐθλον, τε κλεος ἐυρυ καθ' Ἑλλαδα και μεσον Ἄργος
Νυν δ' αυ παιδ' ἀγαπητον ἀνηρειψαντο θυελλαι
Ἀκλεα ἐκ μεγαρων, ἐδ' ὀρμηθεντος ἀκουσα.

Od. IV. 724.

zu einer Person wird, der es obgelegen hätte, Ab- Vorles.
schied zu nehmen, und um Erlaubniß ihrer Entfer- XVI.
nung anzusuchen. Diese beyden Vorstellungen sind offenbar mit einander unverträglich. Der Dichter hätte entweder die Idee eines jungen Helden im wörtlichen Verstande beybehalten, oder, wenn er für gut befand, ihn unter dem Bilde einer Säule darzustellen, demselben nichts zuschreiben sollen, als was mit diesem Bilde übereinstimmt. Er hatte keinesweges die Freyheit, dieser Säule menschliche Handlungen und Eigenschaften beyzulegen. Dergleichen unnatürliche Zusammensetzungen machen ein Bild nur unkenntlich, und haben die Folge, daß unsere Einbildungskraft zwischen der wörtlichen und figürlichen Bedeutung hin und her schwankt, ohne eine von beyden fest halten zu können. Die Regel, welche Horaz in Ansehung der dramatischen Charaktere giebt, muß von den Schriftstellern auch in Ansehung der Figuren beobachtet werden:

— Verträglich mit sich selbst, erhalte
Er bis zum Schluß sich so, wie er begann.*)

Ossians Werke zeichnen sich unter andern auch durch eine Menge schöner und richtiger Metaphern aus. So heißt es, zum Beyspiel, von einem Helden:

„Im Frieden gleichst du den Auen des Früh-
„lings, im Winter dem Sturme, der vom
„Gebürg in die Ebne herabstürzt: „

*) — Servetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.

Vorles. XVI.

oder von einer Jungfrau:

„Sie war von dem Lichte der Schönheit über-
„strahlt; aber ihr Herz war der Sitz des
„Stolzes.„

Indessen finde ich doch auch eben daselbst ein Beyspiel des Fehlers, den ich nur eben getadelt habe:

„Trothal ergoß sich mit dem Strome seiner
„Mannschaft; aber sie trafen an einen Felsen:
„denn unerschüttert stand Fingal; gebrochen
„prallten sie von seiner Seite zurück, aber nicht
„ohne Gefahr; denn der Speer des Königs
„verfolgte ihre Flucht.„

Die Metapher im Anfange dieser Stelle ist sehr glücklich gewählt. Der Strom, der unerschütterte Fels, die Wellen, welche gebrochen zurückprallen; alle diese Ausdrücke sind der Natur und den Gesetzen der figürlichen Sprache vollkommen angemessen: aber wenn es am Ende heißt: nicht ohne Gefahr; weil der Speer des Königs ihre Flucht verfolgte, so wird hier der eigentliche und uneigentliche Ausdruck auf eine unschickliche Weise vermischt, indem eben derselbe Gegenstand uns zu gleicher Zeit unter dem Bilde von Wellen dargestellt wird, die von einem Felsen zurückprallen, und hinwiederum als Menschen, die verfolgt, und mit einem Speer verwundet werden können. Ist es aber fehlerhaft, den eigentlichen und metaphorischen Ausdruck auf die Weise in einander zu verflechten; so sieht man leicht, daß es

Fünf-

Fünftens ein noch weit größerer Fehler seyn muß, zwey verschiedene Metaphern von einem und demselben Gegenstande zu gebrauchen. Man nennt dieses vermischte Metaphern; und sie sind offenbar der größte Mißbrauch, der sich in Ansehung dieser Figur machen läßt. Von dieser Art ist, zum Beyspiel, Shakespear's Ausdruck: „die Waffen ge„gen ein Meer von Unruhen ergreifen (to take „arms against a sea of trobles.)„ Schon Quintilian hat gegen diesen Fehler, der ein so unnatürliches, und von der Einbildungskraft durchaus nicht zu fassendes Gemisch von Bildern hervorbringt, hinlänglich gewarnt: „man habe besonders darauf „Acht, sagt er, daß man mit derselben Art von Me„tapher endige, mit welcher man angefangen hat. „Denn leider ist es nichts Ungewöhnliches, daß „mancher, der mit einem Sturme begonnen hat, mit „einer Feuersbrunst oder mit einem Erdbeben be„schließt: eine Ungleichheit, die für das Gefühl des „feinern Lesers äußerst widrig ist *).„ Man bemerke, zum Beyspiel, welche unverträgliche Zusammenstellung von Gegenständen sich Shakespear in folgender Stelle erlaubt hat, wo er den Zustand von Personen schildern will, die allmählig wieder aus der Bezauberung, in welcher ihre Sinne gefangen lagen, zu erwachen beginnen:

Vorles. XVI.

*) Id imprimis est custodiendum, ut quo genere coeperis translationis, hoc finias. Multi autem, cum initium a tempestate sumserunt, incendio aut ruina; quæ est inconsequentia rerum foedissima.

Instit. Orat. L. VIII.

Vorles. XVI.

„Die Bezauberung wird auf einmal vorüber
„seyn. So wie der Morgen in die Nacht ein-
„bricht, wie Finsterniß hinweg schmelzt, so
„fangen schon ihre aufgehenden Sinne an, die
„unwissenden Nebel zu verjagen, welche die
„Klarheit der Vernunft umhüllen. *) „

In dieser Stelle werden so viel unschickliche Dinge mit einander verknüpft, daß die Phantasie durchaus kein deutliches Bild erhalten kann: der Morgen, welcher in die Finsterniß einbricht, (stealing upon the night) und dieselbe zu gleicher Zeit schmelzt; menschliche Sinne, welche die Nebel verjagen, und zwar Nebel, die unwissend sind, und die Vernunft gleich einem Mantel umhüllen! Eine ähnliche Stelle findet sich in einem andern Stücke desselben Dichters:

„O sprich noch einmal, leuchtender Engel!
„denn du bist meinen Augen so glorreich, da
„du über meinen Haupte schwebst, wie ein ge-
„flügelter Bothe des Himmels, den mit em-
„por gekehrten, staunenden Blicken die Sterb-
„lichen, die auf den Rücken fallen, an-
„staunen, wenn er über die träg vorüber gleiten-
„den

*) — The charm dissolves apace,
And as the morning steals upon the night
Melting the darkness, so their rising senses
Begin to chase the ignorant fumes, that mantle
Their clearer reason.

The Tempest.

„den Wolken schreitet, und auf dem Busen der „Luft dahin segelt. *)„

Hier wird der Engel vorgestellt, wie er in einem und demselben Augenblicke über die Wolken dahin schreitet, und auf der Luft segelt, und zwar auf dem Busen der Luft; Züge, die ein so verworrenes Gemählde machen, daß es der Einbildungskraft unmöglich wird, dasselbe zu fassen.

Aber auch sorgfältigere Schriftsteller, als Shakespear, machen sich bisweilen einer solchen Vermischung der Metaphern schuldig. Selbst unserm Addison sind auffallende Stellen dieser Art entwischt. So heißt es, zum Beyspiel, in einem Aufsatze des Zuschauers:

„Es giebt keinen einzigen Gesichtspunkt, aus „welchem sich die menschliche Natur betrachten „läßt, der nicht hinreichend wäre, jeden Keim „des Stolzes auszulöschen.„

Wer fühlt hier nicht, wie wenig die in diesen Zeilen mit einander verknüpften Begriffe zusammen passen, und wie unschicklich es ist, von einem Gesichtspunkte zu sagen, daß er etwas auslöschet, und von Keimen, daß sie ausgelöscht werden?

*) — — — as glorious,
As is a winged messenger from heaven,
Unto the white upturned wondering eyes
Of mortals, thut fall back to gaze on him,
When he bestrides the lazy pacing clouds,
And sails upon the bosom of the air.
Rom. a. Iuliet.

Vorles. XVI.

Einen gleichen Vorwurf scheint die bekannte Stelle im Horaz zu verdienen, wo es heißt:

Urit enim fulgore suo, qui prægravat artes
Infra se positas — —

Die Idee von Glanz, und die Idee einer niederdrückenden Last, können auf keine Weise durch die Metapher zu einem gemeinschaftlichen Bilde verbunden werden. Eben dieses gilt vielleicht auch von einer andern Stelle desselben Dichters:

Ah! quanta laboras in Charybdi,
Digne puer meliore flamma!

Ein Wasserwirbel (charybdis) wird hier eine Flamme genannt, die des edlen Jünglings nicht würdig genug sey; und dieser Ausdruck soll so viel sagen, als: der Jüngling sey in der Wahl des Gegenstandes seiner Liebe unglücklich gewesen. Freylich ist Flamme beynahe ein eigentlicher Ausdruck für die Leidenschaft der Liebe geworden; aber da dieses Wort doch noch immer einige Spur seiner ursprünglichen Bedeutung beybehält, so läßt es sich auf keine Weise mit dem Wasser zusammenstellen, und mit ihm in eine und dieselbe Metapher verbinden. So hat sich auch Pope, wie mich dünkt, nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn er seine Heloise in dem Briefe an Abälard sagen läßt: „keine unbefriedigte „Leere bleibt schmerzend in der Brust zurück; — *)„ denn

*) All theu is full, possessing and possest,
No craving *voit* left *aking* in the breast.
Hel. to Abel.

denn läßt sich wohl von dem, was leer ist, sagen, daß es schmerzt? Vorles. XVI.

Man hat, um die Schicklichkeit der Metaphern in Ansehung der Verträglichkeit ihrer Züge zu prüfen, eine gute Regel gegeben, welche darinn bestehet, daß man jene Metaphern als eine Art von Gemählde betrachte, und dabey bemerke, ob die Theile zusammenstimmen, und was für ein Bild das Ganze geben würde, wenn man es von der Hand des Künstlers dargestellt sähe. Man wird auf diese Weise bald inne werden, ob man unverträgliche Züge mit einander vermischt, und also abentheuerliche Bilder von der nur gedachten Art vorgebracht, oder den Gegenstand in einem natürlichen, oder durchaus übereinstimmenden Lichte gezeigt hat.

So wie es aber ein Fehler ist, die Metaphern unter einander zu mischen, so hat man sechstens auch darauf zu sehen, daß man nicht mehrere derselben in Ansehung eines und desselben Gegenstandes häufe. Jede dieser Metaphern mag immer, an sich selbst betrachtet, schicklich seyn; so wird doch die Zusammenstellung derselben eine ähnliche Art von Verwirrung hervorbringen, als die gemischte Metapher. Die folgende Stelle des Horaz kann uns hiervon überzeugen:

Motum ex Metello consule civicum,
Bellique causas, et vitia, et modos,
Ludumque fortunæ, gravesque
Principum amicitias, et arma
Nondum expiatis uncta cruoribus,
Periculosæ plenum opus aleæ,

Tractas,

Vorles. XVI.

Tractas, et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

Lib. II. 1.

Diese an sich sehr dichterischen Zeilen bleiben immer in gewisser Rücksicht hart und dunkel; und die Ursache hiervon ist keine andere, als daß in denselben drey verschiedene Metaphern zusammen gestellt werden, um auszudrücken, welch einem schweren Unternehmen sich Pollio, durch seine Geschichte der bürgerlichen Kriege, unterziehe. Der Dichter läßt ihn erstlich Waffen berühren, die noch von unversöhntem Bürgerblute triefen; dann ein Werk voll der gefährlichsten Würfe beginnen; und zuletzt über einen Brand einhergehen, der noch unter trügerischer Asche glühet. Es kann nicht fehlen, daß es der Einbildungskraft schwer wird, sich durch so verschiedene Schilderungen, welche ihr in schneller Aufeinanderfolge von einem und demselben Gegenstande dargebothen werden, hindurch zu arbeiten.

Die siebente und letzte Regel, welche ich hier noch in Ansehung des Gebrauchs der Metapher geben will; bestehet darinn, daß man auch die schicklichste Metapher nicht zu weit verfolge. Wenn man bey der Aehnlichkeit, auf welche sich der figürliche Ausdruck gründet, zu lange verweilt, und dieselbe auf alle kleine Nebenumstände ausdehnet, so wird aus der Metapher eine Allegorie; wir ermüden den Leser, der dieses Spieles der Phantasie überdrüßig wird, und machen unsern Vortrag dadurch undeutlich. Cowley verfällt sehr oft in diesen Fehler, und die Härte und falsche Spitzfindigkeit seines figürlichen

chen Ausdrucks fließt größtentheils aus dieser Quelle. Auch Shaftsbury verfolgt gemeiniglich seine Metaphern viel zu weit. Sein Hang für jede Art von Verschönerung der Schreibart machte, daß es ihm außerordentlich schwer wurde, sich von einer Figur, die ihm einmal gefiel, wieder los zu reissen. Nachdem er, zum Beyspiel, in seinen Rathschlägen für junge Schriftsteller (Advice to an Author) des Nachdenkens oder des Selbstgesprächs als der schicklichsten Art erwähnt hat, sich seiner Ideen zu entladen, verfolgt er dieses Bild mehrere Blätter hindurch unter den mannigfaltigen Anspielungen „der Befreyung von Cruditäten; des Auswerfens von Gäscht und Schaum; der körperlichen Ausleerung; des besten Mittels Unverdaulichkeiten zuvorzukommen; der Galle, oder bösen Geschwüren einen unschädlichen Ausgang zu verschaffen, u. s. w.„ mit einem Worte, er hört nicht eher auf, bis das Bild äußerst widrig und ekelhaft wird. Daß Young mehrmalen von dieser Seite sündigt, braucht kaum einer Erinnerung. Uibrigens verdient dieser Schriftsteller, was seinen figürlichen Ausdruck betrift, allerdings Aufmerksamkeit, und in vielen Stellen Bewunderung. Kein älterer oder neuerer Schriftsteller besaß vielleicht eine stärkere und an Figuren reichere Einbildungskraft, als Young. Seine Metaphern sind oft neu, und nicht selten eben so natürlich als schön. Da indessen seine Einbildungskraft sich mehr durch Stärke und Fruchtbarkeit, als durch Richtigkeit und Feinheit auszeichnete; so ließ er derselben bisweilen den Zügel zu sehr nach. Daher die Dunkelheit und Härte des Ausdrucks, welche man an seinen Nachgedan-

Vorles. XVI.

Vorles. XVI.

ken mit Recht getadelt hat. Bald sind seine Metaphern zu kühn; bald verfolgt er dieselben zu weit über die Gränze der Schicklichkeit. Der Leser wird mehr geblendet als erleuchtet, und muß unablässig seinen ganzen Scharfsinn aufbiethen, um den Dichter zu fassen, und mit ihm gleichen Schritt zu halten. Man bemerke zum Beyspiel, wie sehr folgende Metapher ausgesponnen ist:

„Deine Gedanken ziehen auf lauter Abentheuer „aus; sie streifen alle mitten unter Sandbän„ken, und Klippen, und Stürmen umher, „um der Lust nachzukreutzen; einer Lust, die „sehr oft verfehlt, stets theuer gekauft, und „mit größerem Vortheile verfehlt, als gewon„nen wird; du mußt mit vieler Pein büßen, „was du dir mit vieler Pein erworben hast. „Phantasie und Sinnlichkeit bringen deine „Ladung von einem Ufer her, wo giftige Seu„chen regieren, und dein Gewinn ist die Pest. „Und doch ist dein Durst so groß — ein un„ersättlicher Durst, den man nur desto mehr „entflammt, je mehr man ihn zu löschen „sucht! — daß die Phantasie noch immer „fort kreußet, wenn gleich die arme Sinnlich„keit schon ermüdet ist. *)„

Die

*) Thy thoughts are vagabonds; all ontward bound,
Midst sands and rocks, and storms, to cruise for pleasure,
If gained, dear bought; and better miss'd than gain'd.

Fan-

Die gleiche Bemerkung gilt auch in Ansehung der folgenden Zeilen, wo der Dichter sagt: Vorles. XVI.

„Das Alter sollte dem Getümmel entfliehn, in
„der Einsamkeit die Mängel des Verstandes
„bedecken, und die Fehler des Willens bezwin-
„gen; es sollte auf dem stillen feyerlichen Ufer
„jenes großen Oceans, den es in so kurzer
„Zeit beschiffen muß, tiefsinnig herumwan-
„deln; und sich mit guten Werken ausrüsten;
„und den Wind erwarten, der uns bald in un-
„bekannte Welten hinüber bläßt. *) „

Der Anfang der Metapher: „das Alter sollte auf „dem stillen feyerlichen Ufer jenes großen Oceans, „den es in so kurzer Zeit beschiffen muß, tiefsinnig „herumwandeln „ ist ungemein schön. Aber wenn der Dichter dieses Bild noch weiter führen will, und dem

Fancy ad sense, from an infected shore
Thy cargo brings; and pestilence the prize;
Then such the thirst, insatiable thirst,
By fond indulgence but inflam'd the more,
Fancy still cruizes, when poor sense is tired.

(Die letztere Zeile läßt sich mit einer kleinen Veränderung auf die zu lang fortgesetzte Bilderjagd anwenden, von der die vorhergehenden Zeilen ein Beyspiel liefern.)

*) Walk thoughtful on the silent solemn shore
Of that vast ocean, it must sail so soon;
And put good works on board; and wait
the wind
That sort ly blows us into worlds unk nown.

Vorles. XVI. dem Alter befiehlt, „sich mit guten Werken auszurü-
„sten, und den Wind zu erwarten, der es bald in
„unbekannte Welten hinüberblasen soll,„ — so wird die Metapher offenbar gezwungen, und verliehrt um vieles von ihrer Würde. Unter allen Englischen Schriftstellern wüßte ich keinen, der in seinen Metaphern glücklicher wäre, als Addison. Zwar ist seine Einbildungskraft weder so stark, noch so reich, als die Einbildungskraft des vorerwähnten Dichters; aber sie ist dafür weit sorgfältiger in der Wahl der einzelnen Züge, und überhaupt weit minder schwülstig als jene. Ihre Gemählde unterscheiden sich fast immer durch Klarheit, Leichtigkeit, und einen gewissen natürlichen Reiz. Die Metaphern dieses Schriftstellers sind, überhaupt genommen, weder hart noch zu sehr ausgedehnt, sie haben nie das Ansehn, durch Kunst oder mühsames Bestreben herbey gezogen zu seyn, sondern scheinen immer freywillig aus dem Gegenstande selbst hervorzusteigen, zu dessen Verschönerung sie so vieles beytragen.

So viel von der Metapher, und den Rücksichten, welche uns bey dem Gebrauche derselben leiten müssen. Ich habe für nöthig erachtet, bey dieser Betrachtung etwas umständlicher zu verweilen, weil sie, wie mich dünkt, für die Grundsätze der guten Schreibart eine der wichtigsten ist. Was ich noch hinzuzusetzen habe, sind ein paar Worte über die Allegorie.

Die Allegorie läßt sich als eine fortgesezte Metapher betrachten, so wie sie, überhaupt genommen, nichts anders ist, als die Andeutung einer Sache, mittelst einer andern, welche jener ähnlich ist, und

eben

eben daher an ihre Stelle gesetzt wird. So spricht Vorles.
In Priors Heinrich und Emma, die leztere von ih- XVI.
rer Treue in folgenden allegorischen Zeilen:

— Ich wünschte dich nur zu geleiten
Auf ebner Fahrt, wo still und wellenlos
Die See dir lacht; wenn mit geschäft'gem Hauch
Der West um deine Wipfel schwärmt, die Gunst
Des Glücks dir ahndungsvoll die Seegel schwellt?
Doch wie die Fluth sich thürmt, der Sturmwind
heult,
Verließ ich Schiff und dich, nur bloß bedacht
Das Ufer zu gewinnen? — — *)

Der achtzigste Psalm liefert uns ein schönes Beyspiel einer Allegorie, in welcher die Israeliten unter dem Bilde eines Weinstocks dargestellt, und die Figur von Anfang bis zu Ende, mit eben so viel Richtigkeit als Schönheit, fortgeführt wird:

Aus Aegypten holtest du den Weinstock dir,
Und triebst die Völker aus, und pflanztest ihn:
Jätetest aus vor ihm, und wurzeltest ihn ein,
Daß er das Land erfüllte —

Sein

*) Dit i but purpose to embark with thee
On the smooth surface of a summer's sea,
While gentle zephyrs play with prosperous
gales,
And fortune's favour fills the swelling sails;
But would forsake the ship, and make the
shore,
When the winds whistle, and the tempest roar?

Vorles. XVI.

Sein Schatte deckte rings die Berg' umher:
Und Zedern Gottes waren seine Zweige.
Du senktest seine Reben bis ans Meer,
Bis an den Euphrat seine Reiserchen;
Warum zerreißest du nun seine Mauer,
Daß ihn beraubet, wer vorüber geht? —
Zerwühlt hat ihn die wilde Sau,
Das wilde Thier ihn abgemäht.
Gott Zebaoth, o kehre zu uns wieder!
Schau von dem Himmel her und sieh,
Besuche deinen Weinstock wieder,
Schütz' ihn, den du gepflanzt mit eigner Hand!
Verzehrt vom Feuer, abgemäht
Vom Hauche deines Zorns, vergehet er sonst gar.

Diese Zeilen enthalten keinen Zug (etwa die einzige Redensart ausgenommen, wo es gleich im Anfange heißt: „und triebst die Völker aus„), der nicht vollkommen auf einen eigentlichen Weinstock paßte; und das Ganze paßt zu gleicher Zeit sehr glücklich auf den jüdischen Staat, der unter diesem Bilde vorgestellt wird. Es ist nehmlich eine Haupterforderniß einer schicklichen Allegorie, daß der buchstäbliche und figürliche Sinn nicht auf eine unverträgliche Weise mit einander vermischt wird. Wenn zum Beyspiel, statt daß hier der Weinstock als von wilden Thieren verwüstet beschrieben wird, der Psalmdichter gesagt hätte, er sey von den Heiden verheeret, oder von seinen Feinden überwunden worden, so würde diß die Allegorie auf einmal unterbrochen, und dieselbe Verwirrung hervorgebracht haben, von der ich oben, bey Gelegenheit der Metaphern, in welchen der buchstäb-

stäbliche und figürliche Sinn unter einander gewor- Vorles.
fen war, Beyspiele angeführt habe. Uiberhaupt XVI.
lassen sich dieselben Regeln, welche im Vorhergehen-
den von der Metapher gegeben worden, auch auf
die Allegorie, die mit jener so nahe verwandt ist, an-
wenden. Die einzige wesentliche Verschiedenheit,
welche zwischen beyden Statt findet, besteht außer dem
Umstande, daß die eine kürzer, die andere aber von
weiterem Umfange ist, bloß darinn, daß die Meta-
pher durch die mit ihr verknüpften, und in ihrer ei-
gentlichen Bedeutung zu nehmenden Worte sich jedes-
mal selbst erklärt; die Allegorie hingegen von dem
wörtlichen Ausdrucke ihrer Natur nach weiter ent-
fernt seyn kann, so daß die Erklärung nicht immer
ausdrücklich gegeben, sondern oft dem eigenen Nach-
denken des Lesers überlassen wird. Wenn ich sage:
„Achilles war ein Löwe;„ oder: „ein fähiger Mi-
nister ist die Stütze des Staats;„ so werden die
metaphorischen Ausdrücke Löwe und Stütze, durch
die Hinzufügung der genannten Personen, von wel-
chen ich dieselben brauche, hinlänglich erklärt, wel-
ches bey der Allegorie nicht immer der Fall ist.

In ältern Zeiten bediente man sich der Allego-
rien sehr häufig zur Mittheilung wichtiger Wahrhei-
ten. Was wir Fabeln, oder Parabeln nennen, sind
nichts anders als Allegorien, in welchen menschliche
Gesinnungen durch Worte und Handlungen, die
man Thieren oder auch unbelebten Gegenständen bey-
legt, ausgedrückt werden: was wir die Moral einer
Fabel nennen, ist der in eigentlichen Worten ausge-
drückte Sinn der Allegorie. Auch das Räthsel ist
eine Art von Allegorie, in wie fern es Darstellung,

Vorles. XVI. oder Abbildung eines Gegenstandes vermittelst eines andern ist; nur daß dasselbe absichtlich in Nebenumstände gehüllt wird, welche den angedeuteten Gegenstand nicht sogleich errathen lassen. Ist aber das Räthsel durchaus unverständlich, so zeugt dieses von einer zu großen Dunkelheit der Allegorie, welche jederzeit fehlerhaft bleibt. Der Sinn muß noch immer durch die zu seiner Einkleidung bestimmte Hülle hindurch schimmern. Indessen sieht man leicht, daß in dergleichen Fällen die nöthige Mischung von Licht und Schatten, oder, mit andern Worten, diejenige genaue Zusammenpassung der figürlichen Züge mit dem eigentlichen Wortsinne, welche den Gegenstand weder zu frey und offen darlegt, noch allzusehr verdeckt oder verbirgt, keinesweges eine so leichte Sache sey. Es giebt daher fast keine Gattung von Aufsätzen, in welcher es schwerer ist, die Aufmerksamkeit des Lesers zu reitzen und festzuhalten, als eben die allegorische. Beyspiele von einigen sehr glücklichen Arbeiten dieser Art finden sich bekanntermaßen in dem Zuschauer.

Siebzehnte Vorlesung.

Von der Hyperbel, der Personifikazion und der Apostrophe.

Die Figur, von welcher ich zunächst handeln will, ist unter dem Namen der Hyperbel, oder der Uibertreibung, bekannt, und besteht darinn, daß man einen Gegenstand über seine natürlichen Gränzen vergrößert. Man kann sie bald als einen Tropen, bald als eine Gedankenfigur betrachten: denn die Unterscheidung zwischen diesen beyden Gattungen ist in der That nicht mehr deutlich, und es lohnt in keiner Rücksicht der Mühe, zu metaphysischen Spitzfindigkeiten seine Zuflucht zu nehmen, um jenen Unterschied auch hier durchzusetzen. Wir mögen die Hyperbel einen Tropen, oder eine Figur nennen, so ist es offenbar, daß wir sie als eine Art des Ausdrucks anzusehen haben, welche in der Natur selbst gegründet ist. In allen uns bekannten Sprachen, und selbst in der Sprache des gemeinen Lebens, ist nichts häufiger als hyperbolische Ausdrücke, und die gewöhnlichen Wendungen unserer Höflichkeitsbezeigungen sind, fast ohne Ausnahme, die übertriebensten Hyperbeln. Wenn uns irgend etwas in seiner Art gut oder groß scheint; so haben wir sogleich irgend ein seinen Werth vergrößerndes Beywort in Bereitschaft, und erheben dadurch den Gegenstand zu dem Größten oder Besten, was uns je vorgekom-

Vorles. XVII.

men ist. Die Einbildungskraft hat einen natürlichen
Vorles. XVII. Hang, sich durch Erhöhung und Uibertreibung der ihr vorschwebenden Ideen zu ergetzen. Hyperbolische Wendungen werden also in einer Sprache mehr oder weniger herrschend seyn, je nachdem die Einbildungskraft des Volkes, das dieselbe spricht, mehr oder weniger lebhaft ist. Daher sprechen Kinder und junge Leute so gern in Hyperbeln; daher war die Sprache der Morgenländer weit hyperbolischer als die Sprache der Europäer, deren Einbildungskraft schwerfälliger, oder, wenn man will, minder ausschweifend ist. Aus eben dieser Ursache endlich läßt sich erwarten, daß besonders alle frühere Schriftsteller, die in den noch ungebildeten Zeiten der Gesellschaft schrieben, sich dieser Figur am öftersten bedienen werden. Zunehmende Erfahrung und ein höherer Grad von bürgerlicher Kultur, schlagen die Wärme der Einbildungskraft nieder, und machen mithin auch den Ausdruck minder kühn.

Die übertriebnen Ausdrücke, an welche unsere Ohren in dem Umgange bereits gewöhnt sind, fallen uns kaum noch als Hyperbeln auf; wir machen sogleich, indem wir sie vernehmen, den gehörigen Abzug, und bringen sie auf ihre eigentliche Geltung zurück. Nur wenn ein Ausdruck dieser Art sich durch eine neue und ungewöhnliche Wendung auszeichnet, und dadurch unsere Aufmerksamkeit in einem vorzüglichen Grade reitzt, nur dann erhebt sich derselbe zu einer Sprachfigur. Allein man vergesse hierbey nicht, daß der Leser jederzeit auf eine unangenehme Weise anstößt, sobald seine Einbildungskraft nicht im voraus gestimmt ist, sich mit dem hyperbolischen

Aus-

Ausdrucke in gleichem Fluge zu erheben. Es ist gleichsam eine Art von Gewaltthätigkeit, die man ihm anthut. Man muthet ihm zu, seine Phantasie zu einer Zeit anzuspannen und in Bewegung zu setzen, wenn er sich zu einer solchen Aeußerung gerade am wenigsten aufgelegt fühlt. Die Hyperbel erfordert daher viele Behutsamkeit, und man darf sich ihrer weder zu oft bedienen, noch zu lange bey derselben verweilen. Nichts desto weniger ist sie in gewissen Fällen allerdings schicklich, indem sie, wie ich bereits bemerkt habe, die natürliche Sprache einer lebhaften und in Feuer gesetzten Einbildungskraft ist. Nur, wenn die Hyperbeln zu unrechter Zeit, oder zu häufig vorkommen, machen sie den Vortrag frostig und unnatürlich. Aber dann sind sie auch nur die Zuflucht eines schwachen Kopfes, der Gegenstände schildern will, welchen es entweder selbst an gehöriger Würde fehlt, oder deren Würde er nicht durch angemessene Ausdrücke, und richtige verhältnißmäßige Darstellung zu erreichen weiß, und also genöthigt ist, schwülstige und übertriebene Ausdrücke zu Hülfe zu nehmen. Vorles. XVII.

Es giebt zweyerley Arten von Hyperbeln; solche, deren man sich bey Schilderungen bedient, und solche, welche uns von der Wärme der Leidenschaft eingegeben werden. Diese leztern verdienen ohne Zweifel den Vorzug. Denn wenn die Einbildungskraft einen Hang hat, die Gegenstände über ihr natürliches Maß zu vergrößern, so ist dieser Hang den Leidenschaften in einem noch weit höhern Grade eigen; und dieser Umstand entschuldigt nicht allein die kühnsten Figuren, sondern macht dieselben oft natürlich

Vorles. XVII. und schicklich. Liebe, Schrecken, Erstaunen, Unwille, Zorn, selbst Gram, mit einem Worte alle Leidenschaften ohne Ausnahme, versetzen die Seele in eine Art von Taumel, vergrößern den Gegenstand, auf welchen sie sich beziehen, und führen also hyperbolische Ausdrücke herbey. So enthält zum Beyspiel folgende Aeußerung des Satans, im Milton, wie stark sie auch ausgedrückt ist, durchaus nichts, als was natürlich und schicklich ist: denn sie liefert das Gemählde einer von Wuth und Verzweiflung umhergetriebnen Seele:

Unglücklicher! wie soll, wie kann ich fliehn
Den unbegränzten Zorn, die unbegränzte
Verzweiflung? Uiberall, wohin ich flieh',
Ist Höll', ich selbst die Hölle — mir eröffnen
Im tiefsten Abgrund sich noch neue Tiefen
So schauderhaft, daß selbst die Höll', in der
Ich leide, mir ein Himmel scheint *).

Die bloße Beschreibung schließt zwar die Metapher nicht aus; allein es wird doch mehr Behutsamkeit, und eine gewisse Art von Vorbereitung erfordert, wenn der Leser Ausdrücke dieser Art nicht anstößig finden soll. Der Gegenstand, den man schil-

*) Me miserable! which way shall i flie
Infinite wrath, and infinite despair?
Which way i flie is Hell, myself am Hell;
And in the lowest deep, a lower deep
Still threatning to devour me opens wide,
To which the Hell i suffer seems a Heaven.

B. IV. l. 73.

schildert, muß entweder von der Art seyn, daß er sich der Einbildungskraft vorzüglich bemächtiget, und dieselbe geneigt macht, über die Gränzen der Wahrheit hinaus zu schlüpfen; das heißt, er muß uns durch Neuheit, Größe, Uiberraschung in Erstaunen setzen; oder die Kunst des Schriftstellers muß die Einbildungskraft des Lesers stufenweise zu erhöhen, und in eine solche Stimmung zu bringen wissen, wo sie im voraus geneigt ist, von dem Gegenstande, dessen Eigenschaften übertrieben werden, etwas Außerordentliches zu erwarten. Wenn der Dichter ein Erdbeben oder einen Sturm schildert, oder den Leser in die Mitte eines Schlachtfeldes versetzt; so werden auch die stärksten Hyperbeln nicht auffallen. Aber wenn etwa bloß irgend eine jammernde Schöne beschrieben werden soll, so ist es unmöglich, Uibertreibungen, wie in folgenden Zeilen eines unsrer dramatischen Dichter, nicht äußerst unschicklich zu finden:

Vorles. XVII.

— Ich fand sie auf dem Boden
In all dem Sturm des Jammers, doch noch schön;
Aus ihrem Aug' ergoß sich solch ein Strom
Von Thränen, daß, wär' auch die weite Welt
In Flammen, sie des Himmels Zorn ersäuft
Den mächt'gen Brand gelöschet hätten. — *)

*) — — I found her on the floor
In all the storm of grief, yet beautiful;
Pouring forth tears at such a lavish rate,
That were the world on fire, they might have drown'd
The wrath of Heaven, and quench'd the mighty ruin.
Lee.

Vorles. XVII.

Diß ist offenbar Schwulst. Der Person selbst, welche unter der Last irgend eines drückenden Grames beynahe erliegt, wird man allerdings die stärksten Hyperbeln erlauben; aber dem Zuschauer, der jener ihre Lage schildert, kann unmöglich gleiche Freyheit gestattet werden; und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, daß jene unter dem Einflusse der Leidenschaft, dieser aber in der Sprache der Schilderung spricht, welche leztere, den Gesetzen der Natur zufolge, den Ton immer um ein Merkliches herabstimmen muß: — ein Unterschied, der, wie einleuchtend er auch ist, dennoch von so vielen Schriftstellern aus den Augen gesetzt wird.

Wie weit sich die Hyperbel, selbst in Stellen, wo sie, überhaupt genommen, schicklich ist, ohne überspannt zu werden, treiben lasse, oder mit andern Worten, welches die eigenthümlichen Gränzen sind, innerhalb welcher sich diese Figur in einzelen Fällen zu halten habe, läßt sich, wie mich dünkt, nicht im Allgemeinen durch genau bestimmte Regeln festsetzen. Es ist Sache des gesunden Verstandes und des geübten Gefühls, jene feine Linie anzugeben, welche die Hyperbel nicht überschreiten darf, ohne ausschweifend zu werden. Unter die Schriftsteller, welche einen Hang haben, sich dieses Fehlers schuldig zu machen, gehört bey den Alten vorzüglich Lukan. Eine der gewöhnlichen Schmeicheleyen, welche die Römischen Dichter den Kaisern zu machen pflegten, bestand in der lächerlichen Frage, welchen Theil des Himmels sie sich, als Götter, nach ihrem Tode zu ihrem Sitze wählen würden. Virgil hatte diesen Gedanken schon weit genug getrieben, indem er den Au-

guſt benachrichtigte: der Skorpion ziehe ſchon im vor- Vorleſ.
aus ſeine weiten Arme zurück, und überlaſſe ihm XVII.
mehr als die Hälfte ſeines bisherigen Raumes. *)
Allein für Lukan war diß noch nicht genug. Feſt entſchloſſen, alle ſeine Vorgänger durch eine ähnliche Anrede an den Nero zu übertreffen, bittet er den Kaiſer ſehr feyerlich, ſeinen Sitz ja nicht zu nahe an einem der beyden Pole zu nehmen, ſondern ſich hierzu die Mitte des Himmels auszuwählen, damit nicht, bey einer Wendung auf die eine oder andere Seite, ſein Druck das Gleichgewicht des Weltalls aufhebe **). Wendungen wie dieſe, ſind offenbar übertrieben, und, wie witzig ſie auch ſcheinen, doch immer Zeichen eines falſchen Geſchmacks. Die Spaniſchen und Afrikaniſchen Schriftſteller, ein Seneka, Tertullian, Cyprian, Auguſtin, neigen ſich nur zu ſehr auf dieſe Seite. Ich rechne hierher auch die bekannte Grabſchrift eines Spaniers auf Karl den Fünften:

Pro tumulo ponas orbem, pro tegmine coelum,
Sidera pro facibus, pro lacrymis maria.

Stel-

*) — Tibi brachia contrahit ingens
Scorpius, et coeli juſta plus parte relinquit.

Georg. I.

**) Sed neque in Arctoo ſedem tibi legeris orbe,
Nec polus adverſi calidus qua mergitur auſtri;
Aetheris immenſi partem ſi preſſeris unam,
Sentiet axis onus. Librati pondera coeli
Orbe tene medio. — —

Luc. Pharſ. I. 53.

Vorles. XVII. Stellen dieser Art täuschen und blenden zwar bisweilen durch ihre Kühnheit; allein nichts, was der Wahrheit und der Vernunft auf eine so auffallende Weise zu nahe tritt, kann wahrhaft schön seyn. Am meisten machen sich epigrammatische Schriftsteller dieses Fehlers schuldig; indem oft das ganze Verdienst ihrer Sinngedichte auf einer dergleichen ausschweifenden hyperbolischen Wendung beruhet; wie diß, zum Beyspiel, der Fall in den bekannten Zeilen des Dr. Pittcairn ist, in welchen er Hollands Entstehung aus dem Meere als das höchste Wunderwerk schildern will:

Tellurem fecere Dii; sua littora Belgæ;
Immensæque molis opus utrumque fuit:
Di vacuo sparsas glomerarunt æthere terras,
Nil ibi, quod operi possit obesse, fuit.
At Belgis maria et coeli naturaque rerum
Obstitit; obstantes hi domuere Deos.

So viel von der Hyperbel. Und nun wollen wir zu denjenigen Figuren übergehen, die bloß in der Wendung des Gedanken liegen, indem die Worte ganz in ihrer eigentlichen und buchstäblichen Bedeutung genommen werden.

Unter den Figuren dieser Art, verdient die Personifikazion, das ist, diejenige Figur, mittelst welcher wir leblosen Gegenständen Leben und Thätigkeit beylegen, ohne Zweifel die erste Stelle. Sie heißt mit einem andern Kunstausdrucke auch Prosopopöie. Da indessen der erstere Name allgemein verständlicher ist, so werde ich mich desselben am gewöhnlichsten bedienen.

Der

Der Gebrauch der Personifikazion ist von einem sehr ausgebreiteten Umfange; so wie der Grund derselben unmittelbar in der menschlichen Natur selbst zu suchen ist. Auf den ersten Anblick, und bloß im Allgemeinen betrachtet, könnte es scheinen, als ob diese Figur äußerst kühn sey, und sehr nahe an das Lächerliche oder Unnatürliche gränze. Denn was kann wohl der Sprache des gesunden Verstandes mehr entgegen scheinen, als von Steinen, Bäumen, Feldern und Flüssen und andern dergleichen Dingen, wie von belebten Wesen zu sprechen; ihnen Empfindungen und Gedanken, Neigungen und Handlungen beyzulegen? Man sollte glauben, dergleichen Wendungen verriethen eine so kindische Vorstellungsart, daß kein Mensch von Geschmack daran Vergnügen finden könne. Allein diß ist keinesweges der Fall. Die Personifikazion bringt, wo sie an ihrer Stelle ist, eine sehr glückliche Wirkung hervor. Statt im geringsten anstößig zu scheinen, findet man sie vielmehr angenehm und natürlich; ja es wird nicht einmal ein außerordentlicher Grad von Bewegung erfordert, um dieselbe schicklich herbeyzuführen. Sie ist der Dichtkunst, selbst in den sanftern und minder erhabnen Gattungen derselben, beynahe wesentlich. Auch die Prosa kann ihrer nicht ganz entbehren, und sogar der Ton des gewöhnlichen Gesprächs nähert sich ihr, bald mehr bald weniger. Wenn wir sagen: „der Boden dürstet nach Regen;„ oder „die Erde prangt mit Uiberflusse;„ wenn wir die Ehrsucht rastlos, oder einen Anschein von Genesung betrüglich nennen, u. s. w. so sind diese und ähnliche Ausdrücke hinlängliche Beweise von dem

Vorles. XVII.

Hange

Vorles. XVII.

Hange unserer Denkungsart, Eigenschaften belebter Wesen auf leblose Gegenstände, oder abgezogene Begriffe unsrer Vernunft überzutragen.

In der That ist dieser wunderbare Hang der menschlichen Natur, alle Gegenstände um sich her zu beseelen, in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Der Grund desselben liege nun in dem ursprünglichen Triebe, eine gewisse Aehnlichkeit mit uns selbst über alle übrige Gegenstände zu verbreiten, oder irgend einer andern noch entferntern Ursache; genug es ist unläugbar, daß beynahe jede Bewegung, durch welche die Seele nur einigermaßen erschüttert wird, auf längere oder kürzere Zeit einen Schein von Leben auf ihren Gegenstand überträgt. Man lasse jemanden aus Unvorsichtigkeit mit einem Fuße heftig gegen einen Stein stoßen; und er wird nicht selten in dem ersten heftigen Unfall seines Unwillens sich geneigt fühlen, den Stein in Stücken zu schlagen, oder in leidenschaftliche Ausdrücke gegen denselben auszubrechen; gleich als ob ihm eine Art von Beleidigung widerfahren wäre. Wer lange Zeit an gewisse Gegenstände gewöhnt ist, die auf seine Einbildungskraft einen mehr oder minder starken Eindruck gemacht haben, zum Beyspiel, an ein Haus, in dem er eine lange Reihe angenehmer Jahre zurückgelegt hat; oder an Felder, Bäume, Berge, unter welchen er oft mit lebhaftem Vergnügen umher gewandelt ist; ein solcher wird in dem Augenblicke, da er sich von jenen Gegenständen trennen soll, zumal wenn er keine Hofnung hat, dieselben je wieder zu sehen, sich

eines

eines Gefühls nicht erwehren können, das demjenigen verwandt ist, welches die Trennung von alten Freunden in ihm erregen würde. Er betrachtet jene Dinge als belebt; sie werden Gegenstände seiner Zuneigung; und er findet es in dem Augenblicke der Trennung von ihnen keinesweges unnatürlich, seine Gefühle in Worte ausbrechen zu lassen, und von diesen ihm so theuren Gegenständen, im eigentlichsten Sinne des Worts, Abschied zu nehmen.

Dieser Eindruck, durch welchen gewisse Dinge sich uns als belebt darstellen, ist besonders bey den ausgezeichnetern und prachtvollern Gegenständen der Natur so stark, daß ich keinen Augenblick anstehe, in diesem Umstande eine der Ursachen zu finden, durch welche vielleicht jene Menge von Gottheiten des Alterthums veranlaßt wurde. Dryaden und Najaden, Gottheiten der Wälder, der Flüsse und der Berge, sind, dünkt mich, Schöpfungen, welche in jenen frühen Zeitaltern der Welt, bey Menschen von einer lebhaften Einbildungskraft, sehr leicht aus diesem Hange des menschlichen Geistes hervorgehn mußten. Jene ihnen so theuren ländlichen Gegenstände, hatten ihrer Phantasie so oft als belebt vorgeschwebt, daß es ein sehr leichter Uibergang war, denselben irgend eine Art wirklicher Gottheit, Genius, oder unsichtbarer Kraft beyzulegen, welche dieselben bewohnen, oder sonst in näherer Verbindung mit ihnen stehen sollte. Die Einbildungskraft verweilte mit Vergnügen bey Vorstellungen, an welchen sie sich gewissermaßen

fest-

Vorles. XVII. festhalten konnte; und die unbedeutendsten Veranlassungen mußten hinreichend seyn, einen Glauben zu bestätigen, der dem Hange von jener so angemessen war.

Aus dem bisher Gesagten läßt es sich denn nun leicht erklären, woher es kommt, daß die sogenannte Personendichtung in jeder Art von Aufsätzen, in welchen Leidenschaft oder Einbildungskraft herrschen, eine so große Rolle spielt. Sie ist in unzähligen Fällen so ganz die Sprache der Natur; und verdient daher um desto mehr eine genaue und umständliche Betrachtung. Mich dünkt, es lassen sich drey Grade dieser Figur unterscheiden, welche nicht mit einander verwechselt werden dürfen, wenn man die Schicklichkeit ihres Gebrauchs mit der gehörigen Schärfe bestimmen will. Der erste Grad ist, wenn leblosen Gegenständen Eigenschaften oder Beschaffenheiten belebter Wesen beygelegt werden; der zweyte, wenn man diese leblosen Gegenstände gleich belebten Wesen handeln läßt; und der dritte, wenn eben dieselben so dargestellt werden, als ob sie mit uns sprächen, oder wenigstens dasjenige vernähmen, was wir zu ihnen sagen.

Der erste und niedrigste Grad dieser Figur besteht also darinn, daß leblosen Gegenständen diese oder jene Eigenschaft beseelter Wesen zugeschrieben wird. Geschieht dieses, wie es am gewöhnlichsten der Fall ist, durch ein oder zwey Worte, und mittelst eines dem Gegenstande zugesellten Beywortes, zum Beyspiel in den Ausdrücken: „ein wüthender Sturm, ein „durstiger Boden, eine grausame Verheerung,„ u. d. g.

u. d. g., so wird der Ton der Schreibart dadurch so wenig erhöhet, daß auch der kunstloseste Vortrag dergleichen Wendungen ganz ungezwungen zuläßt. In der That ist diese Art von Personifikazion so unmerklich, daß man mit Recht zweifeln kann, ob sie auch nur diesen Namen verdient, und nicht vielmehr mit jenen einfachen Metaphern *) die unsere Aufmerksamkeit weiter nicht besonders reitzen, in eine und dieselbe Klasse gehört. Immer aber trägt dieselbe, wenn sie glücklich angebracht wird, nicht wenig dazu bey, die Schönheit und Lebhaftigkeit des Ausdruckes zu erhöhen; wie zum Beyspiel, wenn es beym Virgil heißt: Vorles. XVII.

Aut *conjurato* descendens Dacus ab Istro **) —

wo das dem Flusse zugetheilte persönliche Beywort (conjurato) ungleich poetischer ist, als wenn es mit der Person selbst verknüpft wäre, und die Worte so gelautet hätten:

Aut conjuratus descendens Dacus ab Istro.

Man braucht nur wenig Geschmack zu besitzen, um den Unterschied zwischen diesen beyden Zeilen zu empfinden.

Der nächste Grad dieser Figur ist, wenn man leblose Gegenstände so handeln läßt, wie allein beseelte Wesen handeln können. Wir steigen hier schon eine Stufe höher; und die Personifikazion wird auffal-

*) (Eben das, was der Uebersetzer in einer vorhergehenden Anmerkung tropische Bedeutungen genannt hat.)

**) *Georg.* II. v. 474.

Vorles. XVII. fallender. Die Beschaffenheit der Handlung, welche wir jenen leblosen Gegenständen beylegen, und die Umständlichkeit, mit welcher wir dieselbe schildern, ist es, was in dergleichen Fällen die Stärke dieser Figur bestimmt. Eine längere Fortsetzung derselben gehört also nur für ausgearbeitete Reden, und überhaupt für die höhern und lebhaftern Gattungen der Beredsamkeit; da hingegen einzelne kleine Züge derselben sich auch bey Gegenständen von minderer Erhabenheit anbringen lassen. So bedient sich, zum Beyspiel, Cicero in einer Stelle, wo er von dem Rechte der Selbstvertheidigung spricht, folgender Wendung: „Bisweilen reichen uns die Gesetze selbst „das Schwerd dar, einen Bösewicht damit nieder„zustoßen.„ *) Dieser Ausdruck ist sehr glücklich; die Gesetze werden zu handelnden Wesen erhöht, die uns mit ausgestreckter Hand ein Schwerd darbiethen, jemanden damit umzubringen. Kurze Personifikazionen wie diese, sind selbst in moralischen Abhandlungen, oder andern Werken, wo ein unbefangener Ideengang herrschend ist, zulässig, und ertheilen, wenn sie leicht und ungezwungen sind, und der Leser nicht durch eine allzu öftere Wiederkehr derselben ermüdet wird, der Schreibart einen merklichen Grad von Stärke und Lebhaftigkeit.

Das Genie der Englischen Sprache kommt dem Schriftsteller bey dem Gebrauche dieser Figur trefflich zu

*) Aliquando nobis gladius ad occidendum hominem ab ipsis porrigitur legibus.

Orat. pro *Milone.*

zu statten. Da, wie schon anderwärts bemerkt wer- Vorles. XVII.
den, die Nennwörter in dieser Sprache sich durch kein weibliches oder männliches Geschlecht unterscheiden, als wenn von Wesen die Rede ist, wo dieser Unterschied im eigentlichen Verstande Statt findet, so darf man nur einem leblosen Gegenstande oder abstrakten Begriffe ein Geschlecht beylegen, das ist, statt des es (it) das persönliche Fürwort er oder sie von demselben brauchen, um die Schreibart sogleich zu erhöhen, und der Personifikazion zu nähern. Wendungen dieser Art thun bey feyerlichen Vorträgen, zum Beyspiel, wenn von der Religion, der Tugend, dem Vaterlande, oder andern für die Menschheit wichtigen Gegenständen die Rede ist, sehr glückliche Wirkung. Es sey mir erlaubt, ein Beyspiel hierzu aus einer Rede des Bischofs Sherloks anzuführen, um an demselben abnehmen zu lassen, wie viel Geist und Anmuth ein schicklicher Gebrauch dieser Figur über gewisse Stellen zu verbreiten vermag. Ich muß jedoch zugleich hierbey bemerken, daß in eben diesem Beyspiele die Personifikazion so weit getrieben erscheint, als es der Prose in ihrem höchsten Schwunge nur je gestattet werden kann. Der Verfasser stellt eine Vergleichung zwischen Mahomed und unserm Heilande an:

„Geht, sagt er, zu eurer natürlichen Religion, „zeigt ihr den Mahomed, und seine Schüler, wie „sie von Blut und Waffen umgeben, im Triumph „über die Beute von Tausenden dahinschweben, die „unter ihrem mörderischen Schwerde fielen. Zeigt „ihr die Städte, die Mahomed in Flammen sezte;

Vorles. XVII.

„die Länder, die er plünderte und verwüstete, und das „ganze Elend aller der mannigfaltigen Bewohner die„ser Erde. Wenn sie ihn in diesen Auftritten be„trachtet hat, dann führet sie in seine Einsamkeit, „zeigt ihr das Schlafzimmer des Propheten, seine „zahllosen Weiber und Beyschläferinnen; und laßt „sie hören, wie er sich, um seine ehebrecherischen Lüste „zu rechtfertigen, auf Offenbarungen und göttliche „Aufträge beruft. Wenn sie dieses Anblicks müde „ist, dann zeigt ihr den göttlichen Jesus, wie er de„müthig und sanft seine Wohlthaten über alle Men„schen ausgießet; laßt sie denselben in seinen einsam„sten Augenblicken beobachten; laßt sie ihm auf den „Berg folgen, und Zeugin seiner Andacht und sei„nes Gebethes zur Gottheit seyn. Führt sie an sei„nen Tisch, um sein dürftiges Mahl zu sehen, um „seine himmlischen Reden zu vernehmen; laßt sie ihn „zu dem Richterstuhle begleiten, und die Geduld be„trachten, mit welcher er den Spott und die Vor„würfe seiner Feinde erträgt. Führet sie endlich an „sein Kreuz, zeigt ihr den Heiland in seinem Todes„kampfe, laßt sie sein letztes Gebeth für seine Ver„folger hören: Vater, vergieb ihnen, sie wissen „nicht, was sie thun! — Wenn die natürliche Re„ligion beyde, Christus und Mahomed, auf diese „Weise betrachtet hat, dann fragt sie, welcher von „beyden der Prophet der Gottheit ist? Doch wir ha„ben ihre Antwort hierauf bereits vernommen, als „sie einen Theil jener Scene durch die Augen des „Hauptmannes, welcher bey dem Kreuze die Wache „hatte, mit ansahe. Durch ihn sprach sie und rief: „Wahrlich dieser Mann war Gottes Sohn!„

Gewiß diese Einkleidung ist nicht bloß schön, sondern zugleich in hohem Grade erhaben. Die ganze Stelle ist mit vieler Wärme geschrieben, und die Figur erhebt sich besonders gegen das Ende, wo die natürliche Religion, die vorher bloß Zuschauerin war, als sprechend in der Person des Hauptmanns aufgeführt wird. Auch thut diß alles hier um so bessere Wirkung, da es am Schlusse der Rede stehet, von welchem wir mit Recht die meiste Würde und Lebhaftigkeit erwarten. Wenn Sherloks Predigten, und überhaupt die Werke der Englischen Kanzelredner, uns mehrere Stellen darböthen, die dieser gliechen, so würden wir öfterer Beyspiele von Schönheiten des Ausdrucks und der Darstellung aus ihnen entlehnen können. Vorles. XVII.

Bisher haben wir von der prosaischen Schreibart gesprochen: in der dichterischen kommen Personifikazionen dieser Art noch ungleich öfterer vor; ja sie sind gleichsam das Leben und die Seele derselben. Wir erwarten mit Recht in den Schilderungen eines Dichters von lebhafter Einbildungskraft Alles beseelt zu finden. Auch zeichnet sich Homer, der Vater und Fürst der Dichter, in dieser Rücksicht ganz besonders aus. Krieg, Frieden, Pfeile, Städte, Flüsse, kurz jeder Gegenstand wird von seiner Muse belebt. Eben dieses gilt auch von Milton und Shakspear. Vielleicht hat kein Schriftsteller eine nachdrucksvollere oder schicklicher angebrachte Personifikazion aufzuweisen, als die folgende im Milton:

Vorles. XVII.

Eva sprach es, und streckt in unglückschwangerer Stunde
Nur zu eilig die Hand nach der Frucht; getäuscht vom Verführer,
Bricht sie den Apfel und ißt. Die Erde fühlte die Wunde;
Tief erseufzt die Natur, und alle Werke der Schöpfung
Geben ängstliche Zeichen, daß alles verlohren gegangen. *)

Alle Umstände und Verhältnisse des Menschen, Armuth, Reichthum, Jugend, Alter, alle Gemüthsstimmungen und Leidenschaften, Liebe, Haß, Trübsinn, Kummer, Zufriedenheit u. d. g., können in Gedichten personifizirt werden. Häufige Beyspiele hiervon finden sich in Milton's Allegro und Penseroso, in Parnels Hymne an die Zufriedenheit, in

*) So saying, her rash hand in evil hour
Forth reaching to the fruit, she pluck'd, she eat:
Earth felt the wound, and nature from her seat
Sighing through all her works, gave signs of woe
That all was lost. —

Par. lost. IX. v. 780.

(Der Uibersetzung liegt, wie schon die Versart zeigt, die Zachariäsche zum Grunde, jedoch mit einigen für nöthig gehaltnen Veränderungen: eben dieses gilt auch von einigen folgenden Stellen aus Milton.)

in Thomson's Jahreszeiten, und überhaupt bey allen guten Dichtern. Auch ist es in der That schwer, Personifikazionen dieser Art in irgend einer Gattung der Dichtkunst Gränzen zu setzen. Vorles. XVII.

Ein großer Theil des Vergnügens, das uns die Dichtkunst gewährt, besteht offenbar darinn, daß wir in den Schilderungen unserer Nebenmenschen uns selbst wieder finden; daß jeder Gegenstand eben so denkt, fühlt, und handelt, wie wir selbst denken, fühlen und handeln. Jene Art von figürlichem Ausdrucke erhält also vielleicht ihren vornehmsten Reiz eben dadurch, daß sie uns gleichsam mit der ganzen Natur in Gemeinschaft bringt, und selbst leblose Gegenstände in den Kreis unsrer Theilnehmung hineinzuziehen weiß, indem sie ihnen ein gewisses Maß von Bewußtseyn und Empfindung leihet, durch welches sie fähig werden, sich näher an uns anzuschließen. Ein Beyspiel hiervon liefert uns folgende schöne Stelle aus Thomson's Sommer, wo das Leben, welches der Dichter in seiner Schilderung der aufgehenden Sonne über die ganze Natur verbreitet, die von ihm dargestellten Gegenstände ungemein hervorhebt:

Doch seht! es steigt des Tages mächt'ger König
Entzückt in Osten auf. Der Wolken Flucht,
Des Himmels lichtes Blau, der Berg' in Gold
Getauchte Stirn, verkünden hoch erfreut
Sein Kommen. — —
— — Von dir verkläret hüpft
Mit regem Lauf der schimmerreiche Strom
Hin über diese Flur. Das schroffe Felsstück
Das grausen Schauer auf die Fluthen goß,

Vorlef. XVII.

Wird, von dir angelächelt, milder. Selbſt
Die rauhe Wüſt' ertönt von wilder Luſt
In ihren weiten Hallen. Oede Trümmer
Verſchönt dein Glanz, indeß die weite See
Dem Auge, das vom Gipfel jener Höh'
Betrachtend um ſich ſchaut, in jeder Welle
Ein mit dem Tag' wetteifernd Heer
Von Strahlen zeigt. *)

Dieſelbe Wirkung zeigt ſich in jener trefflichen Stelle von Milton:

— — Ich

*) But yonder comes the powerful king of day
Rejo cing in the Eaſt. The leſsening cloud,
The kindling azure, and the mountain's brim
Tipt with aethereal gold, his near approach
Betoken glad. — —

— — By thee refined,
In brisker meaſures, the relucent ſtream
Friſks o'er the mead. The precipice abrupt
Projecting horror on the blacken'd flood,
Softens at thy return. The deſart joys,
Wildly, through all his melancholy bounds.
Rude ruins glitter; and the briny deep,
Seen from ſome pointed promontory's top,
Reflects from every fluctuating wave,
A glance extenſive as the day. —

The *Summer*.

(Wer Luſt hat ein ſchönes Sprachgemählde in einer ſcheinbar treuen Kopie merklich verzerrt zu ſehen, leſe dieſe Stelle in der proſaiſchen Uiberſetzung der Thomſonſchen Jahreszeiten, die 1774. zu Zürch bey Orell und Geßner herausgekommen iſt.)

— — Ich führte die Holde, Vorles. XVII.
Sanft wie der Morgen erröthend, hin zur gesel-
ligen Laube.
Alle Gestirne des Himmels strahlten beglückenden
Einfluß
Auf die schönste der Stunden herab. Die Erde,
die Hügel
Gaben Zeichen der Freude: es schwirrten vertraulich
die Vögel;
Sanfterquickende Weste verriethen mit lieblichem
Flüstern,
Was sie vernahmen, dem Hain, und streuten vom
schwärmenden Fittig
Rosen und süße Gerüche, die Frucht balsamischer
Stauden,
Weit durch die Fluren umher, bis nun der zärtlich
verliebte
Vogel der Nacht das Brautlied erhob, und über
den Hügel
Schneller den Abendstern rief, dem glücklichen Paare
zu leuchten. *)

Der dritte und höchste Grad der Personifikazion, welcher uns noch zu betrachten übrig ist, besteht darinn, daß leblosen Gegenständen nicht nur

*) — — To the nuptial bower
I led her blushing like the morn: all heaven,
And happy constellations, on that hour
Shed their selectest influence; the earth
Gave sign of gratulation, and each hill;
Joyous the birds; fresh gales and gentle airs
Whis-

Vorles. XVII.

Handlung und Bewußtseyn beygelegt, sondern sie selbst als solche aufgeführt werden, die mit uns sprechen, oder mit Aufmerksamkeit dasjenige vernehmen, was wir zu ihnen sagen. Wendungen dieser Art, die unter gewissen Umständen nichts weniger als unnatürlich scheinen, haben jedoch bey der Ausführung noch größere Schwierigkeiten, als die bisher erwähnten Arten der Personifikazion. Sie sind offenbar die kühnsten aller rhetorischen Figuren, und bloß der Ausdruck der stärksten Leidenschaft. Schon hieraus ergiebt sich, daß man keinen Gebrauch von dieser Art der Personifikazion machen darf, als wenn die Seele sich in einem hohen Grade von Begeisterung oder Rührung befindet. Ein flüchtige angedeutete Personifikazion, die einen leblosen Gegenstand als beseelt handeln läßt, ist unserer Seele selbst bey einer kalten Schilderung nicht anstößig, vermuthlich weil sie mit dem gewöhnlichen Ideengange derselben keinesweges unvereinbar ist. Aber die Seele muß sich in einem Zustande heftiger Bewegung befinden, und sich merklich von ihrer gewöhnlichen Art zu denken entfernt haben, ehe sie die Personifikazion eines unbeseelten Gegenstandes so weit treiben kann, daß sie sich einbildet, von ihm vernommen zu werden, oder wohl gar Gegenantworten von seiner Seite zu erhalten. Alle stärkere Leidenschaften haben indessen einen gewissen

Hang

Whisper'd it to the woods, and from their wings
Flung rose, flung odours from the spicy shrub,
Disporting, till the amorous bird of night
Sung spousal, andbid haste the evening — star
On his hill top, to light the bridal lamp.

Hang zu dieser Figur, und zwar gilt dieses nicht al- Vorles. XVII.
lein von Liebe, Zorn, Erbitterung, sondern selbst von solchen, die dem Anscheine nach den Geist niederschlagen, wie zum Beyspiel, Kummer, Reue, Schwermuth u. d. g. Es liegt nehmlich überhaupt in der Natur der Leidenschaften, daß sie sich Ausgang zu verschaffen suchen, und sich also, wenn sie keinen andern Gegenstand finden können, ehe sie stumm bleiben, lieber gegen Wälder, Felsen, mit einem Worte gegen die leblosesten Dinge äußern, besonders wenn diese letztern mit den Ursachen und Gegenständen, durch welche die Seele in Bewegung gesetzt worden ist, nur irgend einigermaßen in Verbindung stehen. Die Dichtkunst, in welcher die Sprache der Leidenschaft den freyesten Schwung hat, liefert daher so mannigfaltige schöne Beyspiele dieser Figur. Der zärtliche und rührende Abschied, welchen Eva, beym Milton, von dem Paradiese in dem Augenblick nimmt, da sie dasselbe auf immer verlassen soll, ist in meinen Augen eins der vorzüglichsten:

— — O unversehner Schlag,
Und bittrer als der Tod! Muß ich dich so
Verlassen, Paradies! Dich so verlassen,
O mütterliche Flur, euch Schattengänge —
Ein höh'ren Mächten theurer Aufenthalt —
Allwo die wen'gen Stunden bis zum Tag
Des Todes, der uns beyde trifft, ich still
Und traurend hinzubringen hoffte. Blumen,
Die ihr allein in Edens Auen blüht,
Mein erster Gang am Morgen, und mein lezter

Im

Vorles. XVII.

Im Strahl des Abends, die mit zarter Hand
Ich auferzog, mit Namen schon benannte.
Wenn kaum halb sichtbar sich die Knospe wies!
Wer wird euch izt der Sonne nähern, wer
Euch nach Geschlechten ordnen, und mit Kühlung
Aus jener Silberquelle tränken? "

Man hört hier ganz die Sprache der Natur und des weiblichen Gefühls. Es ist merkwürdig, daß alle der Traurigkeit verwandte Leidenschaften zu dieser Figur einen besondern Hang haben. Die Klagen, welche Philoktet, beym Sophokles, *) im Uibermaß seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, gegen die Höhlen und Felsen von Lemnos ausschüttet, sind ein eben so natürlicher als rührender Zug. Auch fehlt es selbst in dem wirklichen Leben nicht an Beyspielen, daß Personen in dem Augenblicke vor ihrem Tode von der Sonne, dem Monde, den Sternen, oder andern sie umgebenden sinnlichen Gegenständen, mit leidenschaftlicher Wärme Abschied genommen haben.

Man hat in Ansehung des Gebrauchs dieser Art von Personifikazion hauptsächlich zwey Regeln zu beob-

*) Ὦ λιμενες, ὠ προβλητες, ὠ ξυνοσιαι
Θηρων ὀρειων, ὠ καταρρωγες πετραι
Ὑμιν ταδ' ὁ γαρ ἀλλον οὐδ' ὁτῳ λεγω·
Ἀναπλαγομαι παρσι τοις ἐιωθεσιν, &c.

— O Berge! Ström', und Felsenklüfte!
O Heerden wilder Thiere! euch ertönt
Mein lautes Klaggeschrey; ich habe ja
Sonst Niemand, der mich hört, als euch, die ihr
Mein Leiden kennt u. s. w.

beobachten. Die erste besteht darinn; daß wir uns dieser Figur nie bedienen, als wenn ein lebhafteres Gefühl uns dazu auffordert, und dieselbe sogleich wieder fallen lassen, wenn jenes Gefühl nicht mehr mit gleicher Stärke fortdauert. Diese Figur gehört nehmlich unter die höhern Verzierungen der Schreibart, welche nur in den wärmsten und lebhaftesten Stellen eines Aufsatzes Platz finden kann, und auch hier nur mit großer Mäßigung zu gebrauchen ist. Vorles. XVII.

Die zweyte Regel ist; nie andere Gegenstände auf diese Weise zu personifiziren, als solche, die eine gewisse eigenthümliche Würde besitzen, und sich in der Stelle, zu welcher wir sie erheben, gehörig ausnehmen. Die Beobachtung dieser Regel wird selbst bey geringern Graden der Personifikazion erfordert; aber noch vielmehr da, wo der personifizirte Gegenstand angeredet wird. Den Körper eines verstorbenen Freundes anzureden, ist uns natürlich; aber eben dieses in Ansehung der Kleider zu thun, die er trug, würde niedrige und unedle Nebenbegriffe herbeyführen. Eben so scheint es auch der Würde der Leidenschaft nicht angemessen, die einzelnen Theile eines Körpers als belebt anzureden. Aus diesem Grunde scheint mir folgende Stelle in Pope's vortreflichem Briefe verwerflich, wo Heloise ausruft:

„Theurer, unglücklicher Name! bleibe für im-
„mer unentdeckt, und komme nicht über diese
„Lippen, die heiliges Stillschweigen versiegelt.
„Verbirg ihn, mein Herz, in jene verschlossene
„Hülle, wo sein liebenswürdiges Bild, ver-

„mischt

Vorles. XVII.

„mischt mit Göttern, weilet; o schreibe ihn
„nicht, meine Hand! — doch sein Name ist
„bereits meiner Feder entschlüpft — lösch ihn
„aus, meine Thränen.„ *)

Hier werden verschiedene Gegenstände und Theile des Körpers personifizirt, und jeder derselben angeredet. Laßt uns sehen, mit welcher Schicklichkeit! Das erste ist der Name von Abälard: „Theurer unglücklicher Name, bleibe für immer u. s. w.„ Hierwider läßt sich, wie mich dünkt, mit Grunde nichts einwenden; denn, da der Name einer Person sehr oft für die Person selbst stehet, und dieselben Begriffe erweckt, so kann er allerdings zu einer solchen Personifikazion erhoben werden. Hierauf spricht Heloise mit sich selbst, und personifizirt in dieser Absicht ihr eigenes Herz: „Verbirg ihn, mein Herz, in jene „verschlossene Hülle„ u. s. w. Da das Herz einer der edlern Theile des menschlichen Körpers ist, und oft für die Seele und ihre Zuneigungen gebraucht wird, so mag auch diese Wendung noch ohne Tadel hingehen. Aber wenn Heloise von ihrem Herzen nun zu ihrer Hand übergehet, und dieser verbietet, Abälards Namen niederzuschreiben; so wird diese Wendung gezwungen und unnatürlich. Eine perso-

nifi-

*) Dear fatal name! rest ever unreveal'd,
Nor pass these lips in koly silence seal'd,
Hide it, my heart, within that close disguise,
Where, mix'd with Gods, his lov'd idea lies:
Oh write it not, my hand! — his name appears
Already written — Blot it out, my tears.

Heloiſ. to *Abel.*

nifizirte Hand ist niedrig, und dem Ausdruck wahrer Leidenschaften durchaus nicht angemessen; und die Figur wird noch unschicklicher, wenn Heloise nun zulezt ihre Thränen auffordert, dasjenige auszulöschen, was ihre Hand geschrieben hat: „O schreibe ihn nicht„ u. s. w. Diese lezztern Zeilen verrathen offenbar eine gewisse epigrammatische Künsteley, die durchaus nicht von wahrer Leidenschaft eingegeben seyn kann, und die mit den zarten Empfindungen, welche den übrigen Theil dieses vortrefflichen Gedichts beseelen, durchaus unverträglich ist.

Ein noch höherer Grad von Aufmerksamkeit und Vorsicht, bey dem Gebrauche dieser Figur, wird in prosaischen Aufsätzen erfordert. Die Einbildungskraft hat hier nicht dieselbe Freyheit, wie in der Dichtkunst: weder die Unterstützung des Sylbenmaßes, noch die Wärme der Schreibart, welche so viel zur Verstärkung der Leidenschaft und zur Erhöhung des Eindruckes beytragen, kommen ihr zu statten. Indessen ist doch der Prose nicht jede Art von Verwendung an leblose Gegenstände untersagt, sondern nur den höhern Gattungen der Beredsamkeit vorbehalten. Ein öffentlicher Redner kann, bey gewissen Gelegenheiten, Religion und Tugend schicklich anreden, und so auch sein Vaterland, oder irgend eine einzelne Provinz, welche einen beträchtlichen Verlust erlitten, oder die Scene irgend eines merkwürdigen Vorfalls gewesen ist u. s. w. Aber man darf nicht vergessen, daß dergleichen Anreden, da sie zu dem höchsten Schwunge der Beredsamkeit gehören, nur von Personen vorgebracht werden dürfen, welche die

Vorles. XVII.

Vorzüglichkeit ihrer Talente zu einem so erhabnen Schwunge berechtigt. Denn wenn der Redner seine Absicht, die Theilnehmung der Zuhörer dadurch in Bewegung zu setzen, verfehlt, so wird er unvermeidlich lächerlich. Es giebt auf alle Fälle nichts Frostigeres, als ungeschickte oder unzeitige Versuche, jene höhere Art der Personifikazion anzubringen; zumal wenn die leztere länger fortgesetzt wird. Wir sehen den Schriftsteller, oder Redner, vergebens bemüht, die Sprache einer Leidenschaft auszudrücken, die er eben so wenig selbst empfindet, als andern einzuflößen versteht. Wir bleiben nicht allein ungerührt, sondern wir finden auch den Redner frostig; und statt von ungewöhnlicher Begeisterung hingerissen zu werden, fühlen wir uns vielmehr aufgelegt, über den armseligen Aufzug zu spotten, in welchem sich uns der personifizirte Gegenstand darstellt. Einige Französische Schriftsteller, besonders Bossuet und Flechier, haben sich dieser Figur, in ihren Predigten und feyerlichen Leichenreden, mit eben so viel Feuer als Würde zu bedienen gewußt. Ihre Werke verdienen in einem hohen Grade, als Beyspiele dieser und anderer Schönheiten der Schreibart, empfohlen und nachgelesen zu werden. In der That ist die Lebhaftigkeit und Wärme des Französischen Genies mehr für diese beseelte Art von Beredsamkeit geschaffen, als das ernsthafte und bedächtige Genie der Britten, das sich in prosaischen Werken nur selten zu diesen höhern Figuren der Beredsamkeit aufschwinge. In Bossuets Leichenreden, die in meinen Augen Meisterstücke der neuern Beredsamkeit sind, kommen häufige Apostrophen und Anreden an personifizirte

Gegen-

Gegenstände vor, die immer mit vielem Geiste ausgeführt werden. So heißt es, zum Beyspiel, in der Rede auf Maria von Oesterreich, Königin von Frankreich, in Beziehung auf die Vortheile, welche die Waffen Ludwigs des Vierzehnten in Begriff waren über die Algierer davon zu tragen: „Vor ihm (Ludwig dem Vierzehnten) gränzte Frankreich, das sich „fast ganz ohne Seemacht befand, vergebens an zwey „Meere. Izt sieht man diese Meere vom Aufgange bis zum Niedergange mit unsern siegreichen „Flotten bedeckt, und die Kühnheit der Franzosen „verbreitet allenthalben den Namen Ludwigs, und „das Schrecken seiner Waffen. Du wirst sie empfinden, wirst unter der Macht dieses Siegers erliegen, o Algier! die du dich mit dem Raube der „Christenheit brüstest. Du sprachst in deinem habsüchtigen Herzen: ich gebiethe dem Meere; die Nazionen sind meine Beute. Die Leichtigkeit deiner „Schiffe flößte dir Zuversicht ein. Aber du wirst „dich in deinen Mauern angegriffen sehn, gleich einem Raubvogel, den man zwischen Felsen aufsucht, und bis in sein Nest verfolgt, wo er den „Raub unter seine Brut austheilt. Schon giebst „du deine Sklaven zurück; Ludwig hat die Fesseln „zerbrochen, in welche du seine Unterthanen schlugst, „u. s. w.„ — In einer andern Stelle eben dieser Rede, wendet sich Bossuet an die Fasanen-Insel, die dadurch berühmt geworden ist, daß sie der Schauplatz der Unterhandlungen war, in welchen der Pyrenäische Friede zwischen Frankreich und Spanien, und die Heyrath dieser Prinzessin mit dem Könige von Frankreich geschlossen wurde:

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorles. XVII.

„Friedliche Insel! ruft er aus, wo sich der Zwist „der beyden großen Reiche endigen soll, denen du „zur Gränze dienest — Insel, die durch die Un„terhandlungen zwey großer Staatsmänner auf „ewig merkwürdig wird — feyerlicher Tag, an „dem zwey stolze Nazionen, einst gegen einander „feindlich gesinnt, aber izt durch Maria Theresia „ausgesöhnt, auf ihren Gränzen einander entge„gen kommen; und zwar ihre Herrscher an ihrer „Spitze, aber nicht um mit einander zu kämpfen, „sondern sich brüderlich zu umarmen. — Geweih„te Feste! glückliche Heyrath! hochzeitlicher Schley„er, Einsegnung, Opfer! darf ich eure Pracht „und eure Feyerlichkeiten mit dieser Leichenfeyer „vermischen? den Gipfel der Größe mit ihrem „gänzlichen Einsturze?„ In der Leichenrede auf Henriette, Königin von England, (vielleicht das Meisterstück des Bossuetschen Geistes) beschließt der Redner, nachdem er alles erwähnt hat, was die Königin zur Unterstützung ihres unglücklichen Gemahls gethan, mit folgender schönen Apostrophe: „O Mutter, o Gemahlin! o bewundernswürdige, „und eines bessern Glückes würdige Königin! wenn „das Glück der Erde irgend einigen Werth hätte; „endlich mußt du deinem Schicksal weichen; lange „genug hast du den von Gefahren erschütterten „Staat mit unüberwindlicher und göttlicher Stär„ke unterstützt; izt bleibt dir nichts weiter übrig, „als dich unter seinen Ruinen aufrecht zu hal„ten.„ — So viel von der Personifikazion oder Prosopopöie und ihren verschiedenen Arten.

Die Apostrophe ist eine der vorigen so nahe verwandte Figur, daß es nicht nöthig seyn wird, mich bey derselben lange zu verweilen. Sie besteht in einer Anrede an eine wirkliche Person, die aber entweder abwesend oder todt ist, und die wir uns als gegenwärtig oder doch als fähig vorstellen, uns zu vernehmen. Diese Figur hat, wie man sieht, mit der Anrede an unbelebte Gegenstände so viel Aehnliches, daß man bisweilen beyde unter dem Namen der Apostrophe begreift. Indessen steht die eigentliche Apostrophe, was die Kühnheit betrifft, um einen Grad tiefer, als die Verwendung an personifizirte Gegenstände: denn es erfordert offenbar einen mindern Schwung der Einbildungskraft, Personen, welche todt oder abwesend sind, sich gegenwärtig zu denken, als empfindungslose Dinge zu beleben, und anzureden. Uibrigens gilt von beyden Figuren die Regel, daß sie, um natürlich zu seyn, von Empfindung und Gefühl eingegeben seyn müssen; denn beyde sind offenbar nur die Sprache lebhafter Gemüthsbewegungen. Bey Dichtern kommt daher die Apostrophe sehr häufig vor. Ossian's Werke sind voll von trefflichen Beyspielen dieser Figur: Vorles. XVII.

„Weine — heißt es im Fingal, um nur eins „anzuführen — weine über die Felsen der brau„senden Stürme, o Mädchen von Inistor! Nei„ge dein holdes Haupt über die Wellen, die du „schöner bist, als der Geist der Hügel, wenn er „am Mittage im Sonnenstrahl über Morvens eine„same Gefilde dahinschwebt! Er ist gefallen! Dein

Vorles. XVII.

„Geliebter erliegt; erliegt mit Bläſſe des Todes „umzogen unter Cuchullins Schwerd.„ *)

Ein gleich ſchönes Beyſpiel dieſer Art, und zwar in Proſa, liefert **Quintilian**, in jener rührenden Stelle, wo er den frühzeitigen Verluſt ſeines Sohnes beklagt, der während der Verfertigung ſeines rhetoriſchen Werks geſtorben war, und ſich dabey folgender rührenden und ausdrucksvollen Apoſtrophe an ihn bedient:

„Mit welchem Muthe, einem Muthe, der „die Bewunderung der Aerzte war, trug er wäh„rend ganzer acht Monate ſeine tödtliche Krank„heit! Wie ſuchte er mich, noch in ſeinen lezten „Augenblicken, zu tröſten! Und ſelbſt, als er ſei„ner nicht mehr mächtig war, wie blieben ſelbſt „noch die Verirrungen ſeines Geiſtes einzig und al„lein auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände gerichtet! O „Sohn! meine einzige, izt verlohrne Hoffnung! „mußte ich deine Augen brechen, deinen Geiſt von „dieſer Erde ſcheiden ſehn! Auf deinen kalten ſee„lenloſen Leichnam hingeworfen, wie vermocht ich „ins Leben zurück zu kehren? Dich, den jüngſt erſt „ein Konſul durch Annahme an Kindes Statt zu „der Hoffnung der höchſten Ehrenſtellen berechtig„te; den ein durch Bande des Blutes uns theurer „Prätor ſich zum Schwiegerſohne erkohren hatte; „dich, in dem die allgemeine Erwartung einen aus„gezeichneten Liebling der Attiſchen Beredſamkeit er„blick-

*) Fingal B. I.

„blickte; dich mußte ich trostloser nur zum Leiden Vorles.
„zurückgebliebener Vater verliehren!„ *) XVII.

Mich dünkt, es leuchtet aus dieser Stelle eben so sehr der Geist des Redners hervor, als aus den übrigen Theilen des Quintilianischen Werkes der Geist des feinern Kunstrichters.

Die glühende Einbildungskraft der alten morgenländischen Nazionen hatte zu dergleichen kühnen Figuren, als die Personifikazion, die Anrede an leblose Gegenstände, und die Apostrophe, einen vorzüglichen Hang. Wir finden daher in den heiligen Büchern der Juden mehrere merkwürdige Beyspiele derselben, von welchen ich wenigstens eines anführen will, weil es eine größere Menge erhabener Ideen, kühner und unerwarteter Figuren enthält, als vielleicht irgend ein anderes poetisches Stück. Es ist die Stelle im Jesaia, wo der Pro-

*) Nam quo ille animo, qua medicorum admiratione, mensium octo valetudinem tulit? ut me in supremis consolatus est? quam etiam jam deficiens, jamque non noster, ipsum illum alienatae mentis errorem circa solas literas habuit? Tuosne ergo, o meae spes inanes! labentes oculos, tuum fugientem spiritum vidi? Tuum corpus frigidum, exangue complexus, animam recipere, auramque communem haurire amplius potui? Tene, consulari nuper adoptione ad omnium spes honorum patris admotum; te, avunculo praetori generum destinatum; te, omnium spe Atticae eloquentiae candidatum; parens superstes tantum ad poenas amisi!

Vorles. XVII. phet den Fall des Assyrischen Reichs folgendergestalt beschreibt:

„Am Tage, da Jehovah Ruhe wird geben dir
„von deiner Drangsal, Angst und harten Sklave-
„rey, dann wirst du singen ein Lied von Babels Kö-
„nige, und also singen:

Wie ruht der Treiber izt!
Die Golderpresserin feyert nun!
Zerbrochen hat Jehovah der Unterdrücker Stab,
Die Ruthe der Tyrannen,

Die die Völker schlug in heißem Zorn,
Mit Streichen, denen keiner entwich,
Und herrschte grimmig über sie,
Und niemand hielt den Dränger ein.

Nun ruht, nun rastet alle Welt,
Die Länder singen ein Feyerlied.
Die Tannen selbst erfreun sich über dir,
Die Zedern Libanons:

„Seit du gefallen, kommt niemand hinauf,
„Uns niederzuhauen.„

Das Todtenreich da drunten zitterte auf vor dir,
Es ging entgegen dir, da du kamst an.
Die Schatten regt' es auf und alle Erdehelden,
Der Völker Könige, alle standen
Von ihren Thronen auf,
Willkommten alle dich und sprachen:

„Auch

„Auch du bist Schatte geworden, gleich wie wir; Vorles. XVII.
„Auch du uns gleich gemacht.„

Hinabgebeugt zu den Todten ist dein Stolz,
Hinunter deiner Harfen Siegeston:
Dein Bett ist unter dir der Wurm,
Der Moder deine Decke.

Wie bist du gefallen vom Himmel, du Morgenstern!
Aurorens Sohn!
Bist hin zur Erde geworfen,
Der Völker niederwarf.

Du sprachst in deinem Herzen: „ich will zum Himmel hinan!
„Ueber die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron!
„Ich werde hoch auf dem Berge der Götter thronen
„Im höchsten Nord.

„Ueber der Wolken Höhen steig' ich auf!
„Ich werde gleich seyn dem Erhabensten!„ — —
Zur Hölle nieder wirst du gestürzt
Ins tiefe Grab.

Und die dich sehen, blicken hin auf dich,
Schaun auf dich nieder: „Ist das der Mann,
Der zittern machte die Erde,
Der Königreiche erschütterte?

Vorles. XVII.

Rings um hat er die Welt zur Wüste gemacht,
Hat ihre Städte zerstört,
Hat ihren Gefangenen nimmer eröfnet das Kerkerthor.

Der Völker Könige alle schlafen im Ruhm,
Jeder in seinem Hause, dem Grabesmal;
Nur du liegst hingeworfen aus deiner Gruft,
Wie eine Mißgeburt. *)

Bedeckt mit Leichen, die das Schwerd erwürgt,
Die in die Grube fahren mit Schutt bedeckt,
So liegst du da wie ein zertreten Aas:
Du solltest nicht mit jenen ein Grabmal haben,
Denn selbst hast du dein eignes Land verderbt,
Dein eignes Volk erschlagen.

Der Uebelthäter Geschlecht werd' nicht genannt
In Ewigkeit!
Gebt ihren Söhnen den Tod um ihrer Väter willen!
Daß sie nicht wieder kommen empor und erben das Land,
Und füllen mit Städten umher die Welt.„

Aufstehn will ich ihnen entgegen, spricht Jehovah Zebaoth.

Aus-

*) Es ist Jesaias gewöhnlich, das Geschlecht mit einem Baume, und ein Glied desselben mit einem Zweige zu vergleichen: ein abscheulicher, verworfner Zweig heißt also hier ohne Zweifel eine Mißgeburt.

Ausrotten will ich Babels Namen und Geschlecht, Vorles. XVII.
Und Sohn und Enkel, spricht Jehovah:
Will sie zur Igelwohnung machen, zum Was-
serſumpf,
Sie fegen in den Schutt der Verwüstung, spricht
Jehovah Zebaoth. —

Diese ganze Stelle ist voll der erhabensten Züge. Jeder Gegenstand erscheint beseelt; wir erblicken eine Menge handelnder Personen; wir hören die Juden, die Tannen und Zedern von Libanon, die Geister verstorbener Könige, den König von Babylon selbst, und diejenigen, die ihn im Schattenreiche bewillkommen; wir hören diese alle nach einander sprechen, und sind gleichsam Zeugen, wie sie alle ihre verschiedenen Rollen ohne Verwirrung abspielen.

Achtzehnte Vorlesung.

Von der Vergleichung; Antithese; Frage; dem Ausruf, und einigen andern Redefiguren.

Vorles. XVIII.

Wir haben es noch immer mit der Betrachtung der Redefiguren zu thun. Wendungen, deren schicklicher Gebrauch der Schreibart eben so viel Reize verleihet, als sie auf der andern Seite durch einen Mißbrauch derselben entstellt werden kann, verdienen ohne Zweifel die sorgfältigste Auseinandersetzung. Da es indessen zu langweilig seyn würde, alle die mannigfaltigen Arten des figürlichen Ausdrucks, welche von den Redekünstlern mit besondern Namen belegt worden sind, einzeln zu erörtern; so glaube ich mich mit meinen Anmerkungen auf die vornehmsten und gewöhnlichsten dieser Figuren einschränken zu müssen. Die Grundsätze und Regeln, welche ich in Betreff dieser aufstelle, werden zugleich in Ansehung des Gebrauchs von jenen, sowohl in der prosaischen als dichterischen Schreibart, hinreichende Anleitung geben. Von der Metapher, als der gewöhnlichsten Art des figürlichen Ausdrucks, habe ich bereits umständlich gehandelt; und so auch von der Hyperbel, Personifikazion, und Apostrophe. Die gegenwärtige Vorlesung soll also dasjenige enthalten, was ich etwa

wa noch in Ansehung der übrigen Figuren zu be- Vorles. XVIII.
merken nöthig finde.

Ich mache den Anfang mit der Vergleichung, einer Figur, die sowohl von Dichtern als prosaischen Schriftstellern sehr häufig zur Verschönerung ihrer Darstellungen gebraucht wird. Die Verschiedenheit, welche sich zwischen dieser Figur und der Metapher zeigt, ist bereits im Vorhergehenden umständlich angegeben worden. Die Metapher faßt zwar eine Vergleichung in sich, aber sie wird nicht als solche ausgedrückt. Eine eigentliche Vergleichung *) hingegen tritt nur dann ein, wenn man die Aehnlichkeit zwischen zwey Gegenständen ausdrücklich mit einander vergleicht; und diese Vergleichung wird denn auch gemeiniglich weiter fortgeführt, als die Natur der bloßen Metapher zuläßt. Zum Beyspiel, wenn ich sage: „Die Handlungen der Fürsten gleichen „jenen großen Strömen, deren Lauf jedermann „wahrnimmt, aber deren Quellen nur von wenigen gesehen werden.„ Dieses flüchtige Beyspiel zeigt zugleich, daß glückliche Vergleichungen unter die hervorstechendsten Arten von Verzierungen gehören, und nicht wenig dazu beytragen, die Schönheit

*) Der Verf. nimmt Vergleichung im weitesten Sinne, ohne dieselbe, wie hier wohl der Ort gewesen wäre, vom Gleichnisse und andern verwandten Figuren genauer zu unterscheiden: daher er denn auch comparison und simile durchaus als gleichbedeutend braucht. Uibrigens verweise ich auf Breitinger und andre Deutsche Kunstrichter, die diesen Unterschied sattsam entwickelt haben.

Verles. XVIII.

heit und den Glanz gewisser Stellen zu erhöhen. Cicero nennt daher mit Recht dergleichen Figuren Lichter der Rede (lumina orationis.)

Das Vergnügen, das wir an Vergleichungen finden, ist nicht willkührlich, sondern gründet sich auf die menschliche Natur selbst. Es lassen sich drey verschiedene Quellen angeben, aus welchen dasselbe zu entstehen scheint. Die erste ist das Vergnügen, welches die Natur mit jeder Aeußerung unsers Geistes verknüpft hat, kraft deren wir irgend zwey Gegenstände mit einander vergleichen, und entweder Aehnlichkeiten zwischen solchen, die verschieden sind, oder Verschiedenheiten zwischen solchen, die einander ähnlich scheinen, zu bemerken suchen; ein Vergnügen, das darauf abzielt, uns zur aufmerksamen Beobachtung, und mithin zur Erweiterung unserer Fortschritte in nützlichen Kenntnissen zu reizen. Wie natürlich und allgemein angenehm diese Aeußerung unserer geistigen Thätigkeit ist, läßt sich unter andern aus dem Vergnügen abnehmen, welches selbst Kinder, sobald sie nur einigermaßen fähig sind, die sie umgebenden Gegenstände zu unterscheiden, daran finden, Dinge mit einander zu vergleichen. Zweytens entstehet das Vergnügen, das uns diese Figur gewährt, aus der Wahrnehmung des Lichtes, welches die gebrauchte Vergleichung über den Hauptgegenstand verbreitet, oder des stärkern Eindruckes, mit welchem dieselbe auf die Seele wirkt. Drittens endlich entstehet das Vergnügen aus der Aufstellung eines neuen und gemeiniglich glänzenden Gegenstandes,

des, der izt mit der Hauptsache, von welcher eigentlich die Rede ist, in Verbindung erscheint. Der hinzugekommene Gegenstand hält der Einbildungskraft ein angenehmes Gemälde vor, und eröfnet ihrem Blicke neue Aussichten, die ihr, ohne Hinzukunft jenes Gegenstandes, nicht wären zu Theil geworden.

Alle Vergleichungen lassen sich auf zwey Hauptgattungen zurückführen: es sind entweder erklärende oder verschönernde Vergleichungen. Der Schriftsteller, der die Sache, von welcher er handelt, mit irgend einer andern Sache vergleicht, thut, oder sollte wenigstens jederzeit es in der Absicht thun, diese Sache entweder deutlicher wahrnehmen zu lassen, oder sie in einer angenehmern Einkleidung darzustellen. Erklärende Vergleichungen sind daher in jeder Art von Vortrag zuläßig. Ein Schriftsteller mag sich mit den bündigsten Schlüssen beschäftigen, oder von den dunkelsten Lehrsätzen der Philosophie handeln, immer wird es ihm erlaubt seyn, eine Vergleichung anzubringen, deren Endzweck es ist, seinen Gegenstand faßlicher zu machen. Von dieser Art ist folgende Vergleichung, der sich Harris in seinem Hermes bedient, um einen sehr dunkeln Lehrsatz, nehmlich den Unterschied zwischen den Kräften der Sinne und der Einbildungskraft zu erläutern:

„Wie das Wachs zu dem Behufe des Sie-
„gelns nicht schicklich seyn würde, wenn es nicht
„die Beschaffenheit hätte, den empfangenen Ein-
„druck eben sowohl zu bewahren als aufzunehmen,

„so

Vorles. XVIII. „so würde eben dieses auch in Ansehung des Ge„schäftes der Sinne und der Einbildungskraft der „Fall seyn. Sinn, im eigentlichen Verstande, ist „nichts anders, als die Fähigkeit Eindrücke aufzu„nehmen: Einbildungskraft, die Fähigkeit dieselben aufzubehalten. Wäre also der menschliche „Geist zwar mit Sinnen begabt, aber der Einbil„dungskraft beraubt, so würde er nicht sowohl dem „Wachse, als vielmehr dem Wasser gleichen, das „zwar in jedem Augenblicke Eindrücke annimmt, „aber auch die Spur derselben im nächsten Augen„blicke darauf wieder verlohren gehen läßt.„

Bey Vergleichungen dieser Art ist der Verstand mehr geschäftig als die Phantasie; und die einzigen Regeln, welche man in Ansehung derselben zu beobachten hat, lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Die Vergleichung sey deutlich und entspreche ihrem Endzwecke; sie trage etwas dazu bey, unsere Vorstellung von dem Hauptgegenstande bestimmter und klärer zu machen; sie lenke endlich unsere Aufmerksamkeit nicht von der Hauptsache ab, und täusche uns nicht durch irgend einen falschen Schimmer.

Verschönernde Vergleichungen hingegen, deren man sich nicht sowohl bedient um zu lehren und zu unterrichten, sondern vielmehr, um dem Gegenstande, von welchem wir handeln, einen höhern Grad von Reiz zu verleihen, sind eigentlich diejenigen, mit welchen wir es hier, wo wir von Redefiguren handeln, vornehmlich zu thun haben. Auch sind sie es, von welchen die Schriftsteller am häufigsten Gebrauch

brauch machen. Der Grund derselben ist, wie ich schon im Vorhergehenden bemerkt habe, Aehnlichkeit. Man muß jedoch diese Aehnlichkeit nicht in einem zu engen Sinne nehmen, und wirkliche Gleichheit, oder Uibereinstimmung des äußern Anblicks fodern. Zwey Gegenstände können bisweilen sehr glücklich mit einander verglichen werden, wenn sie schon, genau genommen, einander nichts weniger als ähnlich sind: es ist genug, wenn sie in der Wirkung, die sie in unsrer Seele hervorbringen, mit einander übereinkommen; wenn sie eine Reihe ähnlicher, und gleichsam in einen gemeinschaftlichen Hauptton einstimmender Begriffe erregen, so daß die Erinnerung des Andenkens an die eine dazu dient, den Eindruck der andern zu verstärken. So sagt Ossian, zum Beyspiel, um die Natur einer sanften und schwermüthigen Musik zu schildern: „Karryls Musik war, gleich dem Andenken „vergangener Freuden, angenehm und trauervoll „für die Seele.„ Eine eben so glückliche als feine Vergleichung. Und doch hat eigentlich keine Art von Musik Aehnlichkeit mit einem Gefühl der Seele, wie die Erinnerung vergangener Freuden ist. Hätte Ossian — und ein andrer gemeiner Dichter würde das gewiß gethan haben — jene Musik mit der Stimme der Nachtigall, oder mit dem Rauschen einer sanft dahin strömenden Quelle verglichen, so wäre die Aehnlichkeit weit genauer gewesen; aber eben dadurch, daß Ossians Vergleichung sich auf die Wirkung gründet, welche Karryls Musik hervorbrachte, erhalten wir nicht nur ein sehr einnehmendes Bild, sondern auch zu

Vorles. XVIII.

glei=

Vorles. XVIII.

gleicher Zeit einen weit stärkern Eindruck von der Natur und der Eigenthümlichkeit jener geistvollen Musik, die lieblich und trauervoll gleich dem Andenken vergangener Freuden auf die Seele wirkte.

Vergleichungen mögen sich übrigens auf die Aehnlichkeit der verglichenen Gegenstände, oder auf irgend eine Uibereinkunft und Zusammenstimmung der Wirkungen derselben gründen; so bleibt es immer ein Haupterforderniß einer jeden Vergleichung, daß sie dazu diene, den Gegenstand, um dessen willen sie herbey geführt wird, in ein helleres Licht zu setzen, und unsere Vorstellung von ihm zu verstärken. Zwar bleiben der Phantasie in der Verfolgung eines Gleichnisses einige kleine Ausschweifungen erlaubt; aber nie darf sie sich zu weit von dem Hauptgegenstande selbst entfernen. Jeder Zug in der Vergleichung muß darauf gerichtet seyn, den Gegenstand, wenn er edel und groß ist, noch größer oder edler; wenn er schön ist, ihn noch liebenswürdiger darzustellen, oder aber, wenn er furchtbar und schrecklich ist, uns noch einen höhern Grad von Schauder einzuflößen. Doch dieses bedarf einer nähern Erörterung. Die Regeln, welche man in Ansehung der Vergleichung zu beobachten hat, betreffen nehmlich hauptsächlich zwey Umstände: die Schicklichkeit ihrer Herbeyführung; und die Beschaffenheit der Gegenstände, von denen sie hergenommen werden.

Erstlich also von der Schicklichkeit ihrer Herbeyführung. Schon aus dem, was bisher von Vergleichungen gesagt worden ist, ergiebt sich, daß

sie

sie nicht, so wie jene Figuren, von welchen ich in der vergangenen Vorlesung gehandelt habe, die Sprache starker Leidenschaften sind. Nein, sie sind mehr Sprache der Einbildungskraft, als der Leidenschaft; einer Einbildungskraft, die zwar lebhaft und feurig, aber doch durch keine heftige und gewaltsame Rührungen in Aufruhr gebracht ist. Starke Leidenschaften sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie dieses Spiel der Phantasie zulassen. Sie haben keine Zeit, nach mehr oder weniger entfernten Aehnlichkeiten der Gegenstände zu haschen, sondern sie verweilen einzig und allein auf dem Gegenstande, der die Seele innigst ergriffen, und gleichsam von ihr Besitz genommen hat. Mit diesem sind sie zu sehr, zu angelegentlich beschäftigt, als daß sie ihren Blick nach irgend etwas anders richten, ihre Aufmerksamkeit zu irgend einem andern Gegenstande hinneigen könnten. Ein Schriftsteller wird daher keinen größern Fehler begehen können, als wenn er bey dem Ausdrucke heftiger Leidenschaften irgend ein Gleichniß anzubringen sucht. Metaphorische Ausdrücke können unter solchen Umständen erlaubt seyn, obgleich auch diese nur zu leicht übertrieben werden; aber die Pracht und Feyerlichkeit einer ausdrücklichen Vergleichung ist mit wahrer Leidenschaft durchaus unverträglich. Sie verändert auf der Stelle den Ton des Ganzen, vermindert und schwächt die Spannung der Seele, und zeigt uns den unbefangenen Schriftsteller, der den Ausdruck seiner ruhigen Gemüthsfassung einem Charakter leihet, welchen wir unter dem Einflusse einer stürmischen Leidenschaft sprechen zu hören erwarteten. Unsere meisten Trauer-

Vorles. XVIII.

Vorles. XVIII. spieldichter sind nur zu geneigt, sich dieses Fehlers schuldig zu machen. Rowe hat in einigen seiner Trauerspiele dergleichen Blumen von Gleichnissen oft am unrechten Orte ausgestreut. Auch Addisons Kato ist in dieser Rücksicht mit Recht getadelt worden. Jeder Leser von Geschmack muß fühlen, daß müßige Verzierungen der Sprache der Natur durchaus entgegen sind.

Wenn indessen die Vergleichung schon nicht die Sprache starker Leidenschaft ist, so ist sie doch auch da, wo sie zur Verschönerung gebraucht wird, nicht als der Ausdruck einer ganz ungerührten Seele zu betrachten. Es ist in dieser Figur eine gewisse Art von Würde, und sie erfodert daher jederzeit, um schicklich zu seyn, irgend etwas Hervorstechendes in dem Gegenstande: denn sie setzt ja, wenn schon kein von Leidenschaft bestürmtes Herz, doch eine mehr als gewöhnlich belebte Einbildungskraft voraus. Mit einem Worte, die eigentliche Stelle der Vergleichungen liegt zwischen dem Gebiethe der hohen leidenschaftlichen, und der ganz einfachen und kunstlosen Schreibart gleichsam mitten inne. In der That ein weiter Raum, innerhalb welchem sich die Vergleichung mit Vortheil zeigen kann. Indeß müssen wir uns hüten, auch dieses Gefilde nicht zu sehr mit Verzierungen dieser Art zu überladen. Denn die Vergleichung ist, wie ich schon gesagt habe, ein hervorstechender Putz; und alle Dinge, welche hervorstechen, müssen eben deswegen, wenn sie zu oft vorkommen, durch ihren Anblick blenden und ermüden. Selbst in der Poesie sollten daher Gleichnisse nur mit

Mäßi-

Mäßigung gebraucht werden, noch weit mehr aber in dem prosaischen Vortrage. Im entgegengesetzten Falle wird die Schreibart widrig, und die Figur selbst verliert allen Nachdruck und alle Wirkung. Vorles. XVIII.

Und nun ein paar Worte von den Regeln, welche sich auf die Gegenstände beziehen, von denen Vergleichungen, vorausgesetzt daß sie sich an ihrer Stelle befinden, entlehnt werden können. Das erste, was ich hier bemerken will, ist, daß die Vergleichung nicht von Dingen hergenommen werden darf, welche dem Gegenstande selbst, mit dem wir sie vergleichen, zu nahe oder zu auffallend verwandt sind. Das große Vergnügen, das unser Geist in dem Geschäfte des Vergleichens findet, liegt darinn, daß wir zwischen Dingen Aehnlichkeiten entdecken, zwischen welchen wir auf den ersten Blick durchaus keine Aehnlichkeit vermutheten. Es gehört wenig Kunst oder Witz dazu, die Aehnlichkeit zweyer Gegenstände zu bemerken, welche so sehr von gleicher Art sind, oder in der Natur einander so nahe liegen, daß die Beziehung derselben niemanden entgehen kann. Wenn Milton Satans Gestalt nach seinem Falle mit dem Anblick der Sonne vergleicht, die eine Verfinsterung leidet, und die Völker mit schreckenvoller Ahndung erfüllt; so muß die Schicklichkeit und Würde dieses Gleichnisses Jedermann auffallen. Aber wenn eben dieser Dichter Evens Laube im Paradiese mit dem Wohnsitze der Pomona, oder Even selbst mit einer Dryade oder Waldnymphe vergleicht, so macht es wenig Eindruck auf uns; weil Jedermann weiß, daß Ein Baum dem andern, und Eine weibliche

Vorles. XVIII. Schöne einer andern weiblichen Schönen in verschiedenen Rücksichten gleichen muß.

Unter die Vergleichungen, die wegen zu auffallender Aehnlichkeit fehlerhaft sind, müssen wir auch diejenigen rechnen, welche von Gegenständen entlehnt sind, die in der dichterischen Sprache durch zu öftern Gebrauch allzu gemein geworden sind. Von dieser Art ist die Vergleichung eines Helden mit einem Löwen; einer bekümmerten Schöne mit einer Blume, die ihr Haupt niedersinken läßt; heftiger Leidenschaften mit einem Sturme; der Keuschheit mit Schnee; der Tugend mit der Sonne, oder den Sternen, und noch manche andere dieser Art, die man bey gewissen neueren Schriftstellern und Dichtern, deren Geist auf Originalität weiter keine vorzüglichen Ansprüche machen kann, in so reichem Maße zu finden gewohnt ist. Diese Vergleichungen, die sich seit Jahrhunderten von einem Versemacher auf den andern gleichsam vererbt haben, waren vielleicht anfangs für die Absicht, zu welcher sie gebraucht wurden, vollkommen schicklich. Sie hatten in den alten Originaldichtern, die, statt von ihren Vorgängern zu borgen, sie unmittelbar aus der Natur selbst nahmen, ohne Zweifel ihre Schönheit: aber gegenwärtig sind sie abgenutzt, und unsere Ohren schon dergestalt an sie gewöhnt, daß sie der Einbildungskraft wenig oder gar keine Unterhaltung gewähren. In der That giebt es kein leichteres Kennzeichen, Dichter von wahrem Genie von Versemachern, denen es an Einbildungskraft fehlt, zu unterscheiden, als die Beschaffenheit der Gleichnisse, deren sich beyde bedienen.

Jeder,

Jeder, der auf den Namen eines Dichters Anspruch macht, braucht Vergleichungen: nur mit dem Unterschiede, der bloße Versemacher stellt keine neuen Bilder aus der Natur selbst auf, die seinem unerfinderischen Geiste von denjenigen, die vor ihm schrieben, erschöpft scheint, und er begnügt sich also, den Fußtapfen dieser Leztern demüthig zu folgen. Nicht so der Schriftsteller von wahrem Dichtergeiste: diesem scheint die Natur freywillig ihre verborgenen Schätze aufzuschließen, und das „von der Erde zum „Himmel schnell umherschwebende Auge„ entdeckt allenthalben neue Gestalten und Wesen, entdeckt zwischen den Gegenständen neue, vorher unbemerkte Aehnlichkeiten, welche ihm zu den ausdrucksvollsten, lebhaftesten und eigenthümlichsten Vergleichungen Anlaß geben. Vorles. XVIII.

Zweytens: so wie Vergleichungen sich nicht auf zu auffallende Aehnlichkeiten gründen sollen, so dürfen sie aber auch im Gegentheil nicht auf solchen beruhen, welche allzu schwach oder entfernt sind. Denn Vergleichungen dieser Art verbreiten kein neues Licht über den Gegenstand, und legen der Phantasie, statt sie angenehm zu beschäftigen, vielmehr eine Art von Zwang auf. Hieher gehört denn auch die Bemerkung, daß eine Vergleichung, die in Ansehung der Hauptzüge hinreichende Aehnlichkeit darbiethet, unnatürlich und dunkel werden kann, wenn der Schriftsteller sie zu weit verfolgt. Nichts ist der Absicht dieser Figur mehr entgegen, als nach einer Menge Zusammenstimmungen in kleinen Nebenumständen zu haschen; zumal wenn es bloß in der Absicht ge-

Vorles. XVIII. schieht, um zu zeigen, wie weit unser Witz eine gewisse Aehnlichkeit auszudehnen vermag. Diß ist bekanntermaßen der gewöhnliche Fehler von Cowley, dessen Vergleichungen gemeiniglich zu weit ausgesponnen werden, so daß sie offenbar mehr eine gewisse künstliche Uibung des Witzes, als eine Erläuterung des Hauptgegenstandes darbiethen. Man darf nur seine Gedichte, besonders aber die Oden dieses Schriftstellers aufschlagen, um allenthalben hiervon Beyspiele zu finden.

Drittens darf der Gegenstand, von welchem eine Vergleichung entlehnt wird, nie unbekannt oder ein solcher seyn, von welchem nur wenig Menschen eine deutliche Vorstellung haben können. „Die Gleich„nisse, sagt Quintilian, sind deswegen in die „Rede aufgenommen worden, damit sie Licht über „den Gegenstand verbreiten sollen. Man hat also „vor allen Dingen darauf zu sehen, daß unsere Ver„gleichung sich nicht auf eine Sache gründet, die „dunkel oder unbekannt ist, denn dasjenige, was „in der Absicht gebraucht wird, eine Sache ins Licht „zu setzen, muß nothwendiger Weise selbst heller seyn, „als die Sache, die dadurch ins Licht gesetzt werden „soll.„ *) Vergleichungen also, die sich auf philosophische Entdeckungen, und überhaupt auf Dinge oder

*) Ad inferendam rebus lucem, repertae sunt similitudines. Praecipue igitur est custodiendum, ne id, quod similitudinis gratia adscivimus, aut obscurum sit, aut ignotum. Debet enim id, quod illustrandae alterius rei gratia assumitur, ipsum esse clarius eo, quod illuminatur.

oder Verhältnisse gründen, mit welchen nur Men- Vorles.
schen von einer gewissen Gattung oder Stande be- XVIII.
kannt sind, verfehlen daher ihres eigentlichen End-
zwecks. Um diesen zu erreichen, müssen sie von solchen ausgezeichneten und allgemein bekannten Gegenständen hergenommen seyn, welche die meisten Leser entweder gesehen haben, oder die sie sich doch sehr lebhaft vorstellen können. Dieses erinnert mich an einen Fehler, dessen sich verschiedne der neuern Dichter nur zu oft schuldig machen. Die Alten entlehnten ihre Gleichnisse von dem Anblicke der Natur, und derjenigen Gattung von Gegenständen, mit welcher sie und ihre Leser am vertrautesten waren. Löwen, Wölfe, Schlangen und andere wilde Thiere, waren daher unter ihnen ergiebige Quellen schicklicher Gleichnisse. Diese letztern haben hierdurch, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Ansehn klassischer Bilder erhalten, und die Neuern glauben daher berechtigt zu seyn, sich ihrer bey jeder vorkommenden Gelegenheit zu bedienen. Allein sie bedenken nicht, daß die Schicklichkeit jener Gleichnisse für uns durchaus verlohren ist. *) Wir erhalten unsere Vorstellung von jenen Geschöpfen nur erst durch Beschreibungen, also aus der zweyten Hand; und es wäre für die meisten Leser dichterischer Werke vielleicht nöthiger, Löwen oder

*) So wie sie es vermuthlich auch für einen großen Theil der Alten war, die in angebauten und von wilden Thieren gereinigten Gegenden wohnten, und nicht etwa, wie bey den Römern, Gelegenheit hatten, zum Schauspiel gegebne Thiergefechte mit anzusehn.

Vorles. XVIII. Schlangen durch Vergleichungen, die von Menschen hergenommen sind, geschildert zu sehen, als umgekehrt Menschen mit Löwen verglichen zu finden. Wir können uns heut zu Tage weit leichter von einem hartnäckigen Kampfe zwischen zwey Menschen eine Vorstellung machen, als von dem Kampfe eines Tigers mit einem Ochsen. Uiberhaupt hat jedes Land gleichsam seine eigne natürliche Dekorazion; und aus ihr wird der gute Dichter den Vorrath seiner Bilder zu entlehnen wissen. Die Aufstellung unbekannter Gegenstände und fremder Dekorazionen verräth fast immer einen Schriftsteller, der nicht nach der Natur, sondern nach andern Schriftstellern, arbeitet. Noch bemerke ich

Viertens, daß in Aufsätzen von ernsthaftem oder erhabenem Inhalte die Vergleichungen nie von niedrigen oder gemeinen Gegenständen hergenommen werden dürfen. Vergleichungen dieser Art würdigen gleichsam die Sache herab, und doch ist es der Endzweck dieser Figur, den Gegenstand zu verschönern, oder in ein helleres Licht zu setzen. Woraus denn folgt, daß, die komische Schreibart und überhaupt den Fall ausgenommen, wo man sich einer Vergleichung ausdrücklich in der Absicht bedient, um etwas herabzusetzen und verächtlich zu machen, der Schriftsteller jede Art von niedrigen Vorstellungen sorgfältig vermeiden muß. Einige der Vergleichungen, deren sich Homer bedient, sind in dieser Rücksicht getadelt worden; allein ohne Grund. Denn man muß bedenken, daß die Geringfügigkeit oder Würde der Gegenstände größtentheils von den Begrif-

griffen und den Sitten des Zeitalters abhängt, in welchem der Schriftsteller lebt. Und so hatten denn also gewisse, besonders aus den Vorfällen und Beschäftigungen des Landlebens hergenommene Gleichnisse, die uns izt niedrig scheinen, in jenen einfachen Zeiten des Alterthums ohne Zweifel einen hinreichenden Grad von Würde. Vorles. XVIII.

Ich habe bisher diejenigen Redefiguren betrachtet, von welchen ich glaube, daß sie einer nähern und umständlichen Erörterung am meisten verdienen; die Metapher, Hyperbel, Personifikazion, Apostrophe und endlich die Vergleichung. Noch sind einige andere übrig, die ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen darf, und deren schicklicher Gebrauch sich aus den bisher aufgestellten Grundsätzen leicht beurtheilen läßt.

Wie sich die Vergleichung auf Aehnlichkeit gründet, so beruhet die Antithese auf dem Widerspiel oder der entgegengesetzten Beschaffenheit zweyer Gegenstände. Eine Zusammenstellung dieser Art, welche man gemeiniglich mit dem Namen des Contrastes bezeichnet, hat jederzeit die Wirkung, das Eigenthümliche von dergleichen Gegenständen in ein stärkeres Licht zu setzen. Die weiße Farbe erscheint nie so glänzend, als wenn sie sich der schwarzen gegenüber befindet, und man beyde zugleich betrachtet. Die Antithese läßt sich also unter gewissen Umständen sehr vortheilhaft gebrauchen, um den Eindruck zu verstärken. So weiß Cicero in seiner Rede für den Milo, wo er die Unwahrscheinlichkeit zeigen will, daß Milo den Vorsatz gehabt habe, etwas gegen

Vorles. XVIII. das Leben des Clodius zu unternehmen, und zwar zu einer Zeit, da alle Umstände einem solchen Entwurfe entgegen waren, und nachdem er sich andere Gelegenheiten, einen Vorsatz dieser Art weit leichter und sicherer auszuführen, mehr als einmal hatte entgehen lassen, Cicero, sage ich, weiß unsere Uiberzeugung von dieser Unwahrscheinlichkeit durch einen schicklichen Gebrauch dieser Figur um vieles zu erhöhen: „Ist es wahrscheinlich, daß Milo denjenigen, welchen er, selbst unter der Voraussicht von allgemeinem „Beyfall, umzubringen unterließ, unter Umständen „umgebracht haben soll, die ihn von verschiedenen „Seiten Mißbilligung voraussehen ließen? Ist es „glaublich, daß der, welcher einen Menschen, den „er mit Fug und Recht, unter schicklichen Umständen des Ortes und der Zeit, ungestraft umbringen „konnte, und es nicht that, ebendenselben unbefugter Weise, unter nachtheiligen Umständen des Ortes und der Zeit, umzubringen kein Bedenken getragen? *) „ Um die Antitheſe desto auffallender zu machen, ist es vortheilhaft, die Worte und Glieder des Satzes, in welchem die einander entgegengesetzten Gegenstände ausgedrückt werden, so wie es in der angeführten Stelle des Cicero geschieht, auch in Ansehung der grammatischen Zusammenfügung auf gleiche Weise zu fassen, und mit einander übereinstim-

*) Quem igitur cum omnium gratia interficere noluit, hunc voluit cum aliquorum querela? Quem jure, quem loco, quem tempore, quem impune non est ausus, hunc injuria, iniquo loco, alieno tempore, periculo capitis non dubitavit occidere?

stimmend zu machen. Der Contrast fällt dadurch desto mehr auf, indem die entgegengesetzten Dinge einander näher gegenüber gestellt werden; so wie wir bey der Vergleichung eines schwarzen und weißen Gegenstandes, um die Verschiedenheit ihrer Farben desto auffallender zu machen, am liebsten Gegenstände von gleicher Größe zu wählen, und sie in gleiches Licht zu stellen pflegen. Ihre Aehnlichkeit in gewissen Beziehungen macht die Verschiedenheit derselben in andern desto auffallender. Vorles. XVIII.

Indessen darf ich nicht vergessen hier anzumerken, daß ein zu häufiger Gebrauch der Antithesen die Schreibart unangenehm macht; besonders wenn der Gegensatz in den Worten schwach und erkünstelt ist. Ein Gedanke, wie der folgende im Seneka, macht für sich allein betrachtet keine üble Wirkung:

„Wer Jemanden reich zu sehn wünscht, ver„mehre nicht die Besitzungen, sondern vermindre die „Begierden desselben.„

Oder auch dieser:

„Wer nach der Natur lebt, wird nie arm, wer „nach Wahn und Meynung lebt, nie reich seyn.„

Grundsätze, oder moralische Aussprüche, nehmen diese Einkleidung sehr wohl an; theils weil sie als Früchte des Nachdenkens angesehn werden; theils weil sie bestimmt sind, sich dem Gedächtnisse tief einzudrücken, das sich ihrer durch Hülfe solcher Gegensätze am leichtesten wieder erinnert. Aber wenn eine lange Reihe solcher Gedanken auf einander folgt, und es die Lieblingsart eines Schriftstellers wird,

Vorles. XVIII. wird, sich ohne Unterlaß in dergleichen Wendungen auszudrücken, dann ist eine solche Schreibart fehlerhaft, und man hat den Seneka, in welchem dieselbe herrschend ist, deswegen mit Recht getadelt. Der Vortrag bekommt ein zu gesuchtes und mühsames Ansehn; er läßt uns einen Schriftsteller vermuthen, dem es mehr um die Art seine Gedanken auszudrücken, als um die Gedanken selbst zu thun ist. Auch Young, ein Schriftsteller, dem es gewiß nicht an Geiste fehlte, hat sich zu sehr in Antitheſen verliebt. Wir finden in seiner Würdigung des menschlichen Lebens (Estimate of human Life) oft ganze Seiten in einem Tone, wie folgende Zeilen fortlaufen:

„Der Landmann klagt laut; der Hofmann „seufzt in Geheim. Welche Traurigkeit beym Man„gel! welcher Ekel beym Uiberfluß! Es fällt „dem Großen eben so schwer, mit Vergnügen zu ver„schwenden, als dem Geringern, mit Vortheil zu ar„beiten. Der Unwissende findet sich durch übelge„gründete Hofnungen getäuscht; der Eingebildete „wird durch Kenntniß in Verzweiflung gestürzt. Un„wissenheit veranlaßt Irrthum; Irrthum Täuschung; „und Täuschung ist Elend. Kenntniß hingegen läßt „uns richtig urtheilen; und richtiges Urtheil über „menschliche Dinge kann nicht fehlen, uns aufs voll„kommenste zu überzeugen, daß jene Dinge durch„aus nicht zu unserer Glückseligkeit hinreichend sind.„

Ein Vortrag dieser Art hat zu viel falschen Schimmer, um lange zu gefallen: die öftere Wiederholung dergleichen kurzer und künstlich zugespitzter Gedanken ermüdet gar bald die Aufmerksamkeit.

Es

Es giebt eine andere Art von Antithesen, deren Schönheit darinn besteht, daß sie uns durch Wahrnehmung des unerwarteten Contrastes überrascht, in welchem zusammengestellte Dinge erscheinen. Es läßt sich allerdings hierbey viel Witz zeigen; allein Wendungen dieser Art gehören durchaus nur für Aufsätze, wo Witz und Laune herrschend sind, nicht aber für die ernsthafteren Gattungen. Pope, ein großer Freund von Antithesen, ist in dem Gebrauche von Wendungen dieser letztern Art oft sehr glücklich. Was man den Stachel oder die Spitze eines Epigrammes nennt, bestehet größtentheils in einem Gegensatze dieser Art, der uns durch die scharfe Wendung des Gedanken überrascht, und um so glücklicher ist, in je weniger Worten er ausgedrückt wird. Vorles. XVIII.

Beyde, die Vergleichung und die Antithese, sind Figuren von einer ruhigern Gattung: der Einbildungskraft, nicht aber heftiger Leidenschaften. Zu dieser letztern Art hingegen gehören Fragen und Ausrufungen, von welchen ich izt kürzlich handeln will. Beyde sind in so vielen Fällen der natürliche Ausdruck der Leidenschaft, daß ihr Gebrauch äußerst oft vorkommt. Sie herrschen daher unter gewissen Umständen selbst in der Sprache des Umganges eben so sehr, als in der höhern Beredsamkeit. Es ist hier nehmlich nicht von der Frage im eigentlichen Sinne des Wortes die Rede, — denn diese gehört keinesweges unter die Figuren — sondern von derjenigen Wendung des Ausdrucks, vermöge welcher Menschen unter dem Einflusse einer heftigen Gemüthsbewegung dasjenige, was sie mit Wärme behaupten

oder

Vorles. XVIII. oder läugnen wollen, in die Gestalt einer Frage einzukleiden pflegen, und das stärkste Vertrauen auf die Wahrheit ihrer Meynung dadurch zu erkennen geben, daß sie sich wegen der Unmöglichkeit des Gegentheils auf den Ausspruch der Zuhörer selbst berufen. So heißt es, zum Beyspiel, beym Moses:

„Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge; noch „ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue: sollte „er etwas sagen und nicht thun? sollte er etwas re„den und nicht halten?„ *)

Und so auch im Demosthenes, der die Athenienser folgendergestalt anredet:

„Sagt mir, wollt ihr immer umher laufen und „einander fragen, was giebt es Neues? Kann es „eine erstaunenswürdigere Neuigkeit geben, als die, „daß der Macedonische Regent die Athenienser be„kriegt, und über die Angelegenheiten von Griechen„land entscheidet? — Ist Philipp todt? — Nein; „aber er ist krank. Was hilft es euch, ob er todt „oder lebendig ist? Denn was auch aus Philipp „werden mag; so werdet ihr nicht unterlassen, un„mittelbar nach ihm einen andern aufzustellen.„

Eben diese Gedanken ohne Frage ausgedrückt, würden nur schwach und unwirksam gewesen seyn; da hingegen die Wärme und Lebhaftigkeit, welche in dieser Art zu fragen liegt, den Zuhörer erweckt, und sich seiner Aufmerksamkeit mit weit mehrerem Nachdruck bemächtigt.

Man

*) 4 B. Mosis 23. Kap. v. 19.

Man kann sich der Frage oft mit Schicklichkeit bedienen, auch wo keine lebhaftere Gemüthsbewegung herrscht, als mit der theilnehmenden Entwicklung irgend einer wichtigen Folgerung oder Schlußreihe bestehen kann. Ausrufungen hingegen gehören bloß für stärkere Gemüthsbewegungen; für das Erstaunen, die Bewunderung, den Zorn, die Freude, den Gram, u. s. w. Beyde, sowohl die Frage als der Ausruf, und überhaupt alle leidenschaftliche Sprachwendungen, wirken auf uns mittelst der Sympathie. In der That ist diese leztere ein mächtiger und weit ausgebreiteter Grundtrieb unsrer Natur, der uns geneigt macht, in dasselbe Gefühl und dieselbe Leidenschaft überzugehn, deren Ausdruck wir an andern wahrnehmen. Es ist Folge dieser Sympathie, daß nicht selten eine einzelne Person, welche mit sichtbaren Zeichen der Freude oder der Traurigkeit in eine Gesellschaft eintritt, in einem Augenblicke dieselbe Gemüthsstimmung durch den ganzen Kreis verbreitet. Es ist Folge dieser Sympathie, daß, wo die Menschen in größern Haufen versammelt sind, die Leidenschaften so leicht angenommen, und so weit verbreitet werden; und zwar bloß vermöge jener beynah unwiderstehlichen Mittheilung, welche die beseelten Blicke, Ausrufungen und Gebehrden der versammelten Menge unfehlbar äußern. Nun aber sind Fragen und Ausrufungen natürliche Zeichen eines bewegten und unruhigen Gemüths, und können also, wenn sie gehörig gebraucht werden, nicht fehlen uns geneigt zu machen, an der Gemüthsstimmung derjenigen, die sich ihrer bedienen, Theil zu neh-

Vorles. XVIII. nehmen, und uns gleichen Gefühlen wie sie zu überlassen.

Hieraus folgt die für den Gebrauch dieser Figuren so wichtige Regel, daß der Schriftsteller auf die Art und Weise aufmerksam sey, wie die Natur selbst uns Leidenschaften oder Gemüthsbewegungen ausdrücken lehrt, und daß er seiner Sprache gerade diese und keine andere Wendung ertheile; vor allen Dingen aber, daß er nicht die Sprache einer Leidenschaft annehme, die er nicht wirklich fühlt. In Ansehung der Fragen hat man mehrere Freyheit, da diese, wie schon bemerkt worden ist, in dem gewöhnlichen Laufe des Gesprächs, und selbst der bündigeren Ideenentwickelung vorzukommen pflegen, auch wo die Seele weiter in keinem besondern Grade gerührt ist. Die Ausrufungen hingegen erfordern weit mehr Zurückhaltung. Nichts thut schlimmere Wirkung, als ein zu öfterer oder sonst unschicklicher Gebrauch derselben. Unerfahrne junge Schriftsteller bilden sich gemeiniglich ein, ihrem Vortrage um so mehr Wärme und Lebhaftigkeit zu geben, je reicher sie dieselben anbringen. Allein gerade das Gegentheil: sie machen ihn dadurch nur äußerst frostig. Der Schriftsteller, der ohne Unterlaß zu Entzückungen auffodert, ohne etwas gesagt zu haben, das uns in dieselbe versetzen kann, erregt nur Ekel und Verdruß. Er kann auf keine Weise unsere Theilnehmung erwecken, da er selbst keine Leidenschaft äußert, an welcher wir Theil nehmen können. Er überliefert uns Worte, aber keine Empfindungen, und kann mithin auch keine andre bey uns erregen, als Unwillen gegen ihn selbst. Der Mann, dünkt

mich,

mich, hatte daher nicht ganz Unrecht, welcher sagte, daß, wenn er beym Aufschlagen eines Buchs die Seiten desselben reichlich mit dem sogenannten Ausrufungszeichen (punctum admirationis) verziert fände, so sey es für ihn ein hinreichender Grund, das Werkchen wieder aus der Hand zu legen. In der That ist das sogenannte Ausrufungszeichen, mit welchem dergleichen herzbrechende Schriftsteller so freygebig sind, auch der einzige Umstand, aus welchem sich abnehmen läßt, ob sie diesen oder jenen Gedanken als eine Ausrufung angesehen wissen wollen. Denn es ist izt unter einer gewissen Gattung von Schriftstellern Mode geworden, Ausrufungszeichen bey Sätzen anzubringen, die nichts als einen ganz einfachen und gewöhnlichen Gedanken ausdrücken: gleich als ob diese verkehrte Bezeichnungsart die Kraft haben könnte, ihr geistloses Gewäsch in der Seele des Lesers in die erhabensten Redefiguren zu verwandeln. Hiermit ist ein anderer ähnlicher Mißbrauch verwandt, dessen sich gewisse Schriftsteller nicht minder häufig schuldig machen, und welcher darinn besteht, daß sie fast alle Glieder ihrer Sätze durch schwarze Linien, oder sogenannte Gedankenstriche, von einander trennen: gleich als ob eine solche Absonderung jenen Sätzen einen besondern Grad von Wichtigkeit verleihen, und den Leser nöthigen könnte, fast bey jedem Worte eine Pause zu machen, und dasselbe reiflich zu erwägen. Man könnte diß eine Art von typographischen Sprachfiguren nennen. Vorles. XVIII.

Da ich hier einmal der Künste erwähnt habe, deren sich gewisse Schriftsteller bedienen, die Wich-

Vorles. XVIII.

tigkeit ihres Ausdrucks zu erhöhen, so darf ich eine andere Gewohnheit nicht mit Stillschweigen übergehen, die eben so wenig Nachahmung verdient; wie sehr sie auch bey gewissen Verfassern herrschend ist. Ich meyne die Gewohnheit, die bedeutenden Worte eines jeden Satzes durch ausgezeichnete Schriftzüge und veränderten Druck zu unterscheiden. Ein solcher Unterschied ist bey einigen Stellen vollkommen schicklich: allein wenn man ihn so weit treibt, daß man jedes für nachdrücklich gehaltene Wort auf diese Art bezeichnet, so werden dieser Wörter in der Einbildungskraft des Verfassers gemeiniglich so viele, daß jede Seite mit unterscheidenden Schriftzügen überfüllt wird: wodurch denn eigentlich keine andere Wirkung hervorgebracht wird, als Mißverhältniß für das Auge, und Verwirrung für den Verstand. In der That, wenn gewisse Ausdrücke nicht durch den Sinn als nachdrucksvoll hervorgehoben werden, so wird die Verschiedenheit des Druckes zu dieser Absicht wenig nützen. Auch haben wirklich unsere vorzüglichsten Schriftsteller mit gutem Grunde auf jene schwachen Hülfen einer erkünstelten Bedeutsamkeit Verzicht gethan, und es einzig und allein dem Gewicht ihrer Gedanken überlassen, die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen und fest zu halten. Doch es ist Zeit, von dieser Ausschweifung wieder einzulenken.

Eine andere Redefigur, welche bloß für lebhaftere und leidenschaftlichere Darstellungen gehört, ist diejenige, der die Kunstrichter den Namen der Vision, oder sinnlichen Vergegenwärtigung, beygelegt

haben,

haben, und die darinn bestehet, daß man, statt et- Vorles.
was als vergangen zu erzählen, die Sache als ge- XVIII.
genwärtig und vor unsern Augen vorgehend darstellt.
So sagt, zum Beyspiel, Cicero in seiner vierten Rede gegen den Catilina:

„Mir ist als erblickte ich unsere Stadt, diese „Zierde der Erde, diese allgemeine Zuflucht aller „Nazionen, von einem plötzlichen Brande ergriffen. „Ich sehe die jammervollen Haufen ermordeter Bür„ger, mitten unter den Trümmern ihres verschütte„ten Vaterlandes, unbegraben liegen. Das Bild „des Cethegus, und die Wuth, mit welcher er in eu„ren Eingeweiden wühlt, schwebt mir vor Augen „u. s. w. *)„

Diese Art von Schilderung sezt einen lebhaften Grad von Begeisterung voraus, der den Schriftsteller gewissermaßen außer sich selbst bringt; und eine solche Figur kann, unter schicklichen Umständen angebracht, nicht fehlen, auf Leser oder Zuhörer, vermöge jenes sympathetischen Gefühls, dessen oben bereits Erwähnung geschehen, einen starken Eindruck zu machen. Allein man sieht auch, daß es, um diese Wirkung hervorzubringen, einer ungemeinen lebhaften Einbildungskraft, und zugleich einer so glücklichen Wahl der einzeln Züge bedarf, daß wir wirklich ge-

*) Videor enim mihi hanc urbem videre, lucem orbis terrarum atque arcem omnium gentium, subito uno incendio concidentem; cerno animo sepulta in patria miseros atque insepultos acervos civium; versatur mihi ante oculos aspectus Cethegi, et furor, in vestra caede bacchantis.

Vorles. XVIII. neigt werden zu glauben, wir sähen das, was geschildert wird, sich wirklich vor unsern Augen ereignen. Im entgegengesetzten Falle geht es mit dieser Figur, wie mit allen andern kraftlosen Nachahmungen leidenschaftlicher Wendungen; das ist, sie macht den Verfasser lächerlich, und versetzt den Leser in eine noch kältere und theilnehmungslosere Stimmung, als diejenige war, in welcher er sich vorher befand. Eben diese Bemerkungen gelten auch von der Wiederholung, der Abbrechung, der Zurücknehmung oder Veränderung eines nur eben gebrauchten Ausdrucks, oder Gedanken (Correction), und noch verschiedener anderer figürlichen Wendungen, deren die Redekünstler als Schönheiten der Beredtsamkeit zu erwähnen pflegen. Sie alle sind nur in dem Maße schön und schicklich, als sie natürliche Sprache der Empfindung oder Gemüthsbewegung sind, deren Ausdruck durch sie erhöhet werden soll; so wie umgekehrt da, wo der Schriftsteller einen Grad von Wärme anzunehmen sucht, den er nicht wirklich fühlt, keine Art von Figuren und Wendungen hinreichend ist, den Mangel zu ersetzen, oder den Betrug zu verbergen.

Noch giebt es eine Figur — die letzte deren ich hier erwähnen will, — welche bey öffentlichen, besonders gerichtlichen Reden, öfters vorkommt, und auf die Quintilian, der von ihr unter dem Namen der Erweiterung (Amplification) ausführlich handelt, ein merkliches Gewicht legt. Sie bestehet in einer künstlichen Auseinandersetzung und Uibertreibung aller besondern Umstände der Handlung oder des Gegen-

genstandes, welchen man in ein starkes, gleichviel ob vortheilhaftes oder nachtheiliges Licht zu setzen bemüht ist. Genau genommen ist es eigentlich nicht sowohl Eine Figur, als vielmehr eine künstliche Verknüpfung von mehreren, die wir zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke mit einander verbinden. Dieses geschieht entweder durch schicklichen Gebrauch vergrößernder oder verkleinernder Ausdrücke, oder dadurch, daß wir bald einzelne Züge sorgfältig neben einander stellen, bald mehrere derselben durch geflissentliche Zusammenfassung in ein Ganzes vereinigen, oder auf gewisse Vergleichungen ähnlicher Dinge hinweisen u. s. w. Das hauptsächlichste Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks aber, ist die Steigerung (Climax) oder die stufenweise Aufeinanderfolge von Zügen, deren einer sich über den andern erhebt, und die so lange fortgeführt werden, bis der darzustellende Begriff gleichsam seine äußerste Höhe erreicht hat. Ich habe bereits im Vorigen erwähnt, daß es in Ansehung der auf einander folgenden Glieder der Perioden eine Steigerung des Numerus giebt. Die Steigerung des Sinnes, von welcher hier die Rede ist, gehört offenbar unter diejenigen Figuren, durch welche die Erhöhung und Erweiterung eines Gedanken in hohem Grade befördert wird. Das gewöhnlichste Beyspiel desselben ist die bekannte Stelle des Cicero: Vorles. XVIII.

„Es ist Unrecht einen Römischen Bürger in Ban„de zu legen; es ist ein Verbrechen ihn zu geiseln, „und beynahe eine Art von Vatermord, ihn ums Le„ben zu bringen. Aber mit welchem Namen soll

Vorles. XVIII.

„man es benennen, wenn jemand einen Römischen „Bürger aus Kreuz schlagen läßt?„ *)

Es sey mir erlaubt, ein ähnliches Beyspiel aus einer gedruckten gerichtlichen Rede eines berühmten schottischen Rechtsgelehrten **) anzuführen. Die Sache betraf die Anklage einer Mutter, welche beschuldiget wurde ihr eigenes Kind umgebracht zu haben, und der Verfasser redet daselbst die Geschwohrnen folgendergestalt an.

„Meine Herren, wenn ein Mensch den andern „unglücklicher Weise umgebracht hat, wenn ein „Feind seinen Gegner niedergestoßen, oder ein Weib „ihren ärgsten Feind des Lebens beraubt hätte, so „würden alle diese Verbrecher nach Maßgabe des „Cornelischen Gesetzes mit der Todesstrafe belegt wer„den. Lassen Sie uns nun einmal den Fall setzen, „jenes schuldlose Kind, das sich noch keinen Feind „machen konnte, wäre von seiner eigenen Wärterin „ermordet worden: welche Strafe würde nicht in „diesem Falle die Mutter gefodert; mit welchem „Jammer und Klaggeschrey würde sie nicht Eure „Ohren erfüllt haben? Aber was sollen wir sagen, „wenn ein Weib sich des Todschlages, eine Mutter „sich der Ermordung ihres unschuldigen Kindes schul„dig gemacht, und alle jene Frevelthaten in ein ein„ziges Verbrechen vereinigt hat; ein Verbrechen,

„das

*) Facinus est vincire civem Romanum, scelus verberare, prope parricidium necare; quid dicam in crucem tollere?

**) Sir George Mac Kenzie.

„das seiner Natur nach abscheulich, von einem „Weibe unerhört, von einer Mutter unglaublich ist; „ein Verbrechen, das gegen ein Geschöpf begangen „worden, dessen Alter Mitleiden, dessen nahe Ver„wandtschaft zärtliche Vorsorge foderte, und dessen „Unschuld den höchsten Grad von Begünstigung ver„diente.„ Vorles. XVIII.

Ich muß indessen bemerken, daß dergleichen regelmäßige Steigerungen, wie die gegenwärtige, zwar auf einer Seite einen beträchtlichen Grad von Schönheit haben, aber dafür auch auf der andern merkliche Kunst und absichtliche Anlage verrathen. Aus eben dieser Ursache sind dieselben in feyerlichen Reden allerdings zuläßig; aber mit richten die Sprache unbefangener und lebhafter Leidenschaft, welche nur selten in so regelmäßigen Schritten zu Werke geht. Ja selbst da, wo es auf wirksame Uiberzeugung ankommt, scheint mir eine minder künstliche Zusammenstellung einzelner Züge zur Erreichung unsers Endzwecks weit vortheilhafter. Denn allenthalben, wo sich Kunst zeigt, wird der Leser gleichsam erinnert, gegen die Täuschung der Beredtsamkeit auf seiner Huth zu seyn. Hat aber der Redner bereits hinreichende Beweise geführt, und die Zuhörer durch die Stärke seiner Gründe für die Hauptsache gewonnen; dann kann es nicht schaden, diese vortheilhafte Stimmung der Gemüther zu nützen, und sich selbst jener künstlichen Figuren bedienen, die Uiberzeugung noch mehr zu bestärken, und der Empfindung den höchsten Schwung zu geben.

Neunzehnte Vorlesung.

Regeln für den Gebrauch der figürlichen Schreibart.

Vorles. XIX. Nachdem ich bisher von den Redefiguren, ihrem Ursprunge und ihrer Beschaffenheit, wie auch von der Anwendung derjenigen unter ihnen, die mir die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen, ausführlich gehandelt habe; so halte ich es für nöthig, ehe ich diesen Gegenstand verlasse, noch einige Anmerkungen über den schicklichen Gebrauch der figürlichen Sprache überhaupt vorzulegen. Zwar habe ich einige dieser Anmerkungen bereits in dem Vorigen berührt: allein da in diesem Theile der Schreibart so mannigfaltige Irrthümer, besonders von jüngern Schriftstellern, begangen werden; so dürfte es vielleicht nicht ganz überflüßig seyn, die wesentlichsten Bemerkungen, die sich hierüber machen lassen, unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zusammenzustellen.

Nicht alle Schönheiten der Schreibart — denn es sey mir erlaubt, den Anfang mit der Wiederholung einer Bemerkung zu machen, deren ich schon oben im Vorbeygehen gedacht habe — nicht alle, ja nicht einmal die vornehmsten Schönheiten der Schreibart beruhen auf Tropen und Figuren. Einige der erhabensten und leidenschaftlichsten Stellen unserer besten Dichter und Prosaisten sind in der einfachsten Spra-

che

che ausgedrückt, und durchaus ohne alle Figuren, wie ich hiervon verschiedene Beyspiele angeführt habe. Vorles. XIX.

Und so kann auf der andern Seite ein Aufsatz reichlich mit jenen gesuchten Figuren verbrämt erscheinen; der Ausdruck kann künstlich, glänzend und in hohem Grade figürlich seyn; und die Schrift im Ganzen genommen doch nichts desto weniger frostig und langweilig ausfallen. Nicht zu erwähnen, daß nur die Empfindungen oder Gedanken es sind, welche den wahren und bleibenden Werth einer Schrift ausmachen, ist es unläugbar, daß, wenn die Schreibart steif und gezwungen ist; wenn es ihr an Deutlichkeit, Bestimmtheit, oder an Leichtigkeit und Rundung fehlt; der größte Ueberfluß von Figuren sie dann nicht angenehm zu machen vermag. Sie können als Verzierungen ein gemeines Auge blenden; aber dem aufgeklärten und prüfenden Blick feinerer Leser werden sie durchaus nicht Genüge leisten.

Zweytens müssen die Figuren, um schön zu seyn, jederzeit mit dem Gegenstande selbst auf das natürlichste verbunden, und gleichsam von ihm selbst eingegeben scheinen. Ich habe gezeigt, daß sie insgesammt Sprache der Einbildungskraft oder des Gefühls sind; daß einige derselben, wie zum Beyspiel Metaphern und Vergleichungen, von einer lebhaft erweckten Einbildungskraft dargebothen werden; andere, wie zum Beyspiel Personifikazion, Apostrophe, heftigen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften eigen sind. Und so werden denn also dergleichen Wendungen nur in so fern schön seyn, als sie aus wirklicher Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung

Vorles. XIX. herstammen. Sie müssen sich dem Schriftsteller von selbst dargebothen haben, müssen der Erguß einer Seele seyn, die von dem Gegenstande, welchen sie schildern will, mehr als gewöhnlich gerührt ist. Nie aber muß der Schriftsteller den Lauf seiner Gedanken unterbrechen, um Figuren gleich Blumen auszustreuen. Je absichtlicher er es auf dieselben anlegt, und je mehr er seine Schreibart gleichsam als mit Verzierungen behängt, um so mißlichere Wirkung thun dieselben. In der That ist es ein sehr falscher Begriff, den sich viele von den Verzierungen der Schreibart machen, wenn sie diese Verzierungen als Dinge betrachten, die von dem Gegenstande selbst getrennt sind, und mit denen dieser also, ohngefähr so wie ein Kleid mit Tressen, nach Gutbefinden besetzt werden kann. Diß ist ganz das Verfahren, von welchem es beym Horaz heißt

Purpureus late qui splendeat unus et alter
Assuitur pannus. — *)

Eben diese falsche Vorstellung ist es, welche die Sorgfalt für die Schönheiten der Schreibart in eine Art von übeln Ruf gebracht hat. Nein, die wahren und allein schicklichen Reize des Ausdrucks sind mit dem Stoffe selbst innigst verbunden. Sie fliessen mit dem Laufe der Gedanken in gleichem Strome fort. Der Schriftsteller von Genie faßt seinen Gegenstand aus dem reichsten Gesichtspunkte; seine Einbildungskraft wird ganz von ihm erfüllt, und ergießt sich freywillig in jene bildliche Sprache, die einer

*) *Hor.* Art. Poet. v. 15.

einer gerührten Phantasie so natürlich ist. Ein sol- Vorles. XIX.
cher Schriftsteller sucht keine Bewegung zu erkün-
steln, die sein Gegenstand nicht in ihm erregt; er
spricht, wie er empfindet, und seine Schreibart wird
nur darum schön seyn, weil er wirklich von lebhaften
Gefühlen durchdrungen ist. In Fällen also, wo un-
sere eigene Phantasie kalt und ungerührt bleibt, wird
es jederzeit wohlgethan seyn, sich aller Jagd nach
Tropen zu enthalten. Man arbeitet dann, wie es
im Sprichwort heißt, gegen den Willen der Miner-
va, und es kann nicht fehlen, daß die Figuren und
Wendungen, die unter solchen Umständen hervor-
kommen, gesucht und gezwungen scheinen; mithin
weniger Wirkung thun, als wenn sie gar nicht da
stünden.

Drittens, muß man die Figuren, selbst da, wo
sie das Werk der Einbildungskraft, und von dem Ge-
genstande selbst eingegeben worden sind, nicht allzu
sehr häufen. Ungekünstelte Anmuth ist ein Haupt-
erforderniß jeder Art von Schönheit. Der Nach-
druck und die Würde eines Aufsatzes leidet durch
nichts mehr, als durch ein zu weit getriebenes Be-
streben nach Putz und Verzierungen. Sobald Ver-
zierungen Mühe gekostet haben, wird diese Mühe
fast immer hindurch schimmern, selbst da, wo sie uns
keine gekostet haben, wird der Leser oder Zuhörer ih-
rer nur zu leicht überdrüßig. Auch verräth ein zu
großer Uiberfluß derselben gemeiniglich einen zu leich-
ten und flüchtigen Geist, der sich mehr in blenden-
den Schimmer verliert, als sich in ächte und blei-
bende Schönheiten abdrückt. Die Bemerkungen
der alten Kunstrichter über diesen Punkt sind sehr
tref-

Vorles. XIX. treffend, und verdienen die sorgfältigste Aufmerksamkeit: „In allen menschlichen Dingen, sagt Cicero, gränzt Ekel und Uiberdruß so nahe an die „höchsten Vergnügungen, daß wir uns nicht wundern dürfen, eben dieses auch in Ansehung der „Sprachwerke wahrzunehmen. Die Lesung von „Dichtern und Rednern wird uns gar bald überzeugen, daß weder Gedichte noch Reden, die sich „durch einen ununterbrochenen Glanz der Farbenmischung, und durchgängige Gleichförmigkeit schöner „und ausgesuchter Wendungen auszeichnen, uns „auf lange Zeit gefallen können. Ich habe daher „nichts dawider, daß der Zuhörer, so oft es ihm beliebt, uns über die Schicklichkeit und das Treffende „unseres Ausdrucks seinen Beyfall bezeige: aber ich „wünsche keinesweges, daß er uns allzu oft ein lautes wie fein! wie artig! entgegen tönen lasse.*) „Eben dahin zielen auch die treflichen Winke, mit welchen Quintilian seine Abhandlungen über die Figuren beschließt: „Selbst in Ansehung derjenigen „Figu-

*) Voluptatibus maximis fastidium finitimum est in rebus omnibus; quo hoc minus in oratione miremur. In qua vel ex poëtis, vel oratoribus possumus judicare, concinnam, ornatam, festivam sine intermissione, quamvis claris sit coloribus picta, vel poësis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Quare, bene et praeclare quamvis nobis saepe dicatur, belle et festive nimium saepe nolo.

Cicer. de Orat. L. III.

„Figuren, die an sich selbst schicklich sind, muß ich Vorles.
„noch kürzlich bemerken, daß, so wie ein schicklicher XIX.
„Gebrauch derselben der Rede einen hohen Grad
„von Reiz ertheilt, im Gegentheil nichts widriger
„seyn kann, als wenn der Schriftsteller zu geflissentlich
„nach denselben hascht. Es giebt Verfasser, welche
„unbekümmert um die Wichtigkeit der Sachen, und
„um den Nachdruck der Gedanken, sich für große
„Schriftsteller halten, wenn es ihnen gelingt, ihr lee-
„res Gewäsch in dergleichen figürliche Wendungen ge-
„waltsam einzukleiden; und die daher nur einzig
„und allein darauf denken, Figuren auf Figuren fol-
„gen zu lassen: ein Verfahren, das in seiner Art
„eben so lächerlich ist, als für ein Ding, dem es an
„Körper fehlt, Putz und Geberdenspiel auszusinnen.
„Selbst diejenigen Figuren, die dem Inhalte ange-
„messen sind, dürfen nicht zu sehr gehäuft werden.
„Man muß vor allen Dingen darauf Rücksicht neh-
„men, was Zeit, Personen und Umstände fodern.
„Denn der Endzweck des größten Theiles jener Fi-
„guren ist angenehme Unterhaltung. In Stellen
„also, wo alles darauf ankommt, den höchsten Grad
„von Abscheu, Haß, oder Mitleiden einzuflößen,
„wer wird da den Redner ertragen können, der in
„gesuchten Gegensätzen, spielenden und künstlich
„abgemessenen Phrasen und Wendungen uns sein
„Flehn, seine Thränen, seinen Unwillen auszudrü-
„cken sucht? In allen dergleichen Fällen muß eine
„zu sorgfältige Aufmerksamkeit auf Worte nothwen-
„dig die Wahrheit des Ausdrucks verdächtig machen;
„und Jedermann ist geneigt, da, wo sich so viel
„Kunst sehen läßt, nur wenig Wahrheit zu vermu-
„then.

Vorles. XIX. „chen. „ *) Ich habe zu diesen treffenden und nützlichen Bemerkungen nichts weiter hinzuzusetzen, als nur noch

Viertens die Warnung, daß derjenige, dem es an Genie zur bildlichen Sprache überhaupt fehlt, am besten thut, sich derselben ganz zu enthalten. Die Einbildungskraft ist eine Fähigkeit, die sich nicht erwerben läßt, wenn sie uns nicht von der Natur selbst ertheilt worden ist. Wir können ihren zu üppigen Trieb beschneiden, ihre Abweichungen berichtigen, ihren Umfang erweitern; aber keinesweges den Mangel dieser Fähigkeit selbst ersetzen. Und so werden denn alle Bestrebungen nach Bildlichkeit und Schmuck

der

*) Ego illud de iis figuris, quae vere fiunt, adjiciam breviter, ficut ornant orationem opportune positae, ita ineptissimas esse, cum immodice petuntur. Sunt, qui neglecto rerum pondere et viribus sententiarum, si vel inania verba in hos modos depravarunt, summos se judicant artifices, ideoque non desinunt eas nectere: quas sine sententia sectari, tam est ridiculum, quam quaerere habitum gestumque sine corpore. Ne hae quidem, quae recte fiunt, densandae sunt nimis. Sciendum imprimis, quid quisque postulet locus, quid persona, quid tempus. Major enim pars harum figurarum posita est in delectatione. Ubi vero atrocitate, invidia, miseratione pugnandum est; quis ferat verbis contrapositis, et consimilibus, et pariter cadentibus, irascentem, flentem, rogantem? cum in his rebus cura verborum deroget affectibus fidem; et ubicunque ars ostentatur, veritas abesse videatur.

Instit. Orat. L. IX. c. 3.

der Rede, wenn die Natur uns dazu den Geist ver- Vorles.
sagt hat, nur eine verkehrte und widrige Wirkung XIX.
hervorbringen. Was uns hierbey trösten muß, ist die Betrachtung, daß man auch ohne dieses Vermögen, oder wenigstens ohne dasselbe in einem beträchtlichen Grade zu besitzen, noch immer im Stande ist, sich sowohl mündlich als in Schriften gut und schicklich auszudrücken. Richtige Beurtheilung, Klarheit der Begriffe, Deutlichkeit der Sprache, und eine schickliche Anordnung der Worte und Gedanken sind in den meisten Fällen hinreichend, die Aufmerksamkeit des Lesers an sich zu ziehen. In der That sind die nur genannten Eigenschaften der Grund alles wahren Verdienstes, im mündlichen und schriftlichen Vortrage. Verschiedene Gegenstände erfodern nichts weiter; und selbst in der Behandlung solcher, in welchen ein gewisser Schmuck der Rede zuläßig ist, bleibt der leztere doch immer nur ein untergeordneter Vorzug. Der Natur zu folgen; den Hang unsers Geistes zu kennen; unsere Fähigkeiten auszubilden, aber nicht ihnen Zwang anzuthun; sind Regeln, an die man Jeden, der sich in den schönen Künsten hervorthun will, nicht zu oft erinnern kann.

Zwan-

Zwanzigste Vorlesung.

Uiber das unterscheidende Gepräge der Schreibart überhaupt — von dem ausführlichen und gedrungenen — dem starken und schwachen — dem trocknen, kunstlosen, angenehmen, anmuthigen, blühenden Vortrage.

Vorles. XX.

Gleich anfangs, als ich zu der Betrachtung der Schreibart überging, machte ich die Bemerkung, daß, da die Worte nichts anders sind, als Abbildungen unserer Ideen, auch nothwendig zwischen der Art, wie ein Schriftsteller seinen Ausdruck wählt, und zwischen seiner Art zu denken, eine sehr genaue Verbindung Statt finden müsse. Diese Eigenthümlichkeit in Gedanken und Ausdruck kann nicht fehlen, seiner Schreibart ein gewisses besonderes Gepräge zu geben, welches man die Manier des Schriftstellers nennt, so wie die Beschaffenheit dieser Manier selbst durch dasjenige, was man einen starken oder schwachen, trocknen oder anmuthigen, einfachen oder gezwungenen Styl nennt, und andere ähnliche Ausdrücke bezeichnet wird. Alle diese nur genannten Unterschiede der Schreibart stehen zwar überhaupt mit der Art, wie der Schriftsteller denkt, und seine Ideen verknüpft, in Verbindung; aber sie beziehen sich doch zunächst und hauptsächlich auf die besondere Art seines Ausdrucks. Sie fließen aus

der

der Beschaffenheit seiner Sprache im Ganzen ge- Vorles. XX.
nommen, und begreifen die gesammte Wirkung al-
ler jener Theile der Schreibart, die wir bisher be-
trachtet haben; die Wahl, welche der Schrift-
steller in Ansehung einzeler Worte trift; die Ver-
bindung derselben zu ganzen Sätzen; die mehr oder
minder genaue Bestimmtheit seines Ausdrucks, und
die Verschönerung desselben mittelst eines angemes-
senen Wohlklanges, schicklicher Figuren, und an-
derer sogenannten Verzierungen der Rede. Diese
allgemeinen Farben der Schreibart, in welchen sich
die Wirkung jener bisher betrachteten Unterabthei-
lungen gleichsam vereiniget, sind also dasjenige,
was mir noch zu erläutern übrig ist.

Daß die Verschiedenheit der abzuhandelnden Gegenstände auch eine Verschiedenheit der Schreibart erfodert, ist ein so einleuchtender Grundsatz, daß es überflüßig seyn würde, ihn erst weitläuftig beweisen zu wollen. Niemand kann daran zweifeln, daß, zum Beyspiel, philosophische Abhandlungen in einem andern Tone geschrieben seyn müssen, als gerichtliche Reden. Eben so wenig läßt es sich bezweifeln, daß verschiedene Theile eines und desselben Werks eine Verschiedenheit des Tones und der Behandlung erfodern. So verlangt, zum Beyspiel, die Anwendung oder der Schluß einer Predigt oder eines andern öffentlichen Vortrags, einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme, als diejenigen Theile, welche der eigentlichen Abhandlung und den Beweisen gewidmet sind. Was aber hierbey bemerkt zu werden verdient, ist, daß wir, bey

Vorles. XX. aller dieser Verschiedenheit, doch immer in den Arbeiten eines und desselben Verfassers einen gewissen Grad von Gleichförmigkeit und Aehnlichkeit seiner Manier mit sich selbst zu finden erwarten. Wir suchen und finden nehmlich bey jedem Schriftsteller ein gewisses herrschendes Gepräge, das allen seinen Arbeiten aufgedrückt, und eben sowohl Folge als Kennzeichen seiner besondern Geistes-Fähigkeiten und seiner eigenthümlichen Denkungsart ist. Die Reden im Livius sind natürlicher Weise in Ansehung der Schreibart von dem übrigen Theile seiner Geschichte gar sehr verschieden: und eben dieses gilt auch von den Reden im Tacitus. Dennoch läßt sich, sowohl in des Livius als in des Tacitus Reden, die unterscheidende Manier eines jeden dieser beyden Geschichtschreiber sehr deutlich bemerken: und die prächtige Fülle des Einen ist eben so wenig zu verkennen, als die spruch- und gedankenreiche Gedrungenheit des Andern. Die Persianischen Briefe, und der Geist der Gesetze, sind die Werke eines und desselben Verfassers. Sie erfoderten allerdings eine ganz verschiedene Behandlung, und sind daher auch merklich von einander verschieden: allein sie verrathen darum nicht minder die Hand desselben Meisters. Aechte und entschiedene Geistesfähigkeiten machen natürlicher Weise, daß der Schriftsteller auch zu dieser oder jener Gattung der Schreibart einen entschiednen Hang zeigt. Wo sich keine Spur hiervon findet; kein eigenthümliches Gepräge in den Arbeiten eines Schriftstellers bemerkbar ist; da vermuthet man nicht ohne Grund einen gewöhnlichen oder gemeinen

Büchermacher, der aus Nachahmung, aber nicht auf Antrieb originaler Geisteskräfte, die Feder zur Hand nahm. So wie die berühmtesten Mahler durch ihre eigenthümliche Manier kenntlich sind; so zeichnen sich auch die vorzüglichen und originalen Schriftsteller, in allen ihren Arbeiten, durch eine gleiche Eigenthümlichkeit des Styls und der Behandlung aus. Eine Behauptung, die, wie mich dünkt, beynahe ohne alle Ausnahme Statt findet. Vorles. XX.

Die Kunstrichter unter den Alten haben jene allgemeinen Eigenthümlichkeiten der Schreibart, von welchen hier die Rede ist, keineswegs übersehen. Dionys von Halikarnaß *) bringt dieselben unter drey Gattungen, welche er die ernsthafte, die blühende und die mittlere nennt. Unter der ernsthaften versteht er eine solche Schreibart, welche minder um Schmuck und Rundung bekümmert, sich vornehmlich durch Kraft und Stärke auszeichnet; und als Beyspiele derselben führt er den Pindar und Aeschylus, und, unter den Prosaisten, den Thucydides an. Unter der blühenden Schreibart versteht er, wie schon der Name giebt, eine sanfte, fließende und schmuckreiche Schreibart, der es mehr um Anmuth und Wohlklang, als um Stärke und Nachdruck zu thun ist; er nennt als Beyspiele derselben den Hesiodus, die Sappho, Anakreon, Euripides und vorzüglich den Isokrates. Die mittlere Gattung endlich steht zwischen den vorgenannten mitten inne, und umfaßt

*) De compos. verbor. cap. 25.

Vorles. XX.

die Schönheiten von beyden. Unser Kunstrichter sezt in diese Klasse, unter den Dichtern, den Homer und Sophokles, unter den Prosaisten aber, den Herodotus, Demosthenes, Plato, und, was ohne Zweifel sonderbar scheinen wird, den Aristoteles. In der That muß es eine sehr weite Klasse seyn, in der Plato und Aristoteles, in Ansehung ihrer Schreibart, unter eine gemeinschaftliche Abtheilung zu stehen kommen. Auch Cicero und Quintilian, und mit ihnen die meisten neuern Redekünstler, theilen die Schreibart in drey Hauptgattungen, die sich jedoch auf andere Eigenschaften, als diejenigen, auf welche der Griechische Kunstrichter Rücksicht nimmt, beziehen; nehmlich in die einfache (simplex, tenue, subtile genus dicendi), die feyerliche oder leidenschaftlichere (grave ac vehemens), und die mittlere oder gemäßigtere (medium & temperatum). Aber diese Eintheilung sammt dem, was beyde zur Erläuterung derselben anführen, ist noch immer so allgemein und unbestimmt, daß sie nur wenig beytragen kann, unsere Begriffe über die Schreibart ins Reine zu bringen. Ich will versuchen bey dem, was ich in dieser Rücksicht zu sagen habe, etwas mehr ins Einzelne zu gehen.

Einer der ersten und auffallendsten Unterschiede der Schreibart bezieht sich auf den größern oder geringern Grad von Ausführlichkeit, mit welcher ein Schriftsteller seine Gedanken vorträgt. Ich gründe hierauf die Unterscheidung des ausführlichen (diffuse) und gedrungenen (concise) Ausdrucks.

Der

Der Schriftsteller, dessen Schreibart sich durch den letztern auszeichnet, drängt seine Gedanken in die wenigsten möglichen Worte zusammen; wählt unter mehreren Redensarten die ausdrucksvollsten; schneidet jedes Wort, das nicht irgend etwas Wesentliches zu dem Sinne hinzusezt, als überflüßig hinweg; Verzierungen werden von ihm nicht schlechterdings verworfen; seine Sprache kann oft lebhaft und figürlich seyn: nur aber sind seine Verzierungen nicht sowohl auf Anmuth, als auf Stärke und Nachdruck angelegt. Nie hingegen wiederholt er einerley Gedanken zweymal. Er stellt denselben jederzeit in dasjenige Licht, welches er für das vortheilhafteste und schicklichste hält; aber wem es nicht gelingt, ihn in diesem Lichte zu fassen, der erwartet vergebens dieselbe Idee auf einer andern Seite dargestellt zu finden. Bey der Anordnung und Verknüpfung der Redesätze zeichnet er sich mehr durch Stärke und Festigkeit aus, als durch Wohllaut und Harmonie. Er befleißigt sich durchaus des höchsten Grades von Bestimmtheit und Kürze; und seine Ausdrücke sind gemeiniglich so gewählt, daß sie der Einbildungskraft des Lesers mehr noch zu denken geben, als die Worte selbst sagen. Vorles. XX.

Nicht so der umständliche Schriftsteller. Dieser entwickelt seine Gedanken immer auf das ausführlichste. Er stellt dieselben von mannigfaltigen Seiten, und aus mehr als einem Gesichtspunkte dar, und kommt der Fassung des Lesers auf alle nur mögliche Weise zuvor. Er giebt sich eben keine besondere Mühe, seinen Gedanken gleich anfangs

Vorles. XX. mit der vollsten Stärke darzustellen, weil er den Eindruck mehrmal zu wiederholen denkt, und gemeiniglich dasjenige, was ihm an Stärke abgeht, durch Fülle und Reichthum zu ersetzen sucht. Schriftsteller dieser Art lieben fast immer einen prachtvollen und durch Erweiterung verzierten Ausdruck. Ihre Perioden dehnen sich gern zu einer beträchtlichen Länge aus, und nehmen um so williger Verzierungen auf, je mehr sie zu denselben Raum haben.

Jede dieser beyden Schreibarten hat ihre eigenthümlichen Vortheile; und jede wird fehlerhaft, wenn sie bis aufs äußerste getrieben wird. Der höchste Grad von Gedrungenheit artet in das Abgebrochene und Dunkle aus, oder führt auch zu einer gewissen zugespitzten, und nahe an das Epigrammatische gränzenden Manier. Der höchste Grad von Umständlichkeit macht den Ausdruck matt und weitschweifig, und ermüdet die Aufmerksamkeit des Lesers. Jeder Schriftsteller hat indessen die Freyheit, je nachdem es seine Denkungsart mit sich bringt, sich mehr der einen oder der andern Gattung zu nähern, und er kann unter der allgemeinen Hauptfarbe eines gedrungenen, oder eines freyen und ausführlichen Vortrages mancherley besondere Schönheiten in seiner Darstellungsart vereinigen.

Ich kann mich zur Erläuterung dieser allgemeinen Gattungen der Schreibart bloß auf Schriftsteller berufen, die sich in einer jeden dieser Gattung ausgezeichnet haben. Indessen läßt sich diese bestimmte Manier eines Schriftstellers nicht so-

wohl

wohl aus einzelnen abgerißnen Stellen erkennen, dergleichen ich im Vorigen als Beyspiel angeführt habe, als vielmehr aus der allgemeinen Beschaffenheit des Tones, welcher durch ein ganzes Werk hindurch fortläuft. Die beyden merkwürdigsten Muster einer gedrungenen, vielleicht in einzelen Stellen allzu gedrungenen Schreibart, sind, so viel ich weiß, unter den Alten Tacitus, und unter den Neuern der Präsident Montesquieu, in seinem Geist der Gesetze. Auch Aristoteles behauptet unter den didaktischen Schriftstellern, wegen seiner Kürze, eine vorzügliche Stelle. Vielleicht hat kein Schriftsteller in der Welt weniger Wortaufwand gemacht, als Aristoteles; aber eben diese allzu genaue Sparsamkeit verdunkelt bey ihm nicht selten den Sinn: Cicero hingegen ist ohne Zweifel das glänzendste Muster einer schönen und prachtvollen Umständlichkeit der Schreibart. Auch Addison und Sir William Temple gehören in gewisser Rücksicht unter diese Klasse.

Um zu beurtheilen, welcher von diesen beyden Arten des Ausdrucks man sich im einzelnen Falle zu befleißigen hat, muß man natürlicher Weise auf den jedesmaligen Endzweck und die Gattung, in der man schreibt, Rücksicht nehmen. Mündlich zu haltende Vorträge erfodern einen höhern Grad von Fülle und Reichthum der Schreibart, als Aufsätze, die bloß bestimmt sind gelesen zu werden. Da, wo der Sinn aus den vorüber eilenden Tönen des Redners aufgefaßt werden muß, und wo man nicht, wie bey Schriften, den Vortheil hat, nach Will-

Vorles. XX. führ inne zu halten, und mit seiner Aufmerksamkeit noch einmal zu dem, was uns dunkel scheint, zurückzukehren, darf man natürlicher Weise nicht allzu gedrängt seyn. Man wird daher am besten thun, wenn man, statt allzu viel auf die Verstandesfähigkeiten der Zuhörer zu rechnen, lieber seinen Ausdruck so einrichtet, daß der größre Theil ohne Mühe und Anstrengung uns zu folgen im Stande ist. Ein reicher fließender Ausdruck ist also ein Haupterforderniß eines jeden öffentlichen Vortrages; nur muß sich der Redner auch zugleich auf der andern Seite vor kraftloser und ermüdender Weitschweifigkeit hüthen, in welche man nur zu leicht geräth, wenn man einerley Gedanken, in der Absicht ihn um so mehr einzuschärfen, zu oft, wenn schon unter veränderter Einkleidung, wiederholt.

In geschriebenen Aufsätzen hingegen gewährt ein gewisser Grad von Gedrungenheit mannigfaltige Vortheile. Die Schreibart wird lebhafter, reizt die Aufmerksamkeit, macht einen schnellern und stärkern Eindruck, und gefällt schon darum, weil sie dem Zuhörer mehr Gelegenheit darbiethet, seine Geisteskräfte zu üben. Ein Gedanke, den man, ausführlich ausgedrückt, oft kaum als richtig würde hingehen lassen, kann, wenn ihn der Schriftsteller glücklich zusammen zu drängen weiß, als geistvoll bewundert werden. Auch Schilderungen müssen, um lebhaft und beseelt zu seyn, kurz zusammen gedrängt werden. Freylich verlangt die gemeine Meynung das Gegentheil; und die meisten sind geneigt zu glauben, ein Schriftsteller dürfe

se bey Schilderungen schon länger, als bey andern Dingen, verweilen: vermuthlich weil man sich einbildet, ein solches Gemählde werde in eben dem Maße lebhafter und ausdrucksvoller, als die Schreibart sich durch Fülle und Umständlichkeit auszeichnet. Ich meiner Seits befürchte im Gegentheil, daß Umständlichkeit gemeiniglich das Mittel ist, eine Schilderung zu schwächen. Jedes überflüßige Wort, jeder unnütze Nebenumstand ist der Phantasie nur im Wege, und macht, daß der Gegenstand, welchen wir ihr vorhalten, nur verworren und unbestimmt erscheint. Wir finden daher auch, daß die vortrefflichsten Meister in dieser Gattung, ein Homer, ein Tacitus, Milton und andere sich gemeiniglich in ihren Schilderungen einer nachdrucksvollen Kürze beflissen haben. Sie zeigen uns auf einen Blick mehr von dem Gegenstande, als ein matter weitschweifiger Schriftsteller, der ihn uns auf allen Seiten herumdrehen, und aus den mannigfaltigsten Gesichtspunkten zeigen will. Uiberhaupt beruhet die Stärke und Lebhaftigkeit einer Schilderung, in Prosa sowohl, als in Gedichten, weit mehr auf der glücklichen Wahl weniger aber kraftvoller Züge, als auf der Menge und Mannigfaltigkeit derselben.

Vorles. XX.

Auf gleiche Weise müssen Stellen, welche auf das Gefühl wirken sollen, sich mehr der gedrungnen als der ausführlichen Schreibart nähern. Allzu große Umständlichkeit ist hier um so gefährlicher, je schwerer es ist, sich auf längere Zeit in dem gehörigen Grade von Wärme zu erhalten. Es kann

Vorles. XX. fast nicht fehlen, daß nicht der Leser in dem Maße erkaltet, als der Schriftsteller anfängt weitschweifig zu werden. Herz und Phantasie nehmen einen schnellen Schwung, und werden, wenn es uns einmal gelungen ist, sie in Bewegung zu setzen, sich selbst manchen einzelnen Zug vortheilhafter ergänzen, als der Schriftsteller ihn auszumahlen im Stande ist. Ein anderer Fall ist es, wenn wir es mit dem Verstande zu thun haben, nehmlich in Sachen, wo es auf Schlüsse, Erklärungen und Unterricht ankommt: denn hier ist, dünkt mich, die freye und umständliche Darstellungsart vorzuziehen. Wo man also auf die Phantasie Eindruck machen, oder das Herz in Bewegung setzen will; da befleißige man sich der Kürze: will man aber den Verstand unterrichten, der langsamer einher schreitet, und gern seine Schritte von einem Führer leiten läßt, wird man oft mit Vortheil umständlich seyn können. Die historische Erzählung kann, je nachdem es der Geist eines Schriftstellers mit sich bringt, sowohl in der gedrängtern als ausführlichern Darstellungsart gefallen. Livius und Herodotus zeichnen sich durch Umständlichkeit aus; Thucydides und Sallustius durch Kürze: und doch liest man jene wie diese mit Vergnügen.

Schon oben bemerkte ich, daß die umständliche Schreibart lange Perioden liebt. Umgekehrt hingegen wird der gedrungene Schriftsteller geneigter seyn, in kürzern Sätzen zu schreiben. Man darf jedoch hieraus nicht schließen, daß lange oder kurze Sätze als vollkommen entscheidende Kennzeichen

der

der einen oder der andern dieser Schreibarten anzu- sehen sind. Es ist sehr wohl möglich, daß jemand fast immer in kurzen Sätzen schreibt, und dabey doch äußerst weitschweifig ist; indem er einen geringen Vorrath von Gedanken in eine lange Reihe von dergleichen Sätzen ausspinnt. Seneka ist hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Die Kürze und Spitzfindigkeit seiner Gedanken kann machen, daß seine Schreibart uns auf den ersten Anblick gedrungen scheint, welches doch bey diesem Schriftsteller keinesweges der Fall ist. Er ist gewohnt, einerley Vorstellung in mannigfaltige verschiedene Gestalten umzukleiden; er will denselben Gedanken für neu angesehen wissen, ohngeachtet er ihm bloß eine neue Wendung giebt. Auch der größte Theil der Französischen Schriftsteller schreibt gern in kurzen Sätzen; obschon überhaupt genommen, ihr Geschmack sich mehr zu der gedrungenen Schreibart hin neigt: da hingegen der größre Theil der Englischen Schriftsteller mehr Hang zu längern Perioden zeigt. Ein Französischer Schriftsteller vertheilt in zwey, drey oder mehrere Sätze dieselbe Gedankenmasse, welche der Engländer in einen einzigen zusammen schmelzt. Die unmittelbare Wirkung kurzer Sätze ist, daß sie die Schreibart munter und lebhaft machen; aber nicht immer wird sie dadurch auch gedrungen. Die schnell auf einander folgenden Eindrücke, welche der Geist von kurzen Sätzen empfängt, erhalten denselben gleichsam wach, und geben dem Aufsatze ein geistvolleres Ansehn. Lange Perioden hingegen, wie zum Beyspiel Lord Klarendons Schreibart, haben einen

ernst-

Vorles. XX. ernsthaften und feyerlichen Gang, und können eben deswegen, wie die meisten ernsthaften Dinge, nur zu leicht langweilig werden. Um also Feyerlichkeit mit Lebhaftigkeit zu vereinigen, wird eine Mischung längrer und kürzerer Sätze erfodert, und der sorgfältige Schriftsteller wird bald von den einen, bald von den andern mehr Gebrauch machen, je nachdem es schicklicher ist, daß der feyerliche oder lebhaftere Ton in einem Aufsatze hervorsteche. Uibrigens verweise ich, in Ansehung der längern und kürzern Sätze, auf dasjenige, was ich bereits bey der Untersuchung des Periodenbaues über diesen Gegenstand gesagt habe.

Gemeiniglich hält man Nachdruck und Mattigkeit des Ausdrucks für gleichbedeutend mit jenen Arten der Schreibart, die wir izt unter dem Namen der umständlichen und gedrungenen Darstellung beschrieben haben. Beyde treffen in der That sehr oft zusammen. Umständliche Schriftsteller zeigen meistentheils einen gewissen Grad von Mattigkeit; so wie hingegen der nachdrucksvolle Schriftsteller sich gemeiniglich eines gedrängten und körnigten Ausdrucks befleißigen wird. Indessen ist dieses doch nicht durchgehends der Fall; da wir Beyspiele von Schriftstellern haben, die bey aller Fülle und Ausführlichkeit ihrer Schreibart zugleich einen beträchtlichen Grad von Stärke zu behaupten wissen. Livius ist auch hiervon ein Beyspiel, so wie unter den Englischen Schriftstellern Dr. Barrow. Die Schreibart dieses Leztern hat zwar merkliche Fehler; sie ist ungleich, nachläßig

und

und weitschweifig: aber bey dem allen zeichnet sie sich durch Stärke und ausdrucksvolle Darstellung ungemein aus. Der Verfasser macht bey jeder Gelegenheit einen überflüßigen Aufwand von Worten; aber immer ist es ein Zufluß starker Ideen, und bedeutungsvoller Ausdrücke, deren er sich zu entladen sucht. Uiberhaupt liegt der Grund einer nachdrücklichen oder matten Schreibart in der eigenthümlichen Denkungsart des Schriftstellers. Wenn seine Vorstellungen von einem Gegenstande mit Stärke und Innigkeit gefaßt sind; so wird er dieselben auch mit Nachdruck ausdrücken: hat er hingegen nur eine unbestimmte Vorstellung von dem Gegenstande; sind seine Begriffe locker und schwankend; bringt es die Beschaffenheit seines Geistes oder die sorglose Stimmung desselben in dem Augenblicke des Schreibens so mit sich, daß er die Ideen, welche er uns mittheilen will, nicht scharf genug ins Auge faßt; in allen diesen Fällen kann es nicht fehlen, daß seine Schreibart hiervon merkliche Spuren an sich tragen muß. Man wird in dem, was er sagt, eine Menge unbedeutender Worte und schielender Beywörter finden; seine Ausdrücke werden schwankend und unbestimmt seyn; es wird seiner Anordnung an Bündigkeit und festem Zusammenhange fehlen; der Leser wird zwar etwas von seiner Meynung errathen, aber immer nur schwache und unvollständige Begriffe erhalten. Der nachdrückliche Schriftsteller hingegen mag ausführlich oder gedrängt schreiben, immer macht er tiefen Eindruck auf den Leser; seine Seele ist voll von ihrem Gegenstande, und alle seine Worte aus-

drucks-

Vorles. XX. drucksvoll; jede Redensart, jede Figur und Wendung, deren er sich bedient, trägt dazu bey, das Gemählde, welches er uns darstellen will, lebhafter und vollständiger zu machen.

Ich bemerkte bey der Betrachtung der umständlichen und gedrungenen Schreibart, daß der Ausdruck eines Schriftstellers, er mag sich zu der einen oder zu der andern neigen, darum nicht minder schön seyn kann. In Ansehung der nachdrücklichen und schwachen Schreibart aber ist dieses keinesweges der Fall. Jeder, der andern seine Ideen mittheilen will, muß sich mit einem gewissen Grade von Stärke auszudrücken suchen, und wird in dem Maße ein schlechter Schriftsteller, als er sich der entgegengesezten Eigenschaft nähert. Ich will damit nicht sagen, daß jede Gattung von Schriften einen gleichen Grad von Stärke erfodert. Je ernsthafter und wichtiger ein Werk ist, ein so höherer Grad von Stärke muß dann auch in dem Ausdrucke herrschen. Man sieht hieraus, warum Geschichte, Philosophie, und feyerliche Reden dieser Eigenschaft am wenigsten entbehren können. Eines der vollkommensten Muster einer nachdrucksvollen Schreibart sind die Reden des Demosthenes.

So wie jede gute Eigenschaft der Schreibart eine Gränze hat, über welche hinaus sie fehlerhaft wird, so gilt dieses von der nachdrücklichen Schreibart eben sowohl, als von andern. Ein zu großes Bestreben nach Stärke verleitet den Schriftsteller, der darüber alle andere Erfoderniße des schönen

Aus-

Ausdrucks vernachlässiget, zu Rauhigkeit und Härte. Diese leztere entstehet aus dem Gebrauch ungewöhnlicher Worte, gezwungener Wendungen in der Verknüpfung der Sätze, und zu weniger Rücksicht auf Leichtigkeit und Rundung. Eben hierinn bestand der Fehler einiger frühern guten Schriftsteller in der Englischen Sprache. Ich meyne einen Sir Walter Ralleigh, Franz Bacon, Hooker, Chillingworth, Milton, in seinen prosaischen Werken, Harrington, Cudworth, und einige andere hierher gehörige Schriftsteller aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, Jacob des Ersten, und Karl des Ersten. Diese Schriftsteller besaßen einen hohen Grad von Stärke und Nachdruck, und sind noch immer in Rücksicht dieser Eigenschaften ihres Ausdrucks merkwürdig. Allein die Sprache war unter ihren Händen außerordentlich von dem verschieden, was sie gegenwärtig ist, indem man dieselbe, besonders was die Anordnung der Sätze betraf, durchaus über den lateinischen Leisten zu ziehen gewohnt war. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur den Anfang von Hookers Vorrede zu seinem berühmten Werke, über das Kirchenregiment, lesen. *) Freylich klingen die Perioden dieses Schriftstellers unserm Ohre hart; indeß

Vorles. XX.

*) Der Anfang dieser Vorrede lautet folgendermaßen:

„Though for no other cause, yet for this, that „posterity may know we have not loosely, through „silence, permitted things to pass away as in dream, „there shall be, for men's information, extant „this much, concerning the present state of the „church

Vorles. XX. indeß ist nicht zu läugnen, daß diese Schreibart von einer andern Seite ihre Vortheile hatte, und es bleibt noch immer eine Frage, ob durch Entfernung von derselben unsere Sprache, im Ganzen betrachtet, gewonnen, oder verlohren hat. Die Freyheit der Anordnung, durch welche sich dieselbe auszeichnet, verleiht der Sprache einen höhern Grad von Stärke, eine größere Mannigfaltigkeit der Wortstellung, und einen gefälligern Wohllaut der Perioden. Sey dem wie ihm wolle, so ist gegenwärtig diese Schreibart veraltet, und kein neuerer Schriftsteller würde sich derselben bedienen können, ohne sich dem Vorwurfe der Härte und einer unnatürlichen Künsteley auszusetzen. Unsere heutige Sprache hat das Bestreben nach Stärke dem Bestreben nach Deutlichkeit und Leichtigkeit untergeordnet, und zum Theil aufgeopfert. Die izt gewöhnliche Anordnung der Worte ist vielleicht minder nachdrücklich, aber dafür um vieles einfacher und natürlicher; auch scheint es, als ob hiermit das Genie unserer Sprache für immer festgesezt worden.

Die Wiedereinsetzung Karl des Zweyten, scheint der eigentliche Zeitpunkt der Bildung unserer gegenwärtigen Schreibart gewesen zu seyn. Lord Klarendon war einer der ersten, welcher sich der häufigen Versetzungen enthielt, die unter den Schriftstellern

„church of God established amongstus, and their „careful endeavours, which would have upheld „the same.„

stellern voriger Zeiten so gewöhnlich waren. Nach ihm kam Sir William Temple, und ertheilte der Sprache einen noch höhern Grad von Feinheit. Aber der Schriftsteller, der durch die Menge und den Ruhm seiner Werke mehr als irgend einer der Sprache zu ihrer gegenwärtigen Bildung verhalf, war Dryden. Dryden fing um die Zeit der Wiedereinsetzung Karl des Zweyten an zu schreiben, und fuhr während einer langen Reihe von Jahren fort, sich durch poetische und prosaische Arbeiten in Ansehn zu erhalten. Er hatte die Englische Sprache genau studirt, und, ob er gleich eilfertig und bisweilen nachläßig schrieb, und daher nicht immer frey von Fehlern geblieben ist, so unterscheidet sich doch sein Ausdruck durch einen Grad von Reichthum, Fülle, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit, in welchem ihn noch keiner der nach ihm aufgestandenen Schriftsteller übertroffen hat. Man hat seit Drydens Zeiten merkliche Sorgfalt auf die Reinigkeit und Eleganz der Schreibart verwandt, und eben diese Eleganz, nicht aber Stärke und Nachdruck, ist diejenige Eigenschaft, durch welche sich die besten Englischen Schriftsteller vorzüglich auszeichnen. Zwar schreiben einige derselben in einem männlichern und nachdrucksvollern Tone als andre; aber im Ganzen genommen finde ich doch, daß wir von der Stärke einiger Griechischen und Römischen Schriftsteller noch immer weit entfernt bleiben. Ob der Grund hiervon in dem Genie unserer Sprache, oder in andern Ursachen liegen mag, getraue ich mich nicht zu entscheiden.

Vorles. XX.

Vorles. XX.

Bisher haben wir die Schreibart in Beziehung auf diejenigen Eigenschaften betrachtet, welche die Art betreffen, wie ein Verfasser seine Gedanken dem Leser mittheilt. Izt wollen wir zu einem andern Gesichtspunkte fortgehen, und die Schreibart in Beziehung auf den Grad von Schönheit betrachten, durch welche sich dieselbe auszeichnen kann. Und hier scheinen denn nun folgende Stufen in der Manier der Schriftsteller Statt zu finden; ein trockner, ein einfacher und kunstloser, ein angenehmer, ein anmuthiger, ein blühender Vortrag: über jeden derselben wollen wir einige Bemerkungen machen.

Zuerst also von dem trocknen Vortrage. Dieser schließt jede Art von Verzierung aus. Weit entfernt, der Einbildungskraft, oder dem Ohre gefallen zu wollen, schränkt er sich einzig und allein auf Verständlichkeit ein. Auch ist er nur bloß in eigentlich wissenschaftlichen Schriften zu gebrauchen; und selbst da wird, außer der vollkommensten Deutlichkeit des Ausdrucks, ein hoher Grad von Wichtigkeit und Gründlichkeit des Inhalts erfodert, um uns denselben erträglich zu machen. Aristoteles ist ein vollkommnes Beyspiel dieser trocknen Art des Vortrags. Vielleicht gab es nie einen Schriftsteller, der dieser Genauigkeit der didaktischen Manier durch alle seine Schriften treuer geblieben ist, und so mannigfaltigen Unterricht mitgetheilt hat, ohne irgend einige Verzierungen einzustreuen. Mit dem tiefsten Genie, und dem viel umfassendsten Blicke, schrieb dieser scharfsinnige Denker, gleich ei-

nem reinen Geiste, der es bloß mit dem Verstande zu thun hat, ohne dabey von der Vermittlung der Einbildungskraft den geringsten Gebrauch zu machen. Indessen möchte ich diese Manier nicht zur Nachahmung empfehlen. Denn obgleich die Güte des Inhalts uns für die Trockenheit und Härte der Schreibart einigermaßen schadlos halten kann, so bleibt diese leztere doch immer ein beträchtlicher Fehler, weil sie die Aufmerksamkeit ermüdet, und dem Leser oder Zuhörer unsere Ideen nicht auf die vortheilhafteste Weise mittheilt. Vorles. XX.

Eine Stufe höher als die trockne Schreibart steht diejenige, welche ich die kunstlose (a plain style) genannt habe. Der Schriftsteller, dem dieselbe eigen ist, bedient sich überhaupt genommen nur sehr weniger Verzierungen, und verläßt sich beynahe durchaus auf die Beschaffenheit seiner Gedanken. Aber wenn er es schon nicht darauf anlegt, durch den Gebrauch von Figuren, künstliche Abgemessenheit des Wohlklangs und durch andere Verschönerungsmittel des Ausdrucks zu gefallen, so ist er doch sorgfältig bedacht, den Leser nicht durch Trockenheit und Härte des Vortrags abzuschrecken. Er befleißiget sich, außer der Deutlichkeit, auch noch der Eigenthümlichkeit, Reinheit, und Bestimmtheit des Ausdrucks; Eigenschaften, welche schon einen Grad der Schönheit, und zwar keinen ganz unbeträchtlichen, ausmachen. Selbst Lebhaftigkeit und Nachdruck können mit einer ganz einfachen kunstlosen Schreibart bestehen; und ein Schriftsteller dieser Art kann also, wenn seine Ge-

Vorles. XX.

danken gut sind, mit Wohlgefallen gelesen werden.

Der Unterschied zwischen dem trocknen und dem kunstlosen Schriftsteller besteht darinn, daß der erstere der Anmuth unfähig ist, und von ihr durchaus keinen Begriff zu haben scheint; der leztere hingegen es nur nicht absichtlich auf dieselbe anlegt. Er theilt seine Gedanken in einer angemeßnen, verständlichen und reinen Sprache mit, ohne um eigentlich sogenannte Verzierungen bekümmert zu seyn; entweder, weil er dieselben seinem Gegenstande für entbehrlich hält; oder, weil seine Denkungsart ihn an Verzierungen keinen Geschmack finden, sie vielleicht gar verachten läßt. *)

Dieses leztere war der Fall bey Swift, den man mit Recht an die Spitze derjenigen stellen kann, die sich durch kunstlose Schreibart ausgezeichnet haben. Wenige Schriftsteller haben größere Fähigkeiten gezeigt. Er weiß jeden Gegenstand, gleich viel ob von der lächerlichen oder ernsthaften Gattung,

*) Einige der hier vorgetragenen Bemerkungen über die Charaktere der Schreibart überhaupt, und besonders über die einfache und kunstlose, sind, wie ich mit Vergnügen bekenne, aus einer handschriftlichen Abhandlung über die Rhetorik entlehnt, von der mir ihr gelehrter und scharfsinniger Verfasser, Dr. Adam Smith, vorlängst einige Stücke zum Einsehen mitgetheilt hatte, und von der ich wünsche, daß sie bald ganz im Druck erscheinen möge. (Vermuthlich derselbe Smith, der sich auch durch eine Abhandlung über die Bildung der Sprache bekannt gemacht hat.)

kung, meisterhaft zu behandeln. Niemand war vielleicht mit der Reinigkeit, dem Umfange und der Bestimmtheit der Englischen Sprache so vertraut, als Swift, und diß macht ihn zu einem der besten Muster für alle diejenigen, welche sich eine reine und richtige Schreibart im Englischen eigen zu machen wünschen. Anmuth hingegen und Verzierung wird man bey ihm vergebens suchen. Seine stolze, oft mürrische Denkungsart machte, daß er Verschönerungen dieser Art, als etwas das unter seiner Würde war, verachtete. Er spricht in einem einfachen, geraden und zuversichtlichen Tone, gleich Jemanden, der überzeugt ist, daß er Recht hat, und dem sehr wenig daran liegt, ob das, was er zu sagen hat, gefällt oder mißfällt. Seine Perioden sind gemeiniglich ohne alle Kunst geordnet, das ist, zwar bestimmt genug für den Sinn, aber ohne alle Rücksicht auf Wohlklang, oft auch ohne Rücksicht auf genaue oder wohlgefällige Zusammenpassung. Warf sich ihm eine Metapher, oder andere Figur in den Weg, die er für geschickt hielt, seinen Spott noch mehr zu schärfen, so ließ er sich bisweilen herab, von ihr Gebrauch zu machen: diente sie aber bloß den Gedanken zu verschönern, oder in ein glücklicheres Licht zu setzen; so war er gewiß geneigter sie zurück zu weisen. Daher kommt es, daß in ernsthaftern Aufsätzen seine Schreibart oft an das Trockne und Widernatürliche gränzt, da hingegen in seinen launigten Schriften eben diese Kunstlosigkeit der Manier seinem Witze einen besondern Grad von Schärfe giebt, und die Wirkung desselben ungemein begünstiget.

Vorles. XX.

Vorles. XX. Nirgends findet man bey ihm Künsteley oder falschen Schimmer; seine Einfälle sind Gebuhrten der freywilligsten Laune; und indeß er selbst kaum ein Lächeln blicken läßt, fühlt sich der Leser oft zu einem lauten Lachen erweckt. Uliberhaupt war die einfache Schreibart einem Manne von Swifts Geist und Denkungsart ganz vorzüglich angemessen. Unter unsern philosophischen Schriftstellern gehört Locke, dessen Schreibart deutlich und rein, aber ohne alle eigentliche Verzierung ist, in diese Klasse. Ulibrigens giebt es selbst bey Werken, welche noch so viel Schmuck der Rede zulassen, oder erfodern, einzelne Theile, in welchen die einfache Schreibart herrschend ist. Auch wiederhole ich hier nochmals die schon oben gemachte Bemerkung, daß, wenn ein Schriftsteller diesen einfachen Ton der Schreibart durch ein ganzes Werk hindurch unverändert behaupten will, ein hoher Grad von Wichtigkeit des Gegenstandes, und viel Nachdruck der Gedanken erfodert wird, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu unterhalten, und der Ermüdung oder dem Uliberdrusse desselben zuvor zu kommen.

Zunächst folgt nun diejenige Schreibart, die man im engern Verstande die angenehme oder feine (the neat style) nennen kann. Und hier kommen wir denn nun schon in das Gebiethe der Verzierung; wenn schon diese Verzierung nicht von der höchsten und glänzendsten Art ist. Der Schriftsteller, dessen Manier wir izt betrachten, zeigt durch die Beschaffenheit seines Ausdrucks, daß ihm die Schönheit der Sprache nicht gleichgültig ist. Sie ist

viel-

vielmehr ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; nur daß diese Aufmerksamkeit sich mehr in der Wahl einzeler Worte und Redensarten, und in einer gefälligen Anordnung derselben zeigt, als etwa in einem hohen Schwunge der Einbildungskraft, oder in dem Schimmer ungewöhnlicher Beredsamkeit. Die Redesätze eines solchen Schriftstellers haben den nöthigen Grad von Rundung; sie sind frey von unnützem Wortgepränge: auch ihr Umfang ist gemeiniglich mäßig, indem sie sich mehr zu einer angenehmen Kürze als ausgedehnten Fülle neigen. Das Ende derselben ist vollkommen schicklich, ohne schleppende Zusätze, und müßige, den Schluß unterbrechende Anhänge und Einschiebsel. Endlich fehlt es dem Wohlklange derselben keineswegs an Mannigfaltigkeit, wenn schon nicht dieser Wohlklang selbst von der künstlichsten musikalischen Beschaffenheit ist. Was die figürlichen Wendungen betrifft, deren sich ein solcher Schriftsteller bedient, so empfehlen sich dieselben meistentheils durch Kürze und Schicklichkeit; aber nur selten durch Kühnheit oder einen hohen Grad von Lebhaftigkeit. Eine Schreibart, wie diejenige, die ich izt geschildert habe, ist auch einem Schriftsteller erreichbar, der keine besonders ausgezeichneten Fähigkeiten des Geistes und der Einbildungskraft besitzt. Man kann sich dieselbe durch anhaltenden Fleiß und sorgfältige Beobachtung der Grundsätze des guten Ausdrucks eigen machen. Daß eine solche Schreibart dem Leser jederzeit angenehm ist, braucht wohl keines Beweises. Sie erhebt unsre Aufsätze über den gemeinen Vortrag, und ertheilt

Vorles. XX.

Vorles. XX. ihnen einen anständigen Putz, der fast bey jeder Art von Gegenständen zuläßig ist. Vertraute Briefe, Aufsätze über rechtliche Angelegenheiten, oder sonst von trocknem Inhalte, lassen sich in dieser gefälligen Schreibart abfassen. Auch Predigten, philosophische Abhandlungen, und andere ähnliche Arbeiten werden in derselben gewiß mit doppeltem Vergnügen gelesen.

Das Eigenthümliche der anmuthigen Schreibart (the elegant style) zeichnet sich durch einen höhern Grad von Verzierung aus, als die bloß angenehme erfodert. Man legt nehmlich jene Benennung gemeiniglich einem solchen Vortrage bey, der jede Art von Reiz besitzt, und dessen Schönheiten durch keine Mängel oder Uibertreibungen verdunkelt werden. Die Erfordernisse dieser höhern Anmuth sind, wie sich aus den bisherigen Bemerkungen von selbst ergiebt, ununterbrochene Klarheit, Eigenthümlichkeit, Reinheit in der Wahl einzelner Worte und Redensarten, und Sorgfalt endlich für die glücklichste und zugleich dem Ohre gefälligste Anordnung derselben. Aber zu diesen Erfodernissen gehört auch noch, daß die Wirkungen einer lebhaften und blühenden Einbildungskraft allenthalben, so weit es die Natur des Inhalts zuläßt, sanft hervorleuchte, und daß Ausdruck sowohl als Gedanken durchaus denjenigen Reiz haben, welcher mit einem schicklichen Gebrauche der figürlichen Sprache so genau verbunden ist. Mit einem Worte, der anmuthige Schriftsteller, im höhern Sinne des Wortes, ist derjenige, der zugleich

gleich Einbildungskraft und Ohr befriediget, indem er den Verstand unterhält; der seine Ideen immer in den schönsten Ausdruck einzukleiden weiß, ohne sie mit irgend einem übel angebrachten Putze zu beladen. In diese Klasse gehören also bloß die vorzüglichsten Schriftsteller einer ausgebildeten Sprache; gehört im Englischen ein Addison, Dryden, Pope, William Temple, Bolingbroke, Atterbury, und einige andere Schriftsteller; Schriftsteller, die allerdings in mancherley andern Eigenschaften der Schreibart merklich von einander verschieden sind, die wir aber hier in eine Reihe stellen, weil sie in Ansehung der Verschönerung ihrer Schreibart ohngefähr gleiche Art von Verdienst besitzen.

Wenn der Schmuck, mit welchem man seine Schreibart ausstattet, im Verhältniß mit dem Inhalte zu reich und schimmernd wird; wenn die Verzierungen des Ausdrucks allzu oft vorkommen, und das Auge des Lesers bald durch einen zu starken Glanz, bald durch einen falschen Schimmer blenden, so entstehet die üppige oder sogenannte blumenreiche Schreibart: eine Benennung, deren sich der Sprachgebrauch gemeiniglich bedient, den Uiberfluß an Verzierungen zu bezeichnen. Bey jungen Schriftstellern ist Uibermaß dieser Art sehr verzeihlich; ja es ist vielleicht bey jungen Leuten kein schlimmes Zeichen, wenn ihr Ausdruck einen Hang zu dieser blumenreichen Fülle zeigt. „Ich sehe „gern, sagt Quintilian, daß sich der Ausdruck des „Jünglinges durch einen gewissen Uiberfluß aus-

Vorles. XX.

„zeichne; Vieles davon wird mit dem Laufe der „Jahre verschwinden, Vieles durch die Schärfe einer reifen Beurtheilungskraft abgeschliffen werden; „Manches endlich wird gleichsam durch den Gebrauch „selbst verlohren gehen: und so ist es denn also „immer schon gut, wenn nur Etwas da ist, was „sich beschneiden und ausschnitzen läßt — Dieses „Alter mag sich immerhin in seinen Arbeiten einen „ungewöhnlichen Schwung erlauben, manches „Neue erfinden wollen, und sich seines Fundes freuen, „wenn schon Gedanken und Ausdruck nicht immer „richtig und bündig genug sind: der Fülle läßt sich „leicht abhelfen; aber keine Mühe ist im Stande, einen durchaus unfruchtbaren Boden ergiebig „zu machen.„ *) — Aber wenn man schon der Jugend in ihren ersten Versuchen jene blumenreiche Schreibart erlaubt; so haben darum Schriftsteller von gesezterm Alter nicht auf gleiche Nachsicht Anspruch zu machen. Man kann mit Recht erwarten, daß eine gereiftere Beurtheilung die Einbildungskraft im Zaum halten, und alle jene Verzierungen, welche zur Erläuterung überflüßig, oder sonst der Beschaffenheit des Gegenstandes nicht angemes-

*) Volo se efferat in adolescente foecunditas: multum inde decoquent anni; multum ratio limabit; aliquid velut usu ipso deteretur; sit modo unde excidi possit quid et exsculpi. — Audeat haec aetas plura, et inveniat et inventis gaudeat; sint licet illa non satis interim sicca et severa. Facile remedium est ubertatis; sterilia nullo labore vincuntur.

gemessen sind, als jugendliches Spielwerk zurück- weisen werde. In der That ist einem denkenden Kopfe nichts verächtlicher, als jener armselige Schimmer des Ausdrucks, welchen gewisse Schrift- steller so ganz ohne Maß und Ziel über ihre Schreibart auszustreuen suchen. Es möchte noch hingehen, wenn man dergleichen Aeußerungen als Ergiessungen einer allzu reichen Phantasie ansehen könnte. Der Leser fände dann wenigstens Etwas, das ihn, wenn schon nicht unterrichten, doch viel- leicht angenehm unterhalten könnte. Aber zum Unglück bestehet der Reichthum jener blumenrei- chen Schriftsteller nicht im Uibermaße der Phanta- sie, sondern bloß in einem Uibermaße von Wor- ten. Allenthalben zeigt sich die Spur eines müh- samen Bestrebens, seiner Schreibart einen gewis- sen Schwung zu geben, von dem dem Verfasser irgend ein verworrener Begriff vorschwebt; aber da es ihm an Stärke des Geistes fehlt, diesen End- zweck zu erreichen, so sucht er diesen von ihm selbst gefühlten Mangel durch allerley poetische Phrasen, frostige Ausrufungen, zum Uiberfluß wiederholte Figuren, kurz durch alles, was einen Schein von Pracht und Feyerlichkeit an sich hat, zu ersetzen. Ohne Zweifel ist diesen Schriftstellern die Bemer- kung entgangen, daß weise Sparsamkeit in den Verzierungen eines der großen Geheimnisse ist, den Reiz derselben zu erhöhen; und daß, ohne die Grundlage richtiger und probehaltender Gedanken, die blumenreichste Schreibart nur kindische Täu- schung der Leser ist. Freylich aber sind die Leser

nur

Vorles. XX. nur zu geneigt, sich durch einen solchen Anstrich täuschen zu lassen: wenigstens gilt dieses von einer gewissen Klasse gemeiner Leser, oder vielmehr von dem Lesepöbel, die immer auf den ersten Anblick bereitwillig sind, alles anzustaunen, was bunt und glänzend ist.

Ich kann nicht umhin zu glauben, daß der große Beyfall, welchen die Betrachtungen unsers Harvey's gefunden haben, der religiösen Stimmung und den wohlmeynenden Gesinnungen des Zeitalters mehr Ehre machen, als dem Geschmacke der Leser. Ich will hierdurch dem frommen und wohlwollenden Herzen, das allenthalben in jenen Blättern hervorblickt, uud den lebhaften Aeußerungen der Phantasie, von der sich in einigen Stellen Spuren finden, keinesweges ihr Verdienst absprechen; sondern ich behaupte bloß, daß das beständige Wetterleuchten des Ausdrucks, die aufgedunsene Bildersprache, und die gehäuften Schilderungen, welche man auf allen Seiten dieses Werkes antrifft, Verzierungen unächter Art sind. Ich würde daher Freunden der Beredsamkeit zwar des Verfassers fromme Gesinnungen, nicht aber seine Schreibart zum Muster empfehlen; überhaupt aber ihnen rathen, bey allen ernsthaften Aufsätzen ihre Aufmerksamkeit, wie Pope sagt, vom Schalle auf die Sachen, von der Phantasie auf das Herz zu richten: eine Warnung, die ich bereits an mehreren Stellen einzuschärfen veranlaßt worden bin, und die ich auch in dem Folgenden oft wiederholen wer-

werden, da ich mir es zum Gesetz gemacht habe, keine Gelegenheit in dem Laufe dieser Vorlesungen vorbey zu lassen, dem Geschmack an falschen und unnatürlichen Verzierungen entgegen zu arbeiten, und auf die Vorzüge einer einfachen, männlichen und ungekünstelten Schreibart aufmerksam zu machen. Doch hiervon soll die nächste Vorlesung umständlicher handeln.

Ein

Ein und zwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung der Betrachtungen über das unterscheidende Gepräge der Schreibart überhaupt: von dem natürlichen, gezwungenen und leidenschaftlichen Vortrage — Anleitungen zur Bildung eines guten Ausdrucks.

Vorles. XXI.

Es giebt außer den bisher erwähnten Eigenschaften der Schreibart, noch eine andere, deren vorzügliche Wichtigkeit eine umständliche Erläuterung fodert: es ist die sogenannte Simplicität oder das Natürliche der Schreibart, in wie fern es dem Gesuchten und Erkünstelten entgegen gesezt ist. Man bedient sich des Wortes Simplicität (Simplicity) sehr oft von der Schreibart allein, wie es bey so vielen andern Kunstwörtern der Fall ist, ohne immer feste und genau bestimmte Begriffe damit zu verbinden. Die Ursache hiervon liegt ohne Zweifel in den mannigfaltigen Bedeutungen, welche man diesem Ausdrucke beygelegt hat. Es wird daher nöthig seyn, diese Bedeutungen hier genau zu unterscheiden, und zu zeigen, in welchem Sinne das Wort hier genommen wird. Ich glaube folgende vier von einander verschiedene Bedeutungen bemerken zu müssen.

Die erste ist: Simplicität eines Sprachwerkes überhaupt (simplicity of composition), im Gegensatze einer zu großen Mannigfaltigkeit der Theile. Hierauf bezieht sich der Ausspruch des Horaz: Vorles. XXI.

Denique sit quodvis simplex duntaxat et unum.

Hierher gehört also die Einfachheit des Planes in einem Trauerspiele, in wie fern darinn nicht zwey oder mehrere Handlungen neben einander fortlaufen, oder zu mannigfaltige einzelne Vorfälle gehäuft sind; und so auch die Einfachheit der Iliade oder der Aeneide, in Vergleichung mit den Abschweifungen im Lukan und der abgerissenen unzusammenhängenden Erzählungsart des Ariosts; die Einfachheit der Griechischen Baukunst, im Gegensatze mit der unregelmäßigen Mannigfaltigkeit des Gothischen Geschmacks. In diesem Sinne ist Simplicität oder Einfachheit gewissermaßen gleichbedeutend mit Einheit.

Die zweyte Bedeutung ist: Simplicität der Gedanken (simplicity of thought), in wie fern sie zu weit getriebener Feinheit oder Spitzfindigkeit entgegen gesetzt wird. Einfache natürliche Gedanken nennt man nehmlich diejenigen, die gleichsam von selbst zu entstehen scheinen; die von dem Inhalte oder gewissen Nebenumständen ungesucht dargebothen, oder doch, wenn sie einmal aufgestellt sind, von Jedermann leicht und ohne Mühe gefaßt werden. Was man Feinheit in Schriften (refinement) nennt, bezeichnet hingegen eine minder natürliche

Vorles. XXI. oder minder gewöhnliche Beschaffenheit der Gedanken, deren Aufstellung eine besondere Wendung des Geistes erfodert, und die, so lange sie innerhalb gewisser Gränzen bleibt, sehr schön ist, aber wenn sie zu weit getrieben wird, sich dem Verwickelten nähert, und als gesucht und zu weit hergeholt mißfällt. So wird man, zum Beyspiel, mit Recht sagen können, daß in Parnells Gedichten weit mehr Simplicität der Gedanken herrscht, als etwa bey Cowley, daß Cicero's Gedanken über moralische Gegenstände natürlich, Seneka's Aeußerungen hingegen fein und spitzfindig sind.

In diesen beyden Bedeutungen genommen, nehmlich, in wie fern sie sich auf Mannigfaltigkeit der Theile, oder auf die künstliche Wendung der Gedanken bezieht, hat Simplicität mit der Schreibart weiter nichts zu schaffen. In einer dritten Bedeutung hingegen wird dieses Wort von der eigentlichen Schreibart gebraucht, und dem Uibermaße des Schmuckes oder der Pracht des Ausdrucks entgegen gesezt; zum Beyspiel, wenn man sagt: Locke ist ein einfacher, Harvey ein blumenreicher Schriftsteller; und in diesem Sinne hat man das „simplex, tenue, oder subtile genus dicendi„ beym Quintilian und Cicero zu verstehen. In dieser Bedeutung genommen, fällt die simple Schreibart mit der einfachen und angenehmen zusammen, von welcher ich im Vorigen gehandelt habe, und bedarf also keiner weitern Erklärung.

Allein es giebt noch eine vierte Bedeutung des Vorles. XXI.
Wortes Simplicität, in welcher es gleichfalls auf Schreibart bezogen wird, aber nicht sowohl das Maß der angebrachten Verzierungen, als vielmehr die leichte und natürliche Art andeuten soll, mit welcher sich der Ausdruck unsern Gedanken anschließt. Diese Bedeutung ist offenbar verschieden von der vorerwähnten, nach welcher Simplicität gleichbedeutend war mit Mangel an Verzierung; da sie hingegen in dieser leztern Bedeutung mit dem höchsten Schmucke verträglich ist. So sagt man zum Beyspiel, daß Homer den höchsten Grad von Simplicität besizt, und doch ist kein Schriftsteller reicher an Verzierung und Schönheit. Diese Simplicität, diese natürliche Einfalt des Ausdrucks, von der hier eigentlich die Rede ist, läßt sich keinesweges der Verzierung, wohl aber dem falschen Streben nach Putz und Schimmer, mit einem Worte dem Gezwungenen und Mühsamen im Ausdrucke, entgegen sezen.

Der Schriftsteller, der den natürlichen Ausdruck in seiner Gewalt hat, weiß immer seine Gedanken auf eine solche Weise einzukleiden, daß Jedermann sich einbildet, er würde eben so geschrieben haben; oder wie es beym Horaz heißt:

— — ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum frustraque laboret
Ausus idem.

Sein Ausdruck verräth keine Spur von ängstlicher Sorgfalt, sondern scheint ganz die Sprache der Natur zu seyn: man findet in seinen Werken nicht

Vorles. XXI. den Schriftsteller oder schriftstellerische Kunst, sondern den Menschen und die ihm eigenthümliche Denkungsart. Sein Ausdruck kann sich durch Reichthum, durch Mannigfaltigkeit der Wendungen, durch lebhafte Aeußerungen der Phantasie auszeichnen; aber alles dieses scheint ihm ohne die geringste Anstrengung zuzufließen, und man fühlt, daß er in dieser Manier nicht darum schreibt, weil er sich dieselbe absichtlich zum Muster genommen, sondern weil es für ihn die natürlichste Art zu denken und zu schreiben ist. Selbst ein gewisser Grad von Nachläßigkeit ist mit dieser Schreibart nicht allein verträglich, sondern erhöht vielleicht noch die Anmuth derselben, indem eine zu sichtbare Aufmerksamkeit auf einzelne Worte dem Geiste dieser Schreibart entgegen ist. „Sie mag immerhin, sagt „Cicero, da er von dieser Schreibart spricht, eine „gewisse sorglose Leichtigkeit haben, und Spuren „jener gefälligen Nachläßigkeit zeigen, die einen „Schriftsteller verräth, der mehr um den Inhalt „als um den Ausdruck bekümmert ist.„ *) — Eben darinn liegt der große Vorzug dieser edlen Einfalt der Schreibart, daß sie uns, gleich der Einfalt der Sitten, die Denkungsart und den Geist eines Schriftstellers unverhüllt erblicken läßt. Jene gesuchten und künstlichen Arten der Schreibart haben, wie reizend sie auch sonst beschaffen seyn mögen, doch fast immer den Nachtheil, daß sie uns den

*) Habeat ille molle quiddam, et quod indicet non ingratam negligentiam hominis, de re magis quam de verbo laborantis.

den Schriftsteller im Gepränge, und gleich einem Hofmanne zeigen, bey welchem Schmuck der Kleidung und Feyerlichkeit des Betragens ganz jene Eigenthümlichkeiten verbirgt, durch welche sich ein Mensch von dem andern unterscheidet. Die Lesung eines natürlichen Schriftstellers hingegen gleicht der ungezwungenen häuslichen Unterredung mit einem Mann von Stande, in dessen natürlichem Betragen sich Eigenheit des Charakters abbildet.

Der höchste Grad dieser schönen Einfalt der Schreibart wird von den Franzosen durch einen Ausdruck angedeutet, für den es schwer fällt in unsrer Sprache einen vollkommen gleichbedeutenden zu finden; ich meyne das Wort naiv und Naivetät. Es ist nicht leicht, die eigentliche Bedeutung desselben bestimmt anzugeben. Es zeigt immer eine gewisse unerwartete Enthüllung des Charakters und der Denkungsart an. Ich glaube die beste Erklärung desselben bey einem Französischen Kunstrichter zu finden: dieser Kunstrichter ist Hr. Marmontel, der davon folgende Erklärung giebt: „Es ist jene liebenswürdige Unbefangen„heit, jenes unverstellte offne Wesen, welches uns „einen Grad von Uiberlegenheit über die Person zu „geben scheint, die sich auf diese Weise zeigt; eine „gewisse kindliche Einfalt, die wir im Grunde lieben, „wenn sie uns schon gewisse Züge des Charakters se„hen läßt, welche zu verbergen wir unsrerseits uns „Klugheit genug zutrauen, und über die wir also uns „kaum enthalten können zu lächeln.„ — La Fon-

 taine,

Vorles. XXI.

taine, in seinen Fabeln, wird als das große Muster des naiven Ausdrucks aufgestellt. Diese Beschreibung des Naiven bezieht sich jedoch nur auf eine gewisse besondere Art der Simplicität.

Was nun aber die Simplicität oder schöne Einfalt der Schreibart überhaupt genommen betrifft, so finden wir, daß die ältern Originalschriftsteller sich immer vorzüglich von dieser Seite auszeichnen. Der natürliche Grund hiervon liegt darinn, daß sie auf Eingebung ihres eigenen Kopfes und Herzens schrieben, nicht aber sich nach den Arbeiten und Schriften Anderer bildeten, welches so leicht zu Zwang und Künsteley führen kann. Es giebt daher unter den Griechen weit mehrere Muster dieser schönen Einfalt, als unter den Römern. Homer, Hesiodus, Anakreon, Theokritus, Herodotus und Xenophon, haben insgesammt diesen Charakter. Auch unter den Römern finden wir einige Schriftsteller dieser Art; ich meyne einen Terenz, Lukretius, Phädrus und Julius Cäsar. Folgende Stelle aus der Andria des Terenz ist ein schönes Beyspiel dieser anmuthsvollen Einfalt in Beschreibungen:

— — Der Leichenzug
Geht unterdessen fort; wir folgen; kommen
Zum Grab; der Körper wird aufs Holz gelegt;
Das Klaggeschrey ertönt; indessen naht
Die Schwester — eben die, von der ich sprach —
Der Flamme sich mit wildem Ungestüm.
In diesem Augenblick ist Pamphil seiner
Nicht mächtig mehr; es bricht die lang' und wohl
Verborgne Lieb' auf einmal aus; er stürzt

Ihr

Ihr in die Arme; zieht vom Feuer sie Vorles. XXI.
Zurück. Glycerium, ruft er, Geliebte!
Was hast du vor? warum dich selbst entleiben?
Bey diesen Worten warf das Mädchen sich
Auf eine Weise, die an ihrer Liebe
Nicht zweifeln ließ, entgegen ihm, und weinte
So traulich, so bekannt! u. s. w. *)

Alle Ausdrücke in dieser Stelle sind glücklich gewählt und von der besten Wirkung: sie gewähren uns ein in hohem Grade lebhaftes Gemälde des Vorfalls, von welchem die Rede ist. Nichts desto weniger zeigt die Schreibart nirgends das Ansehn von Kunst, oder ängstlicher Mühsamkeit. Es sey mir bey dieser Gelegenheit erlaubt, auch einiger Englischen Schriftsteller zu erwähnen, welche unter die gegenwärtige Abtheilung gehören.

Simplicität ist ohne Zweifel die große Schönheit, durch welche sich des Erzbischofs Tillotson

*) — — — Funus interim
Procedit; sequimur; ad sepulchrum venimus;
In ignem imposita est; fletur; interea hæc soror,
Quam dixi, ad flammam accessit imprudentius
Satis cum periculo. Ibi tum exanimatus Pamphilus,
Bene dissimulatum amorem, et celatum indicat;
Occurrit præceps, mulierem ab igne retrahit,
Mea Glycerium, inquit, quid agis? Cur te is perditum?
Tum illa, ut consuetum facile amorem cerneres,
Rejecit se in eum, flens quam familiariter.
Act. I. Sc. 1.

Vorles. XXI.

Schreibart auszeichnet. Tillotson ist von jeher als ein beredter Schriftsteller, und seine Werke als Muster von Predigten bewundert worden. Aber man hat seine Beredsamkeit, wenn man ihm anders Beredsamkeit zuschreiben kann, oft von einer ganz falschen Seite angesehen. Wenn ein gewisser Grad von Wärme und Nachdruck, wenn anschauliche Darstellung, hinreißende Figuren, oder auch nur möglichst vollkommne Anordnung und Verknüpfung der Redesätze zu dem Begriffe der Beredsamkeit gehören: so kann man nicht läugnen, daß der Vortrag unsers Erzbischofs sich in allen diesen Stücken merklich mangelhaft zeigt. Sein Ausdruck ist zwar jederzeit rein und verständlich; aber dafür sorglos und nachläßig, nicht selten matt und kraftlos; der Bau seiner Perioden, die oft das Ohr durch schleppende Zusätze beleidigen, ist nichts weniger als schön, und nur an sehr wenig Orten zeigt sich irgend einiges Bestreben nach Stärke oder Erhabenheit. Aber aller dieser Mängel ohngeachtet, herrscht in seinen Werken eine so gleichförmige Ader von gesundem Verstande und Frömmigkeit; ein so eindringlicher und ernsthafter Vortrag, und ein so reichhaltiger, in einen reinen, natürlichen und ungezwungenen Ausdruck gekleideter Unterricht, daß Tillotsons Name, so lange die Englische Sprache sich erhält, in Achtung bleiben wird; freylich nicht als ein Muster der höchsten Beredsamkeit, aber doch als ein kunstloser und liebenswürdiger Schriftsteller, in dessen Schreibart sich ein hoher Grad von Güte und Rechtschaffenheit unverkennbar abbildet. Ich bemerkte oben, daß Simplicität der

Dar-

Darstellung mit einem gewissen Grade von Nachläs- Vorles.
sigkeit des Ausdrucks nicht unverträglich sey: ich XXI.
setze hier hinzu, daß nur die Schönheit jener Simplicität die Ursache ist, welche den Nachläßigkeiten von Schriftstellern dieser Art einen gewissen Schein von Anmuth verleihen kann. Indeß zeigt das Beyspiel des Erzbischofs, daß diese Nachläßigkeit bisweilen zu weit getrieben werden kann, daß sie wirklich der Schönheit jener Simplicität Eintrag thut, und hin und wieder zu sichtbar in eine gewisse matte und kraftlose Darstellungsart ausartet.

Sir William Temple ist ein anderer wegen der Simplicität seiner Manier merkwürdiger Schriftsteller. Er steht, was Sprachrichtigkeit und Verzierung betrifft, um eine Stufe höher als Tillotson; ob er gleich in Ansehung der erstern Eigenschaft noch Verschiedenes zu wünschen übrig läßt. Aber dafür ist er überall außerordentlich leicht und fließend, und noch überdiß in einem hohen Grade wohlklingend. Sanfte Rundung und eine gewisse gefällige Lieblichkeit sind die unterscheidenden Kennzeichen seiner Manier; ob er sich schon bisweilen, wie es bey diesem Tone der Schreibart so leicht geschehen kann, einen zu weitschweifigen und schlaffen Vortrag erlaubt. Ich weiß nicht, ob irgend ein Schriftsteller seiner Schreibart das Gepräge seines eigenthümlichen Charakters tiefer eingedrückt hat. Wir glauben bey Lesung seiner Werke mit ihm selbst zu sprechen; wir werden innigst mit ihm vertraut, und zwar nicht bloß mit dem Schriftsteller, sondern zugleich mit dem Menschen; wir werden theilnehmende Freunde von ihm. Uibrigens, dünkt mich, steht

Vorles. XXI. seine Schreibart zwischen der nachläßigen Simplicität, und dem höchsten Grade von Verzierung, welchen diese Gattung von Schreibart zuläßt, ohngefähr mitten inne.

Von dieser lezten, und höchsten Stufe einer kunstlosen, anmuthigen, aber dabey nichts weniger als vernachläßigten Schreibart ist Addison, im Englischen, ohne Zweifel das vollkommenste Muster; und man kann daher diesen Schriftsteller, wenn er schon nicht durchaus von Mängeln frey ist, doch, im Ganzen genommen, als das sicherste und zu den wenigsten Fehlern verleitende Ziel der Nachahmung des prosaischen Vortrages aufstellen. Addison ist im höchsten Grade deutlich und rein; er zeichnet sich zwar nicht durch einen vorzüglichen Grad von Bündigkeit und Bestimmtheit aus; aber er bleibt doch auch in dieser Rücksicht nur selten hinter dem Gegenstande zurück, von welchem er handelt. Der Bau seiner Redesätze ist leicht, anmuthig, meistentheils für das Ohr angenehm; und gefällt minder durch Stärke, als durch gefällige Rundung. Was den bildlichen Ausdruck betrifft, so ist er vorzüglich reich, besonders in Vergleichungen und Metaphern, welche immer so schicklich angebracht sind, daß die Schreibart dadurch keinesweges bunt oder üppig wird. Sein Ausdruck verräth durchaus nichts Gesuchtes; man findet keine Spur von mühsamen Bestreben; durchaus nichts Gezwungenes oder zu weit Hergeholtes; sondern allenthalben ein hoher Grad von Anmuth, mit einem hohen Grade von Leichtigkeit und Simplicität verbunden. Was ihn besonders unterschei-

scheidet, ist ein gewisses eigenthümliches Gepräge von Bescheidenheit und feinem Anstande, welcher aus allen seinen Arbeiten hervorleuchtet. Kein Schriftsteller kann sich eines gefälligern und volksmäßigern (popular) Vortrages rühmen. Was aber unsern Addison noch mehr empfiehlt, ist die unverkennbare Achtung, welche er allenthalben für Religion und Rechtschaffenheit äußert. Wenn ihm ja Etwas gebricht, so ist es ein höherer Grad von Stärke und Präcision, wenigstens würde seine Schreibart, wenn sie schon zu Aufsätzen von der Art, wie der Zuschauer enthält, vollkommen paßte, für Arbeiten von einer höhern und kunstmäßigern Gattung nicht als ein schickliches Muster können aufgestellt werden. Die Lesewelt hat Addison's Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur dünkt mich, als ob man die eigentliche Beschaffenheit derselben nicht immer aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachtet habe: denn obschon seine Gedichte recht artig sind, so gebührt ihrem Verfasser doch offenbar eine höhere Stelle unter den prosaischen Schriftstellern, als unter den Dichtern; so wie hinwiederum, selbst in Prosa, seine Laune einen höhern und originalern Schwung hat, als seine philosophischen Aeußerungen. Die Charakterschilderung von Sir Roger Caverley verräth weit mehr Geist, als die Kritik über Milton.

Vorles. XXI.

Solcher Schriftsteller wie diejenigen, deren Manier ich bisher geschildert habe, wird kein Leser leicht überdrüßig. Nirgends stößt uns in ihnen etwas auf, das unsere Gedanken ermüdet, oder überspannt;

Vorles. XXI. spannt; sie gefallen uns durch ihre Anmuth, ohne uns durch ihren Glanz zu blenden; ja der Zauber der Simplicität ist bey einem Verfasser von wahrem Genie so mächtig, daß er verschiedene Mängel vergütet, und uns manchen sorglosen Ausdruck übersehen läßt. Man wird daher diese einfache und natürliche Schreibart bey allen vorzüglichen Schriftstellern, sowohl in Prosa als in Versen, bemerken können; wenn sie sich gleich noch überdiß durch Schönheiten anderer Art in einem solchen Grade auszeichnen, daß jene nicht die eigenthümliche Hauptfarbe ihrer Schreibart ausmacht. So ist Milton bey aller seiner Erhabenheit, Demosthenes bey aller seiner leidenschaftlichen Wärme, noch immer natürlich und einfach. Schriften von der ernsthaften und feyerlichen Art ertheilt eben diese Simplicität der Manier ein noch ehrwürdigeres Ansehn. Man hat daher auch schon längst angemerkt, daß dieser Ton in den heiligen Schriften der Juden der herrschende sey; und in der That war auch kein anderer der Würde einer höhern Begeisterung mehr angemessen.

Von Schriftstellern, deren Schreibart, bey manchen andern Vorzügen, durch Mangel jener Simplicität merklich verliert, weiß ich kein merkwürdigeres Beyspiel anzuführen, als Lord Shaftsbury. Ich habe bereits in verschiedenen Stellen Gelegenheit gehabt, einzelne Bemerkungen über seinen Ausdruck zu machen; izt da ich zum leztenmale auf denselben zurück komme, will ich versuchen einen allgemeinen Charakter seiner Schreibart in wenigen Zügen

gen

gen zu entwerfen. Ich bin weit entfernt, einem Lord Shaftsbury alles Verdienst abzusprechen. Seine Werke würden, wegen der darinn enthaltenen Moralphilosophie, mit vielem Nutzen gelesen werden können, wenn er denselben nicht so manche gehäßige Seitenanspielungen gegen die christliche Religion eingemischt hätte; Anspielungen, die mit so viel Spott und bittrer Laune hingeworfen werden, daß sie seinem Andenken, weder als Mensch noch als Schriftsteller, zum Ruhme gereichen. Seine Schreibart indessen hat wirkliche Schönheiten; sie ist nicht nur fest, und durch einen eigenen Grad von gleichbehaltenem Nachdruck ausgezeichnet, sondern auch reich und musikalisch. Kein Englischer Schriftsteller hat, wie ich bereits im Vorigen zeigte, auf den regelmäßigen Bau seiner Sätze, sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als in Ansehung des Wohlklanges, so viel Aufmerksamkeit verwandt, als Shaftsbury. Alles diß giebt seiner Sprache so viel Zierlichkeit und Schmuck, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie bey vielen einen hohen Grad von Bewunderung gefunden hat. Aber eben so ausgemacht ist es auch, daß ihre Schönheiten durch ein steifes und gezwungenes Wesen, das sich allenthalben an ihr bemerken läßt, merklich verdunkelt werden. Und hierinn liegt in der That der Hauptfehler dieses Schriftstellers. Es ist dem Lord unmöglich, irgend einen Gedanken natürlich und kunstlos auszudrücken. Er scheint es für zu gemein und unter der Würde eines Mannes von Stande zu halten, gleich andern Menschen zu sprechen. Daher geht sein Ausdruck allenthalben auf

Vorles. XXI.

Stel-

Vorles. XXI.

Stelzen; ist voller Umschreibungen und künstlicher Zierlichkeit. Jeder Absatz verräth Arbeit und Kunst; nirgends jene Leichtigkeit, mit welcher natürliche Gedanken und ungesuchte Empfindungen sich von selbst in Worte ergiessen. Uibrigens ist er ein außerordentlicher Liebhaber von Figuren und Verzierungen jeder Art. Bisweilen gelingt es ihm, sie mit vielem Glück anzubringen; aber immer leuchtet seine Vorliebe für dieselben zu sichtbar hervor; und wenn er einmal eine Metapher oder Anspielung, die nach seinem Geschmack ist, erhascht hat, so weiß er sich gar nicht wieder von ihr loszureißen. Das Sonderbarste bey dem allen ist, daß er ein erklärter Bewunderer der Simplicität war; sie ohne Unterlaß als den schönsten Vorzug der Alten erhebt, und die Neuern wegen des Mangels derselben tadelt; obschon er selbst sich von ihr weiter entfernt, als irgend ein anderer neuerer Schriftsteller. Shaftsbury besaß einen Grad von Feinheit und Zärtlichkeit des Geschmacks, den man beynahe weich und übertrieben nennen möchte; aber es fehlte ihm fast ganz an leidenschaftlicher Wärme, an starken kraftvollen Gefühlen. Und eben diese Kälte seines Charakters war, ohne Zweifel, die nächste Ursache jener künstlichen und feyerlichen Manier, welche in seinen Schriften herrscht. Nichts ging ihm über Witz und feine Spottsucht; und doch fehlte viel, daß er selbst in beyden glücklich gewesen wäre. Zwar läßt er keine Gelegenheit vorbey, sich darinn zu versuchen; aber immer erscheint er dabey zu seinem Nachtheile; er bleibt steif, selbst wenn er scherzen will, und lacht jeder-

jederzeit mit der feyerlichen Miene eines Autors, nie mit der Unbefangenheit des Menschen. *) Vorles. XXI.

Aus der bisherigen Schilderung der Eigenheiten von Shaftsbury's Schreibart läßt sich leicht abnehmen, daß manche blinde Bewunderer derselben durch sie auf Abwege geführt werden mußten. Nichts ist für den gemeinen Haufen der Nachahmer gefährlicher, als ein Schriftsteller, der mit glänzenden Vorzügen gewisse nicht minder beträchtliche Mängel verbindet. Ein Beyspiel hiervon ist der Verfasser des Lebens von Homer, der Briefe von der Mythologie, und der Betrachtung über den Hof des August; **) ein Schriftsteller, dem es keineswegs an Kenntniß, oder an Scharfsinn fehlt; aber dessen

*) Vielleicht ist es manchem Leser nicht gleichgültig, bey dieser Gelegenheit bemerkt zu finden, daß die erste und, wie ich glaube, unächte Ausgabe von Shaftsbury's Untersuchung über die Natur der Tugend (Enquiri into Virtue) 1699. in einem besondern Bändchen herausgekommen ist. Diese Ausgabe kommt noch bisweilen vor, und die Vergleichung derselben mit der verbesserten Ausgabe eben dieser Abhandlung, wie sie gegenwärtig in Shaftsbury's Werken steht, ist in meinen Augen eines der merkwürdigsten und nützlichsten Beyspiele von den Wirkungen der Feile (limae labor). Die Kunst den Ausdruck zu verschönern, zu lange Perioden zu unterbrechen, und einzelne unvollkommne Züge zu einem vollendeten Ganzen umzubilden, erscheint hier in ihrem ganzen Umfange.

**) Blackwall, ein Lehrer auf der Universität zu Aberdeen.

Vorles. XXI. dessen Ausdruck einen übertriebenen Hang zu jener erkünstelten und prachtvollen Schreibart zeigt, durch welche sich Shaftsbury's Werke auszeichnen.

Da ich bisher so vieles zur Empfehlung der Simplicität oder einer leichten natürlichen Art des Ausdrucks gesagt, und so ausführlich bey den Mängeln der entgegengesezten Gattung verweilt habe: so darf ich, um allem Mißverstande zuvor zu kommen, wohl nicht unbemerkt lassen, daß es sehr möglich ist, daß ein Schriftsteller ungekünstelt, und doch nicht schön schreibt. Die bloße Abwesenheit des Gezwungenen ist noch kein Verdienst. Die schöne Einfalt, der natürlich schöne Ausdruck, von welchem hier die Rede ist, sezt voraus, daß ein Schriftsteller sich durch vorzügliche Geistesfähigkeiten auszeichne, und daß seine Schreibart Gründlichkeit, Reinheit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft in sich vereinige. Unter diesen Umständen ist Simplicität, oder mit andern Worten Kunstlosigkeit seiner Manier, die höchste Empfehlung; sie erhöht jede andere Schönheit, und ist gleichsam die von der Natur selbst gewählte Einkleidung, ohne welche jeder Reiz der Darstellung unvollkommen bleibt. Wäre Ungezwungenheit allein hinreichend, die Schreibart schön zu machen, so würde das ganze Heer kraftloser, unbedeutender, und langweiliger Schriftsteller auf das Verdienst derselben Anspruch haben. Und in der That fehlt es nicht an vorgeblichen Kunstrichtern, welche oft die seichtesten Schriftsteller, wegen der von ihnen sogenannten kunstlosen Simplicität ihrer Manier, erheben; eine Kunstlosigkeit, die genau betrachtet

nichts

nichts anders ist, als die durch Mangel an Geist und Einbildungskraft verursachte Abwesenheit jeder anmuthigen Verzierung. Man wird also einen Unterschied machen müssen zwischen derjenigen Simplicität, die dem wahren Genie zur Seite geht, und mit jeder schicklichen Verzierung der Schreibart vollkommen verträglich ist, und zwischen derjenigen, welche nichts anders ist, als eine Folge einer sorglosen und nachläßigen Schreibart. Die Wirkungen, welche beyde hervorbringen, lassen dieselben sehr leicht unterscheiden. Die eine kann nie fehlen, die Aufmerksamkeit der Leser angenehm zu unterhalten; die andere ist in hohem Grade langweilig und schaal. Vorles. XXI.

Ich gehe izt zur Betrachtung einer andern Manier der Schreibart fort, die von den bisher erwähnten verschieden ist, und sich unter dem Namen der leidenschaftlichen oder hinreißenden (vehement) unterscheiden läßt. Sie sezt jederzeit einen merklichen Grad von Nachdruck voraus, und ist keinesweges mit der Simplicität uuverträglich; wenn sie schon in Beziehung auf ihr herrschendes Gepräge sich bald mehr der stärkeren, bald mehr der einfachern Art des Ausdrucks nähert. Ihr eigenthümlicher Charakter ist ein besonderer Grad von Wärme; ihr Ausdruck oft glühend; es ist die Sprache eines Menschen, dessen Einbildungskraft und Leidenschaften gespannt, und von dem Gegenstande, über welchen er schreibt, lebhaft gerührt sind; und der also unbekümmert um kleinere Verzierungen, sich gleich einem angeschwollenen Strome mit Heftigkeit ergießt. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß diese Manier nur den

höhern

Vorles. XXI. höhern Gattungen der Beredtsamkeit eigen ist, und sich überhaupt mehr für denjenigen schickt, welcher öffentlich spricht, als der ruhig am Pulte schreibt. Die Reden des Demosthenes geben uns das vollkommenste und schönste Muster dieses eigenthümlichen Tones der Schreibart.

Unter den Englischen Schriftstellern ist Bolingbroke derjenige, dessen Schreibart sich, einzelner Mängel, ohngeachtet, diesem Tone doch noch am meisten nähert. Bolingbroke hatte in der That von der Natur entschiedene Anlagen erhalten, um an der Spitze einer Staatspartheyen, oder als Demagog in Volksversammlungen zu glänzen. Der Ton, welcher in allen seinen politischen Schriften herrscht, ist mehr die Sprache eines Mannes, der mit Leidenschaft spricht, als eines, der mit kalter Uiberlegung schreibt. Er macht häufigen Gebrauch von rhetorischen Wendungen, und sein Ausdruck strömt mit unwiderstehlicher Heftigkeit dahin; er ist bis zum Uibermaß reich an Wendungen und Redensarten; er weiß denselben Gedanken uns aus den mannigfaltigsten Gesichtspunkten zu zeigen, und immer mit Leben und Wärme beseelt. Uiberhaupt ist sein Vortrag mehr kühn, als regelmäßig und sprachrichtig; er gleicht einem Strome, der mit Stärke dahin fließt, aber nicht selten getrübt erscheint. In seinen Perioden wechselt Länge und Kürze mit einander ab, doch neigt sich seine Schreibart, im Ganzen genommen, mehr zu der erstern, indem er gern lange Zwischensätze einschiebt, und nicht selten die verschiedensten Dinge zusammenfaßt und neben einander stellt; eine

Sache,

Sache, die in der Wärme des mündlichen Vortra- Vorles.
ges nicht ungewöhnlich ist. In der Wahl seiner XXI.
Ausdrücke ist er eben so glücklich als bestimmt. Was die genaue Verbindung seiner Sätze betrifft, so steht er dem Shaftsbury darinn eben so sehr nach, als er ihn dagegen an Leichtigkeit und Leben übertrifft. Mit einem Worte, Bolingbroke's Verdienst als Schriftsteller würde sehr beträchtlich seyn, wenn sein Inhalt sich eben so vortheilhaft auszeichnete, als seine Schreibart. Aber wie ich schon bey einer andern Gelegenheit erinnert habe, so vortheilhaft sich diese leztere von gewissen Seiten zeigt, so wenig Empfehlungswürdiges biethet der erstere dar. Seine Schlüsse sind größtentheils falsch oder schielend, seine politischen Schriften athmen den einseitigsten Partheygeist, und in den von ihm sogenannten philosophischen Schriften ist er im höchsten Grade irreligiös und sophistisch.

Ich will izt nicht länger bey den verschiedenen Manieren der Schriftsteller, oder jenen allgemeinen Hauptfarben der Schreibart, verweilen. Zwar ließen sich, außer den von mir erwähnten, noch einige andere ausheben; aber mich dünkt, daß es nichts weniger als leicht sey, allgemeine Betrachtungen über die Schreibart eines Schriftstellers anzustellen, und zwar in wie fern sie von dem Ideengange desselben als abgesondert betrachtet werden soll. Denn auf die Beurtheilung dieser leztern mich einzulassen, ist hier der Ort nicht. So entdeckt sich, zum Beyspiel, der Geisteshang wizelnder Schriftsteller, so sichtbar in ihren Aufsätzen, daß er sogar ihrer Schreibart ein eigenes Gepräge von Ausgelassenheit mittheilt;

Vorles. XXI. wenn sich schon vielleicht zweifeln läßt, ob man jene Eigenschaft mit auf den Ausdruck beziehen, oder einzig und allein auf die Beschaffenheit der Gedanken zurückzuführen hat. Man rechne sie übrigens wohin man will, immer bleibt es ausgemacht, daß sie einer der nachtheiligsten Flecken der guten Schreibart ist, und man jeden Schein derselben nicht sorgfältig genug vermeiden kann.

Aus dem, was ich bisher über die verschiedenen Gattungen und Hauptfarben der Schreibart gesagt habe, folgt von selbst, daß es eben so sch.r als unnöthig sey, bestimmen zu wollen, welche unter ihnen, einzeln und für sich betrachtet, die beste sey. Der gute Ausdruck ist ein Gebieth von sehr weitem Umfange; die Beschaffenheit derselben kann bey verschiedenen Schriftstellern gar sehr verschieden, und doch bey jedem derselben schön seyn. Hier muß man dem Genie, oder mit andern Worten dem eigenthümlichen Geisteshange, welcher gewisse Köpfe zu einer Gattung von Schreibart mehr hinzieht, als zu einer andern, die nöthige Freyheit lassen. Indessen giebt es allerdings gewisse allgemeine Beschaffenheiten, welche von so einleuchtender Wichtigkeit sind, daß man dieselben in keiner Art von Aufsätzen aus der Acht lassen darf; und so auch gewisse Mängel, welche man ein für allemal nicht sorgfältig genug vermeiden kann. Ein schwülstiger, ein matter, ein rauher, ein dunkler Vortrag sind ohne Ausnahme fehlerhaft; Klarheit, Stärke, Zierlichkeit und schöne Einfalt hingegen sind Vorzüge, deren wir uns überall befleißigen müssen. Aber was nun die Mischung

schung derselben betrifft, oder das Maß, in welchem die eine oder die andere dieser Eigenschaften herrschend seyn muß, um die eigenthümliche Manier eines Schriftstellers zu vollenden, darüber lassen sich keine bestimmten Vorschriften geben; auch bin ich weit entfernt, irgend eine einzelne dieser Manieren als im höchster Grade vollkommen zu betrachten. Vorles. XXI.

Weit schicklicher für meine Absicht wird es seyn, die bisherigen Betrachtungen über Sprache und Schreibart mit einigen allgemeinen Anweisungen zu beschließen, welche die schicklichsten Mittel angeben sollen, sich einen guten Ausdruck überhaupt zu erwerben. Die nähere Ausbildung desselben zu dieser oder jener besondern Farbe der Schreibart muß, dünkt mich, ohnedieß theils den individuellen Anlagen eines jeden Schriftstellers, theils der Beschaffenheit des Gegenstandes, von welchem er zu schreiben hat, überlassen bleiben.

Die erste und allgemeinste Vorschrift, die ich zur Erreichung jenes Endzwecks geben kann, ist: man suche sich vor allen Dingen von dem Gegenstande, mit dem sich unser mündlicher oder schriftlicher Vortrag beschäftigen soll, deutliche Begriffe zu erwerben. Diese Regel kann vielleicht, auf den ersten Augenblick, mit der Beschaffenheit des Ausdrucks in keiner nähern Verbindung zu stehen scheinen: allein, genau betrachtet, hängt sie damit auf das innigste zusammen. Der Grund aller guten Schreibart ist reife Beurtheilung, verknüpft mit einer lebhaften Einbildungskraft. Ausdruck und Ge-

Vorles. XXI.

danken eines Schriftstellers sind so genau unter sich verknüpft, daß es, wie ich schon mehrmal bemerkt habe, oft sehr schwer ist, dieselben von einander zu unterscheiden. Wenn die Eindrücke der Dinge auf unsern Geist schwach und unbestimmt sind; wenn unsere Vorstellungen von ihnen dunkel und verworren bleiben; muß unser Ausdruck über dergleichen Gegenstände es da nicht gleichfalls seyn? Umgekehrt hingegen werden wir dasjenige, was wir lebhaft denken und empfinden, auch mit Klarheit und Stärke ausdrücken. Es bleibt daher ganz gewiß eine der wesentlichsten Regeln für den guten Ausdruck, so lange mit Ernst über unsern Gegenstand nachzudenken, bis wir uns von dem, was den eigentlichen Stoff unserer Darstellung ausmachen soll, einen vollständigen und hellen Begriff gebildet haben, und uns zugleich von den dahin einschlagenden Ideen in einem gewissen Grade erwärmt fühlen; dann, und nur alsdann erst, werden wir finden, daß der Ausdruck von selbst zufließt. Ueberhaupt sind die besten und schicklichsten Ausdrücke fast immer diejenigen, welche sich uns bey einer genauern Betrachtung des Gegenstandes ohne Mühe oder ängstliches Suchen freywillig darbiethen. Schon Quintilian hat diese Bemerkung gemacht. „Die „besten Ausdrücke, sagt er, hängen gemeiniglich mit „dem auszudrückenden Gedanken selbst zusammen, „und fallen durch ihr eigenes Licht ins Auge. Wir „aber suchen dieselben, als ob sie verborgen wären, „und sich unsern Blicken entzögen. Statt daher die „Worte in der Nähe des Gegenstandes selbst zu ver„muthen, nehmen wir dieselben gleichsam aus einem

„frem-

„fremden Gebiethe, und ziehen sie mit Gewalt Vorles. XXI.
„herbey.„ *)

Zweytens, ist zu Erwerbung eines guten Ausdrucks eigene fleißige Uibung unumgänglich nothwendig. Ich habe bisher mancherley Regeln über die gute Schreibart ertheilt; aber alle diese Regeln werden wenig helfen, so lange man nicht selbst die Feder zur Hand nimmt. Aber auch nicht jede Art von Uibung ist für die Ausbildung unserer Schreibart gleich zuträglich. Diß ist so wenig der Fall, daß öftere, aber nachläßige und übereilte Ausarbeitungen vielmehr der sicherste Weg sind, unsere Schreibart zu verschlimmern; indem es uns in der Folge mehr Mühe kosten wird, angenommene Fehler uns wieder abzugewöhnen, und Nachläßigkeiten zu verbessern, als wenn wir uns noch gar nicht mit Schreiben beschäftigt hätten. Man sollte es sich daher im Anfange zur Regel machen, langsam und mit möglichster Sorgfalt zu schreiben. Leichtigkeit und Geschwindigkeit sey immer erst die Frucht längerer Uibung. „Bedächtigkeit und ängstliche Sorgfalt, sagt „Quintilian mit gutem Grunde, ist bey den ersten „Versuchen im Schreiben nicht genug zu empfehlen; „wir müssen zuvörderst darnach streben, so gut zu „schreiben, als wir nur immer können: die Ge-

„schwin-

*) Plerumque optima verba rebus cohaerent, et cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant, seque subducant. Ita nunquam putamus verba esse circa id, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus, et inventis vim afferimus.

Vorles. XXI.

„schwindigkeit wird sich bey anhaltender Uibung „schon einstellen. Nach und nach werden sich die „Gedanken immer leichter darbiethen; die Ausdrücke „uns von selbst entgegen kommen, und die ganze Ar„beit uns leicht und freywillig von Statten gehn: „Alles wird sich, wie in einem wohlgeordneten Haus„wesen, an seiner gehörigen Stelle zeigen. Mit „einem Worte, durch geschwindes Schreiben erwirbt „man sich nicht die Kunst gut zu schreiben, wohl „aber durch Gutschreiben die Kunst geschwinde zu „schreiben.„ *)

Ich darf indessen nicht unbemerkt lassen, daß man auch auf der andern Seite, durch übertriebene Aengstlichkeit in der Wahl des Ausdrucks, zu weit gehen kann. Man würde Unrecht haben, wenn man den Lauf der Gedanken unterbrechen, oder die Wärme der Einbildungskraft erkalten lassen wollte, um mit seiner Aufmerksamkeit zu lange bey jedem vorkommenden einzeln Worte zu verweilen. Es giebt in gewissen Fällen eine Art von schriftstellerischer Begeisterung, in der wir uns erhalten müssen, wenn

wir

*) Moram et sollicitudinem initiis impero. Nam primum hoc constituendum ac obtinendum est, ut quam optime scribamus: celeritatem dabit consuetudo. Paulatim res facilius se ostendent; verba respondebunt; compositio prosequetur. Cuncta denique ut in familia bene instituta in officio erunt. Summa haec est rei: cito scribendo non fit ut bene scribatur; bene scribendo fit ut cito.

Quintil. L. X. cap. 3.

wir uns glücklich ausdrücken wollen. Es schadet nicht, daß hierbey einige Nachläßigkeiten mit unterlaufen, deren Vertilgung, so wie überhaupt eine genaue Prüfung des Einzelnen, die Sache einer später vorzunehmenden Verbesserung ist. Denn, wenn die Uibung des Schreibens nützlich ist, so ist die mühsame Arbeit der Verbesserung es nicht minder; ja die leztere ist in der That unumgänglich nothwendig, wenn wir von unsern Versuchen im Schreiben irgend einigen Vortheil einärndten wollen. Man sollte es sich zum Gesetz machen, das Geschriebene einige Zeit bey Seite zu legen, bis gleichsam die erste Wärme des Schreibens, und die Partheylichkeit für gewisse von uns gebrauchte Lieblingsausdrücke vorüber ist, und jene Ausdrücke und Wendungen selbst dem Gedächtnisse nicht mehr vorschweben. Wenn wir alsdenn unsere Arbeit mit einem kalten prüfenden Blicke, und ganz so, als ob es die Arbeit eines Andern wäre, wieder durchgehen, so kann es nicht fehlen, daß wir nicht mancherley Unvollkommenheiten bemerken sollten, die vorher unserer Aufmerksamkeit entwischten. Und diß ist denn nun die eigentliche Zeit, unnütze Auswüchse zu beschneiden; die Anordnung der Sätze zu untersuchen; auf Verbindung und verbindende Partikeln nähere Rücksicht zu nehmen; mit einem Worte, unserem Ausdrucke die regelmäßigste, sprachrichtigste, und durchaus angemessenste Gestalt zu geben. Dieser Mühe des Ausfeilens kann Niemand überhoben seyn, dem daran gelegen ist, seine Gedanken Andern gehörig mitzutheilen. Auch wird einige Uibung in diesem Geschäfte unserm Blicke bald denjenigen Grad von Schärfe verleihen, der zu

Vorles. XXI.

Vorles. XXI. Beobachtung der wichtigsten Umstände erfoderlich ist, und diese Arbeit weit leichter machen, als man sich dieselbe gemeiniglich vorstellt.

Was drittens den Vortheil betrifft, der sich aus den Schriften von andern für die Bildung unseres Ausdrucks erhalten läßt, so brauche ich wohl kaum zu erinnern, daß wir uns mit den Werken der besten Schriftsteller sorgfältig bekannt machen müssen. Und das aus zweyerley Ursachen; einmal, um unsern Geschmack zu bilden; und zweytens, um uns mit einem hinlänglichen Vorrathe von Ausdrücken über jede Gattung von Gegenständen zu versehen. Wenn man in der erstern Absicht liest, so hat man seine Aufmerksamkeit besonders auf die Eigenheiten der verschiedenen Manier der Schriftsteller zu richten; worüber ich bereits in dieser und der vorhergehenden Vorlesung einige nicht unnütze Winke ertheilt zu haben glaube. Uibrigens kenne ich keine bessere Uibung für die Erwerbung eines guten Ausdrucks, als daß man sich diese oder jene einzelne Stellen vorzüglicher Schriftsteller gleichsam in seine eigene Sprache übersetzt. Ich will mich deutlicher erklären. Man nehme, zum Beyspiel, irgend eine Seite aus Addisons Aufsätzen im Zuschauer, und überlese sie einigemal aufmerksam, bis man sich die vorgetragenen Gedanken gehörig gefaßt hat; lege dann das Buch bey Seite, und versuche es, die Stelle, so gut es gehn will, aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben: wenn diß geschehen ist, nehme man das Buch wieder zur Hand, und vergleiche nun dasjenige, was man geschrieben hat, mit den Ausdrücken des Verfassers

fassers selbst. Uibungen dieser Art werden uns bey einer aufmerksamen Vergleichung zugleich bemerken lassen, woran es unserer Schreibart hauptsächlich fehlt; werden uns auf die Verbesserung ihrer Mängel aufmerksam machen, und uns zugleich zeigen, welche unter den verschiedenen Arten, einen und denselben Gedanken auszudrücken, die vorzüglichste ist. Ich muß jedoch hierbey

Viertens gegen eine zu knechtische Nachahmung der Manier irgend eines einzelnen Schriftstellers warnen. Nachahmung dieser Art bleibt immer gefährlich. Sie legt dem Genie Fesseln an, bringt fast immer eine steife Manier hervor; und, wer sich zu genau an ein gewisses Muster hält, ahmt gemeiniglich nicht nur die Schönheiten, sondern auch zugleich dessen Fehler nach. Auch wird nie Jemand ein guter Schriftsteller oder Redner werden, dem es ganz an Vertrauen fehlt, sich dem Hange seines eigenen Geistes zu überlassen. Vor allen Dingen aber muß man sich hüthen, allgemein bekannte Ausdrücke und Wendungen irgend eines berühmten Schriftstellers anzunehmen, oder wohl gar ganze Stellen von ihm abzuschreiben. Ein solches Verfahren ist unfehlbar der Weg, uns durchaus um alle Eigenthümlichkeit des Ausdrucks zu bringen. Es bleibt unendlich besser, auf irgend einen Grad auch nur mittelmäßiger Schönheit, die aber uns selbst zugehört, Anspruch machen zu können, als in einem geborgten Putze schimmern zu wollen, der immer nur die gänzliche Armuth unsers Geistes verräth. Uibrigens verweise ich die Liebhaber des guten Aus-

Vorles. XXI.

drucks, in Ansehung alles dessen, was sich auf schriftstellerische Uibungen und ihre Verbesserung, so wie auf das Lesen und die Nachahmung guter Schriftsteller bezieht, auf dasjenige, was Quintilian, im zehnten Buche seines vortreflichen Werks, hierüber gesagt hat: sie werden daselbst eine Menge der trefflichsten Beobachtungen und Anweisungen finden, welche ihre ganze Aufmerksamkeit verdienen.

Fünftens, ist es eine einleuchtende, aber auch nicht minder wesentliche Regel für die gute Schreibart, daß man in jedem Falle bemüht sey, seinen Ausdruck der Beschaffenheit des Gegenstandes, und zugleich, wenn man öffentlich zu sprechen hat, der Fähigkeit und Fassungskraft der Zuhörer, so viel als nur immer möglich anzupassen. Keine Geistesarbeit kann, dünkt mich, auf das Lob der Beredtsamkeit, oder der Schönheit Anspruch machen, wenn sie nicht den Umständen und den Personen, an welche sie gerichtet wird, vollkommen angemessen ist. Es bleibt im höchsten Grade unschicklich und abgeschmackt, es auf eine blühende dichterische Schreibart anzulegen, wo wir uns bloß auf Schlüsse und strenge Beweise einschränken sollten; oder in hohen prachtvollen Ausdrücken vor einer Versammlung von Menschen zu reden, die von dem Allen nichts begreifen, und höchstens nur unsere unzeitige Erhabenheit anstaunen können. Unschicklichkeiten dieser Art sündigen nicht sowohl gegen den guten Ausdruck, als, was noch schlimmer ist, gegen die gesunde Vernunft. So oft wir zu schreiben oder öffentlich aufzutreten haben, müssen wir vor allen Dingen eine deutliche

Vor-

Vorstellung von dem Endzwecke unseres Vortrages bey uns selbst festsetzen, sie stets im Auge behalten, und Schreibart und Ausdruck von ihr leiten lassen. Es bleibt unverzeihlich, wenn wir dieser höchsten und vornehmsten Rücksicht nicht jede übel angebrachte Verzierung, die sich vielleicht unserer Einbildungskraft darbiethet, aufzuopfern wissen: Kinder und Gecken mögen immerhin uns im entgegengesezten Falle bewundern; Männer von Verstande werden sich nicht enthalten können, über uns und unsere Schreibart zu lächeln. Vorles. XXI.

Endlich will ich noch zum Schlusse dessen, was ich bisher über diesen Gegenstand gesagt habe, die Bemerkung hinzu setzen, daß die Sorgfalt für den Ausdruck sich in keinem Falle, und unter keinerley Vorwande, unsrer Aufmerksamkeit so sehr bemächtigen darf, daß wir es darüber an der noch wichtigern Sorge für die Beschaffenheit der Gedanken fehlen lassen. „Man sey aufmerksam auf den Ausdruck, „aber bekümmert um die Gedanken,„ sagt der große Römische Kunstrichter; *) ein Wink, den ich um so lieber wiederhole, da der Geschmack unsers gegenwärtigen Zeitalters, im Schreiben, sich bey uns **) mehr

*) Curam verborum, rerum volo esse sollicitudinem.

**) Daß dieses uns nur auf die Englischen Schriftsteller anwendbar ist, und man sehr Unrecht haben würde, die Deutschen durch einen zur Zeit leider noch unverdienten Vorwurf dieser Art von der nöthigen Sorgfalt für den Ausdruck zurück zu scheuchen, bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung. Uibrigens ist die Bemerkung des Verfassers bloß eine

Vorles. XXI. mehr zu der Schönheit des Ausdrucks, als der Gedanken zu neigen scheint. Und doch ist es weit leichter, gemeine und alltägliche Gedanken durch einigen Schmuck des Ausdrucks aufzustutzen, als den Geist des Lesers mit einer Mannigfaltigkeit kräftiger, geistvoller und anziehender Ideen zu bereichern. Das Leztere erfodert wahres Genie; das Erstere läßt sich durch Fleiß, auch bey sehr mittelmäßigen Anlagen, erreichen. Daher die Menge von Schriftstellern, die eben so schwelgerisch reich an schimmernden Ausdrücken sind, als bettelarm an Geist und Empfindung. Das Ohr der Lesewelt ist gegenwärtig so sehr an einen sprachrichtigen und zierlichen Ausdruck gewöhnt, daß kein Schriftsteller sich von dieser Seite vernachläßigen darf, wenn er anders gelesen seyn will.

eine Wiederholung von dem, was er bereits Th. I. S. 12. behauptet hat. Auch dort begnügte sich der Uibersetzer mit der Erinnerung: „daß wir Deutschen uns von dieser Seite durchaus nichts vorzuwerfen haben;„ eine Erinnerung, deren Sinn kein Leser von gemeinen Verstandeskräften, auch bey dem flüchtigsten Uiberblicke, leicht mißverstehen wird. Denn daß ein Kritiker von Handwerk, oder genauer zu sprechen, ein der Kunstrichterey Beflissener sie wirklich schief gefaßt, oder dargestellt hat, ist noch kein Beweis von dem Gegentheil, da diese leztere Art von Kunstrichtern bekanntermaßen ihren eignen Maßstab hat. Auch weiß ich für denjenigen, der noch daran zweifelt, ob Recension und Schul-Chrie bisweilen gleichbedeutend seyn können, keine bessere Widerlegung, als die erwähnte Anzeige im XXXI. B. der Bibl. der schön. Wissensch.

will. Aber derjenige bleibt immer ein armseliger Vorles. XXI.
Schwätzer, der es hierbey bewenden läßt; dem nicht sein Gegenstand angelegentlicher ist, als Einkleidung und Ausdruck, und der zu Empfehlung desselben, statt edler und männlicher Schönheiten, sich läppischer und kindischer Verzierungen bedient. „Ein „höherer Geist, sagt eben der große Kunstrichter, „den ich schon so oft angeführt habe, ein höherer „Geist muß diejenigen beleben, welche sich der Be„redtsamkeit widmen. Ihnen muß es, gleich dem „verständigen Künstler, der sich wenig um die Fein„heit der Nägel oder die Ausschmückung des Haar„putzes bekümmert, mehr um die Gesundheit und „Stärke des Körpers ihrer Darstellung zu thun seyn, „als um eine gesuchte Ausbildung und Verzierung „kleiner und unbedeutender Theile. Die Verzierun„gen des Ausdrucks müssen männlich, geistvoll und „bescheiden seyn; entfernt von weichlicher Uippigkeit „und falscher Schminke sey es allein die blühende „Farbe der Gesundheit, was sie auszeichnet.„ *)

*) Majore animo aggredienda est eloquentia; quae si toto corpore valet, ungues polire et capillum componere, non existimabit ad curam suam pertinere. Ornatus et virilis et fortis et sanctus sit; nec effeminatam levitatem, et fuco ementitum colorem amet; sanguine et viribus niteat.

Zwey und zwanzigste Vorlesung.

Kritische Prüfung der Schreibart in einem Aufsatze von Addison.

Vorles. XXII.

Ich habe bisher bey dem, was Sprache und Ausdruck betrifft, um so länger verweilt, theils weil diese Lehre an sich selbst von nicht gemeiner Wichtigkeit ist, theils aber auch, weil sich dieselbe mehr auf bestimmtere Regeln zurückführen läßt, als die meisten übrigen Theile der Kunst zu schreiben. Eine kritische Zergliederung eines Aufsatzes irgend eines guten Schriftstellers wird am geschicktesten seyn, über das bisher Gesagte ein noch helleres Licht zu verbreiten. Sie wird mir Anlaß zu manchen einzelen noch unberührten Bemerkungen geben, und zugleich die Anwendbarkeit von denen zeigen, welche ich bereits im Vorhergehenden aufgestellt habe.

Der Schriftsteller, den ich zu dieser Absicht gewählt habe, ist Addison. Der Zuschauer, dessen schönste Aufsätze aus der Feder dieses Schriftstellers geflossen sind, ist ein Buch, das sich in Jedermanns Händen befindet, und dessen Werth man nicht zu sehr erheben kann. Das gesunde nüchterne Urtheil, der gute Vortrag, der Reichthum an nützlichen Lehren, und die bewunderungswürdige Ader von Witz und Laune, die das Werk allenthalben durchströmt; alles dieses sind Vorzüge, welche diese Wochenschrift zu dem Range eines klassischen

Werks

Werks erhoben haben, das unsrer Nazion selbst bey Ausländern Ehre gemacht hat. Ich habe bereits in dem Vorhergehenden den allgemeinen Charakter von Addisons Schreibart entworfen, und bemerkt, daß sie natürlich und ungezwungen, leicht und anmuthig sey, und sich überhaupt durch alle jene Reize empfehle, welche eine blühende Einbildungskraft über Werke des Geistes verbreitet. Aber bey allen diesen Schönheiten, welche den Verfasser des Zuschauers zu einem unsrer anmuthigsten Schriftsteller machen, ist er doch nicht unter diejenigen zu rechnen, welche sich durch vorzügliche Sprachrichtigkeit auszeichnen. Und dieser Umstand ist es, welcher mich bestimmt hat, seine Arbeiten zum Gegenstande einer hier anzustellenden genauern Prüfung zu machen. Die freye und fließende Manier dieses einnehmenden Schriftstellers verleitet ihn bisweilen zu kleinen Nachläßigkeiten, welche Schriftsteller, die in jeder andern Betrachtung weit unter ihm sind, durch eine geflissentlichere Aufmerksamkeit und Sorgfalt allerdings zu vermeiden gewußt haben. Ich werde also bey Entwicklung der Schönheiten, welche Addisons Aufsätze in so reichem Maße darbiethen, auch seine Fehler und Nachläßigkeiten nicht ganz aus der Acht lassen dürfen. Ohne eine freye unpartheyische Untersuchung der Fehler sowohl als der Schönheiten des Ausdrucks, würde eine Prüfung, wie die gegenwärtige, offenbar ihres Endzwecks verfehlen. Aber wenn ich schon Addisons Schreibart mit aller Freyheit und kritischen Strenge beurtheilen werde, so würde man doch sehr Unrecht haben, daraus zu schließen, als ob ich den Werth seiner Schriften herunter

Vorles. XXII.

Vorles. XXII. unter zu setzen suchte; doppelt Unrecht haben, da ich bereits an mehr als einer Stelle erklärt habe, wie sehr ich dieselben schätze. In der That sind der Schönheiten dieses Schriftstellers so viele, und der allgemeine Charakter seiner Schreibart ist zu gleicher Zeit so einnehmend und beyfallswürdig, daß die kleinen Unvollkommenheiten, welche ich hier und da bemerken werde, höchstens nur jenen Flecken in der Sonne gleichen, welche man zwar durch Hülfe der Kunst entdecken kann, die aber keinesweges die Wirkung haben, den Glanz zu verdunkeln. Auch bin ich überzeugt, daß, was Quintilian vom Cicero sagt, *) sich mit Grund auch auf unsern Verfasser anwenden läßt, und daß es in der That ein Zeichen des guten Geschmacks im Schreiben sey, wenn uns Addisons Schreibart und Manier in vorzüglichem Grade gefällt.

Das Blatt, zu dessen Zergliederung ich nun fortgehe, ist der erste von jenen berühmten Versuchen über die Ergetzungen der Einbildungskraft, **) und beginnt folgendergestalt:

Unser Gesicht ist der vollkommenste und wonnevollste unserer Sinne.

Dieser Einleitungssatz ist vortrefflich. Er zeichnet sich durch Klarheit, Bestimmtheit und Einfalt aus. Der Verfasser legt darinn mit wenigen und ungekünstelten Worten den Gedanken vor, welchen er in der Folge dieses Absatzes erläutern will. Man sollte

*) Ille se profeciſſe ſciat, cui Cicero valde placebit.

**) Im VI. Bande des Zuschauers, Num. 411. Seite 77. der Deutsch. Uibersetz.

sollte diß bey jeder Art von Eingängen beobachten. Der erste Satz einer jeden Ausarbeitung darf selten lang, und nie allzu künstlich verflochten seyn. Vorles. XXII.

Addison hätte sagen können: „Unser Gesicht „ist der vollkommenste und der wonnevollste unserer „Sinne„ — Allein er hielt es für besser, und zwar mit Recht, den Artikel hier nicht zu wiederholen. Denn diese Wiederholung ist besonders nur dann schicklich, wenn es darum zu thun ist, die aufgestellten Gegenstände, als verschieden oder einander entgegengesezt, zu bezeichnen, und des Lesers Aufmerksamkeit auf die Bemerkung dieses Verhältnisses hinzuleiten. Hätte, zum Beyspiel, Addison sagen wollen, unser Gesicht sey zugleich der wonnevolleste und der nützlichste unserer Sinne, so würde die Wiederholung des Artikels nöthig gewesen seyn; eben weil eine merkliche und auffallende Verschiedenheit angedeutet werden sollte. Aber in dem gegenwärtigen Zusammenhange war es offenbar nicht darum zu thun, einen Gegensatz zwischen „vollkommen„ und „wonnevoll„ aufzustellen: und so mußte jene Wiederholung des Artikels unterbleiben, die hier keine andere Wirkung gehabt hätte, als ein überflüßiges Wort einzuschieben. (Aber sollte nicht auch aus eben diesem Grunde die Wiederholung des Fürwortes „unser„ eine kleine Erinnerung verdienen? Die Deutlichkeit wenigstens würde nichts verlieren, wenn es hieße: „Das Gesicht ist der u. s. w.„) Der Verfasser fährt fort:

Es erfüllt die Seele mit der größten Mannigfaltigkeit der Ideen; unterhält sich mit

Vorles. XXII.

seinen Gegenständen in der weitesten Entfernung; und dauert am längsten in seiner Thätigkeit aus, ohne durch den Genuß seiner Vergnügungen ermüdet, oder gesättigt zu werden.

Diese Zeilen verdienen das Lob eines vorzüglichen Wohlklanges und einer schicklichen Anordnung. In der That besitzen sie alle Eigenschaften eines guten Redesatzes. Sie sind durchaus deutlich, und mit keinen überflüßigen oder unnöthigen Worten überladen: denn die gegen das Ende des Absatzes vorkommenden Ausdrücke, ermüdet oder gesättiget, sind keinesweges als gleichbedeutende Wörter anzusehen. Jedes drückt einen eigenen Begriff aus, und bezieht sich auf ein besonderes Glied des Perioden; jenes bezieht sich darauf, daß dieser Sinn am längsten in seiner Thätigkeit ausdauert, dieses auf den Umstand, daß der Genuß seiner Vergnügungen nicht aufhört, uns angenehm zu beschäftigen. Auch dasjenige Erfoderniß eines guten Redesatzes, welches wir die Einheit desselben nannten, wird in diesen Zeilen vollkommen beobachtet. Unser Gesicht ist der Gegenstand, von welchem sie handeln; und dieser Gegenstand bleibt von Anfang bis zu Ende herrschend, und wird uns in jedem Abschnitte des Satzes durch die Zeitwörter erfüllt — erhält — dauert, auf deren jedes er sich als gemeinschaftlicher Nominativ bezieht, vorgehalten. Eben diese Hauptworte stehen zugleich an ihrer schicklichsten Stelle; so wie sich überhaupt in dem Baue dieses ganzen Satzes diejenige Einförmigkeit zeigt, welche mit dieser Einheit des Gegenstandes am besten zusammenstimmt.

Man

Man bemerke zugleich den Wohlklang dieses Perioden, welcher aus drey Gliedern besteht, deren jedes, einer bereits in dem Vorhergehenden von uns aufgestellten Regel gemäß, auch dem Schalle nach am Umfange wächst, und sich über das Vorhergehende erhebt, bis endlich das Ganze in einem so melodiereichen Tonfalle schließt, als unsere Sprache nur immer zuläßt „ohne durch den Genuß seiner Vergnügungen ermüdet oder gesättigt zu werden.„ Dieser melodische Wohlklang ist um so glücklicher, da eben diese dem Ohre so wohlgefällige Stellung der Glieder des Perioden, auch in Beziehung auf den Verstand nicht minder richtig und schicklich ist. Sie folgt ganz der Ordnung der Natur. Erstlich wird der Mannigfaltigkeit der Gegenstände erwähnt, welche das Gesicht dem Geiste vorhält; dann der Wirkung des Gesichts auf diese Gegenstände, und zuletzt der Zeit und Dauer dieser Wirksamkeit. Gewiß die natürlichste und glücklichste Ordnung, die sich nur denken läßt. Mosel. XXII.

Aber eben diese Stelle zeichnet sich auch noch durch eine andere Art von Schönheit aus. Sie ist bildlich; aber nicht in einem höhern Grade, als es für den Inhalt schicklich ist. Es zieht sich eine Metapher längst derselben hindurch, und der Sinn des Gesichts wird gewissermaßen personifizirt. Der Verfasser zeigt ihn uns als Etwas, das sich mit gewissen Gegenständen unterhält, als Etwas, das ausdauert, ohne durch den Genuß derselben ermüdet oder gesättigt zu werden: alles Ausdrücke, welche offenbar auf menschliche Gefühle und

Vorles. XXII.

Handlungen anspielen. Die hier gewählte Personifikazion ist von jener leichtern Art, die, ohne kühn zu scheinen, und ohne die Phantasie zu sehr über ihren gewöhnlichen Zustand empor zu heben, die Rede malerisch macht, und uns die Gedanken eines Verfassers durch eine angemeßne Einkleidung abgezogner Begriffe in ein sinnliches Gewand faßlicher macht. Addison hat sich diesen Vorzug der Schreibart mehr als irgend ein anderer Schriftsteller eigen gemacht, und die vorliegende Stelle ist wirklich für seine Manier charakteristisch. Sie ist durchaus frey von allen Flecken; man müßte denn die Kleinigkeit rügen wollen, daß das (im Original) gebrauchte Beywort der Mannigfaltigkeit (the *largest* variety) sich gemeiniglich mehr auf den Umfang als auf die Anzahl bezieht, (so wie vielleicht in der Uibersetzung *) die reichste Mannigfaltigkeit noch schicklicher gewesen wäre als die größte).

Der Sinn des Gefühls kann uns freylich von Ausdehnung, Figur, und allen andern Ideen, die durch die Augen in die Seele kommen, die Farben ausgenommen, einen Be-

*) Ich muß hier ein für allemal erinnern, daß, wenn ich der Uibersetzung in einem mit ( ) bezeichneten Einschlusse gedenke, ich darunter die neueste Berliner Uibers. des Zuschauers verstanden wissen will. Denn sie ist es eigentlich, welche den gegenwärtigen Anführungen zum Grunde liegt; nur darf man dabey nicht vergessen, daß ich verschiedne Fehler, die der Englische Kunstrichter an der Urschrift rügt, erst absichtlich in dieselbe hinein tragen mußte.

Begriff geben; dabey aber ist er sehr begränzt und eingeschränkt, in seinen Operazionen auf die Zahl, Größe und Entfernung seiner einzelnen Gegenstände. Vorles. XXII.

Diese Stelle ist bey weitem nicht so glücklich ausgedrückt, als die vorhergehende. Sie hat weder die Klarheit noch die Anmuth derselben. Ausdehnung und Figur können eigentlich nicht Ideen genannt werden, sondern es sind Eigenschaften der Materie. Eben so wenig ist es selbst nach Lockischen Grundsätzen, die unsern Verfasser hier irre geführt zu haben scheinen, genau gesprochen, daß irgend ein Sinn uns einen Begriff von Ideen geben soll. Denn unsere Sinne geben uns nicht Begriffe von den Ideen, sondern geben uns die Ideen selbst. Wenigstens würde der Gedanke weit mehr Klarheit haben, wenn der Verfasser ihn folgendergestalt ausgedrückt hätte: „der Sinn des Gefühls kann uns „allerdings die Idee von Ausdehnung, von Figur, „und allen andern Beschaffenheiten der Materie ge„ben, welche durch das Auge wahrgenommen wer„den, ausgenommen die Farben u. s. w.„

Aber noch weit verwickelter ist die leztere Hälfte des Satzes. Denn was denkt man sich wohl dabey, wenn man hört, daß der Sinn des Gefühls, in seinen Operazionen auf die Zahl, Größe und Entfernung seiner einzelnen Gegenstände, sehr begränzt und eingeschränkt sey? Ganz gewiß ist jeder andere Sinn eben sowohl, als der Sinn des Gefühls, auf die Zahl, Größe und Entfernung seiner Gegenstände eingeschränkt. Gesicht und Gefühl sind einander

Verlef XXII

hierinn vollkommen gleich: denn keines von beyden kann sich weiter erstrecken, als auf seine Gegenstände. In der That ist die im Original gebrauchte Wendung des Ausdrucks dem Sinne so wenig angemessen, daß ich geneigt bin zu glauben, es sey durch ein Versehen im Drucke ein Wort herausgefallen, welches sich in der Handschrift des Verfassers befand; indem durch die Einschiebung desselben der Sinn auf einmal weit heller und verständlicher wird: ich meyne das Wort in Ansehung, so daß es folgendergestalt hieße: „der Sinn des Gefühls ist in seinen Ope„razionen (warum nicht Aeußerungen) sehr begränzt „und eingeschränkt, in Ansehung der Zahl, Größe „und Entfernung seiner besondern Gegenstände.„ Der Gedanke würde dann seyn, daß das Gefühl in dieser Rücksicht, nehmlich was seinen Umfang und die Anzahl der Gegenstände betrifft, eingeschränkter ist, als die übrigen Sinne.

Das Beywort einzeln, welches am Schlusse des Satzes bey dem Worte Gegenstände stehet, ist ein überflüßiger Zusatz, der keinen Sinn giebt. Addison scheint hier, wie es ihm in mehreren Stellen begegnet ist, einzeln (particular) mit eigenthümlich (peculiar) verwechselt zu haben. Allein diese beyden Worte, die man nur zu oft für einander gebraucht findet, sind offenbar von verschiedener Bedeutung. Das Einzelne wird dem Allgemeinen (general) entgegengesezt; das Besondere und Eigenthümliche dem, was mehreren Dingen gemein ist: jenes bezieht sich auf die Art, oder was der Logiker Species nennt; dieses auf das, was in die-

diesen Arten verschieden ist, oder den specifischen Unterschied. — Seiner besondern Gegenstände, würde also hier die Gegenstände des Gefühl-Sinnes bezeichnet haben, in wie fern sie von den Gegenständen anderer Sinne unterschieden sind, und mithin bedeutender gewesen seyn. Indessen war, genau genommen, keines von beyden Beywörtern hier nöthig, und es wäre genug gewesen, wenn es bloß geheißen hätte: „in Ansehung der Zahl, Grö„ße und Entfernung seiner Gegenstände.„ Vorles. XXII.

Unser Gesicht scheint dazu bestimmt, alle diese Mängel zu ersetzen, und läßt sich als eine zartere, feinere, ausgedehntere Art von Gefühl betrachten, das sich über eine unendliche Menge von Körpern ausbreitet, die größten Figuren umfasset, und einige der entferntesten Theile des Weltalls in unsren Berührungskreis herabbringt.

Hier zeigt sich Addisons Schreibart wieder in ihrer ganzen Schönheit. Die Stelle ist deutlich, anmuthig, schicklich geordnet, und in einem hohen Grade wohlklingend. *) Die leztere Hälfte derselben ist aus drey Gliedern zusammengesezt, welche auf eben die Weise gebaut sind, wie die Glieder des vorhergehenden zweyten Satzes, dem ich oben so viel Lob ertheilt habe; in der That ist

*) Im Deutschen hat besonders der Schluß des Periodens, durch die glückliche Wahl des Wortes herabbringt statt bringt, für Sinn und Ohr gleich viel gewonnen.

Vorles. XXII.

der Bau und die Anordnung von beyden so gleichförmig, daß, wenn sie unmittelbar auf einander gefolgt wären, man es als eine fehlerhafte Eintönigkeit würde zu betrachten gehabt haben. Aber die Einschiebung eines andern Satzes zwischen beyde kommt dieser Wirkung zuvor.

Dieser Sinn ist es, der die Einbildungskraft mit ihren Ideen versorgt; so daß ich unter den Vergnügungen der Einbildungskraft oder der Phantasie (ich werde mich bald der erstern, bald der leztern bedienen) hier diejenigen verstehe, die von sichtbaren Gegenständen entspringen, es sey nun, daß wir dieselben wirklich vor Augen haben, oder ihre Ideen durch Gemählde, Statuen, Beschreibungen, oder irgend einen ähnlichen Anlaß in uns hervorrufen.

„Dieser Sinn ist es, der die Einbildungs„kraft — versorgt:„ der Verfasser hätte kürzer sagen können, „dieser Sinn versorgt.„ Aber die von ihm gewählte Wendung des Ausdrucks war hier wirklich weit schicklicher. Man bedient sich nehmlich derselben bey der Aufstellung irgend eines wichtigen Gedanken, auf welchen man die ganze Aufmerksamkeit des Lesers gerichtet wissen will. Sie sagt gleichsam eben so viel, als das Hindeuten der Hand auf den Gegenstand, von welchem wir sprechen. Dem in der Mitte des Satzes befindlichen Einschlusse, „ich werde mich bald der erstern bald „der leztern bedienen„ fehlt es hingegen offenbar an der nöthigen Deutlichkeit; es hätte heißen sollen:

len: „ich werde mich bald des erstern bald des lez- Vorles. XXII.
„tern Ausdrucks bedienen.„ Denn das Zeitwort, bedienen, bezieht sich ja nicht auf die Vergnügungen der Einbildungskraft, sondern auf die Ausdrücke, Phantasie und Einbildungskraft, welche der Verfasser als gleichbedeutend brauchen will. „Oder irgend einen ähnlichen Anlaß„ — Gemählde oder Bildsäulen einen Anlaß zu nennen, scheint mir kein schicklicher Ausdruck zu seyn, und so auch die Redensart „Ideen durch einen Anlaß hervor„rufen„: der gewöhnliche Ausdruck, Mittel oder Hülfsmittel, würde auf alle Fälle natürlicher gewesen seyn.

Wir können freylich kein einziges Bild in der Phantasie haben, welches nicht durch das Gesicht zuerst hineingekommen wäre; aber wir haben die Macht, diese Bilder, die wir einmal empfangen haben, in die reizendsten und mannigfaltigsten Erscheinungen und Gemählde, welche sich die Einbildungskraft nur wünschen kann, zu behalten, zu verändern, zusammen zu setzen, so daß, kraft dieses Vermögens, ein Mensch in einem finstern Kerker fähig ist, sich mit Scenen und Landschaften zu unterhalten, die schöner sind, als alles, was die ganze Natur in dieser Art aufzuweisen hat.

Ich glaube erinnern zu müssen, daß sich in dem einen Gliede dieses Satzes eine fehlerhafte Nachläßigkeit, in Ansehung der grammatischen Verknüpfung der Worte, bemerken läßt. Man kann allerdings sagen: „wir haben die Gewalt, em-

Vorles. XXII.

„pfangene Bilder zu verändern und in neue Erschei„nungen zusammen zu setzen:„ aber man kann nicht sagen, „Bilder in neue Erscheinungen zu behal„ten„. Und doch ist diese Beziehung bey der von dem Verfasser gewählten Construction, der Grammatik nach, unvermeidlich; denn die drey Infinitive, behalten, verändern, zusammensetzen, beziehen sich insgesammt auf das vorstehende Wort Bilder, und es ist außerdem, was der Sinn fodert, kein Grund vorhanden, warum das folgende und das nur auf die zwey lezteren eingeschränkt werden soll. Dieses Beyspiel zeigt, wie nothwendig es ist, die Regeln der Grammatik und des Syntaxes nicht aus der Acht zu lassen: da ein so achtsamer Schriftsteller, wie Hr. Addison, sich aus Uibereilung eines Versehens dieser Art schuldig machen konnte. Uibrigens hätte sich die Construction, theils durch Trennung des Infinitivs „behalten„ von den beyden übrigen, theils auf andere Weise berichtigen lassen. Zum Beyspiel folgendergestalt: „wir haben die Macht, jene empfangenen Bilder „zu behalten, sie umzuschaffen, und in die man„nigfaltigsten Erscheinungen und Gemählde zusam„men zu setzen„ — oder noch besser: „wir haben die „Macht, diese Bilder, die wir einmal empfangen „haben, zu behalten, zu verändern, zusammen zu „setzen, und solchergestalt die reizendsten und man„nigfaltigsten Erscheinungen nach Belieben in der „Einbildungskraft hervorzubringen„. — Die lezte Hälfte des Perioden ist verständlich und untadelhaft.

Es giebt wenige Wörter in unsrer Sprache, die in einem schwankendern und unbestimmtern Sinne gebraucht würden, als jene der Phantasie und der Einbildungskraft. Vorles. XXII.

„Es giebt wenige Wörter, welche u. s. w.„ — Hier wäre es besser gewesen, wenn der Verfasser sich begnügt hätte zu sagen: „wenige Wörter unserer Sprache werden u. s. w.„ Aber Addison, dessen Schreibart sich mehr durch Freyheit und Fülle, als durch Kürze und Nachdruck auszeichnet, bedient sich fast überall dieser und ähnlicher umschreibenden Wendungen. Die hier gebrauchte ist blos dann schicklich, wenn eine Behauptung aufgestellt werden soll, die von vorzüglicher Wichtigkeit ist, oder sonst durch einen besondern Nachdruck ausgezeichnet zu werden verdient, wie diß zum Beyspiel bey den ersten Zeilen des vorigen Absatzes der Fall war. Außerdem hat man sich aller jener bloß ausfüllenden Wendungen, durch welche die Schreibart nur matt und gedehnt wird, lieber zu enthalten. — Jene der Phantasie und der Einbildungskraft„ — da hier nicht von den Vermögen der Phantasie und Einbildungskraft selbst, sondern bloß von den beyden Wörtern die Rede ist, welche dieses Vermögen bezeichnen, so sollte der Artikel weggelassen seyn. Auch das Wörtchen jene war nicht nöthig. Die Stelle hätte also bloß folgendergestalt gefaßt seyn dürfen: „wenige Ausdrücke werden bey uns in einem schwankendern und unbestimmtern Sinne gebraucht, als die Wörter „Phantasie und Einbildungskraft.

Ich

Vorles. XXII.

Ich hielt es daher für nöthig, den Begriff dieser beyden Wörter, deren ich mich in dem Zuge dieser Abhandlung sehr oft bedienen werde, zu bestimmen und festzusetzen, damit der Leser sich von dem Gegenstande, den ich abhandeln werde, immer eine richtige Idee mache.

Wenn schon bestimmen und festsetzen als gleichbedeutende Ausdrücke angesehen werden können, so läßt sich doch ein hinreichender Unterschied zwischen ihnen bemerken, und beyde scheinen hier um so glücklicher angebracht, da der Verfasser nur eben gesagt hatte, daß die Wörter, von welchen er spricht, schwankend und unbestimmt wären. Auf das erstere bezieht sich festsetzen, so wie bestimmen auf das leztere. Wir setzen dasjenige fest, was schwankend ist, und also auch Bedeutungen der Wörter, denen wir ihre eigenthümliche Stelle anweisen, damit sie nicht in unserer Einbildungskraft zwischen mehreren Vorstellungen hin und her schweben: Wir bestimmen (determine) was seinem Umfange nach unbestimmt (uncircumscribed) ist, indem wir die Gränzen angeben, oder gleichsam die Linie ziehen, innerhalb welcher sich eine gewisse Sache oder ein Ausdruck halten soll. Allein wie schicklich auch die nur erwähnten Wörter, in einer solchen Beziehung gebraucht, werden könnten, so würde doch ein mit Worten minder freygebiger Schriftsteller, als Addison, an ihrer Stelle lieber einen einzelnen und unmetaphorischen Ausdruck gewählt haben, der die Bedeutungen von

beyden

beyden in sich vereinigte. Auch ist es, genau genommen, wohl nicht der Begriff eines Wortes, sondern die Bedeutung desselben, was sich bestimmen oder festsetzen läßt. *) — „deren ich mich in dem Zuge (in the thread) dieser Abhandlung sehr oft bedienen werde.„ — Der hier unterstrichne Ausdruck ist offenbar fehlerhaft. Ich sehe wenigstens keine Ursache, warum der Verfasser diesen metaphorischen Ausdruck hier zur Unzeit einschiebt; „in der Folge dieser Abhandlung„, oder ohne allen Zusatz, „in dieser Abhandlung„, war vollkommen hinreichend. Sollte aber ja ein bildlicher Ausdruck gewählt werden, so hätte derselbe auch gehörig unterstüzt werden müssen, nehmlich durch eine andere Redensart, als das so wenig damit zusammenstimmende „bedienen.„ Immer aber ist für so gewöhnliche und einfache Begriffe der natürliche Ausdruck dem gesuchten und bildlichen vorzuziehen. Endlich bemerke ich noch, daß der Schluß dieses Satzes nichts weniger als wohlklingend ist, und sich etwa folgendergestalt verbessern ließe: „damit sich „der Leser eine richtige Vorstellung von dem Ge„genstande mache, dessen Betrachtung uns izt be„schäftigen soll.„

Ich

*) Blair's Beurtheilung dieser von ihm getadelten Ausdrücke würde treffender seyn, wenn er bemerkt hätte, daß der Verf. keinesweges leistet, was diese Ausdrücke zu versprechen scheinen. Denn erinnern, daß man zwey Wörter als gleichbedeutend brauchen will, ist ja wohl etwas anders, als den schwankenden und unbestimmten Begriff derselben bestimmen und festsetzen?

Vorles. XXII.

Ich muß ihn daher bitten, nie zu vergessen, daß ich unter den Vergnügungen der Einbildungskraft solche Vergnügungen bloß verstehe, die ursprünglich aus dem Gesichte entspringen, und daß ich diese Vergnügungen in zwey Arten abtheile.

Da der vorhergehende Satz mit einem „ich „hielt es daher für nöthig — zu bestimmen„ anfing, so verräth es Sorglosigkeit, diesen nächstfolgenden auf eine so ganz ähnliche Weise anzufangen: „ich muß ihn daher bitten, nie zu vergessen„ —; zumal da sich der Wiederholung des Beziehungswörtchens daher leicht ausweichen ließ: Addison durfte nur sagen: „Und so bitte ich ihn denn u. s. w. Auch brauche ich wohl kaum zu erinnern, daß das Adverbium bloß nicht an seiner gehörigen Stelle ist, wenn es eben daselbst heißt, „daß ich unter den Vergnügungen der Einbildungskraft solche Vergnügungen bloß verstehe„ —. Denn bloß soll ja hier nicht das Verbum „verstehen„, sondern das Adjektivum „solche„ bestimmen, und muß sich also diesem unmittelbar anschließen. Der (in der Uibersetzung befindliche) Ausdruck „ursprünglich aus dem Gesichte entspringen„ ist nicht ganz fehlerfrey; wenigstens würde es besser gewesen seyn dafür zu sagen, „die uns ursprünglich durch das „Gesicht zukommen„, oder „die wir dem Gesichte „verdanken.„

Es wird meiner Absicht am angemessensten seyn, zuvörderst von den Grundvergnügungen der Einbildungskraft zu handeln, die durch-

durchaus von solchen Gegenständen entsprin- Vorles. XXII.
gen, die wir wirklich vor Augen haben; und hierauf zweytens von jenen abgeleiteten (secondary) Vergnügungen der Einbildungskraft zu reden, welche uns die Ideen sichtbarer Gegenstände gewähren, wenn die Gegenstände selbst uns nicht wirklich vor Augen sind, sondern bloß ins Gedächtniß hervorgerufen, oder zu angenehmen Erscheinungen solcher Dinge formirt werden, die entweder abwesend oder erdichtet sind.

Es ist eine große Regel, sich bey Vorlegung der Eintheilungen, unter welchen man seinen Gegenstand abhandeln will, der möglichsten Rundung und Kürze des Ausdrucks zu befleißigen. Die Eintheilungen werden dadurch besser gefaßt, und leichter behalten. In dieser Rücksicht ist die vorstehende Addisonsche Periode nicht ganz glücklich gerathen. Weitschweifige und ohne Noth gehäufte Wendungen machen ihn merklich schleppend: „es „wird meiner Absicht am angemessensten seyn, zu„vörderst zu handeln — und zweytens von denen zu „reden, welche uns — Gegenstände gewähren, wenn „die Gegenstände selbst uns nicht wirklich vor Au„gen sind, sondern — hervorgerufen, oder zu „Erscheinungen solcher Dinge formirt werden, die „entweder abwesend oder erdichtet sind.„ Wer fühlt nicht, wie mancherley Worte sich hier ersparen ließen, und wie sehr es dem Ganzen an Rundung und gedrungenem Zusammenhange fehlt. Nicht zu erwähnen, daß der bestimmende Zusatz „welche

die

Vorles. XXII.

die Ideen gewähren„ (in der Uiberſetzung) zweydeutig iſt, und man keinesweges ſagen kann: Gegenſtände würden zu angenehmen Erſcheinungen abweſender Dinge formirt.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft, in ihrem ganzen Umfange genommen, ſind nicht ſo grob, als die Vergnügungen der Sinne, noch ſo fein und lauter, als die Vergnügungen des Verſtandes.

Dieſer Gedanke iſt deutlich und gut vorgetragen, das einzige, was ſich dagegen erinnern läßt, betrifft die (in der Uiberſetzung gewählte) Stellung der eingeſchobnen Worte „in ihrem ganzen Umfange genommen„, und die Partikel „noch„: jene würden beſſer auf „ſind„ folgen, als daß ſie ihm vorgeſezt ſind, und ſtatt dieſer muß es eigentlich heißen „aber auch nicht.„

Die leztern haben offenbar einen mehr vorzüglichen Werth, weil ſie ſich auf irgend eine neue Erkenntniß oder Vollkommenheit in der Seele des Menſchen gründen: Doch muß man geſtehen, daß die Vergnügungen der Einbildungskraft eben ſo groß und entzückend ſind als die andern.

Gleich bey den erſten Worten „einen mehr vorzüglichen Werth„, muß man ſich wundern, wie ein ſo auffallend nachläßiger Ausdruck unſerm Verfaſſer entwiſchen konnte. Ein höherer, ein größerer Werth, läßt ſich ſagen; aber nicht ein vorzüg-

liche-

licherer, oder mehr vorzüglicher: da dieses lezte Wort schon an sich selbst den Begriff des Comparativs ausdrückt. Ich bemerke ferner, daß der Sinn in der lezteren Hälfte des Satzes weder deutlich noch rein genug ausgedrückt ist — „man muß gestehen, daß die Vergnügungen der Einbildungskraft eben so groß und entzückend sind, als die andern.„ — Unmittelbar vorher hatte der Verfasser drey Dinge mit einander verglichen, die Vergnügungen der Einbildungskraft, die Vergnügungen der Sinne, und die Vergnügungen des Verstandes. Im Anfange der vorliegenden Stelle hatte er die Vergnügungen des Verstandes die leztern genannt, und nun beschließt er eben dieselbe mit der Bemerkung, daß die Vergnügungen der Einbildungskraft eben so groß und entzückend sind, „als die andern.„ Nicht zu erwähnen, daß „die andern„ keinen schicklichen Gegensatz mit den lezternn macht, bleibt es in der That zweydeutig, ob unter den sogenannten „andern„ die Vergnügungen des Verstandes oder die Vergnügungen der Sinne gemeynt werden: denn der Wortfügung nach läßt sich dieser Ausdruck auf beyde beziehen, obschon der Verfasser damit ohne Zweifel die Vergnügungen des Verstandes andeuten wollte: und so würde denn also der Gedanke ungleich deutlicher ausgedrückt seyn, wenn Addison gesagt hätte: „dennoch muß man gestehen, daß die Vergnügungen „der Einbildungskraft in Vergleichung mit den „Vergnügungen des Verstandes nicht minder groß „und entzückend sind.

Vorles. XXII.

Vorles. XXII. Eine schöne Aussicht ergezt die Seele eben so sehr, als ein mathematischer Beweis; und eine Schilderung im Homer hat mehr Leser entzückt, als ein Kapitel im Aristoteles.

Diese Zeilen setzen die vorhergehende Behauptung recht gut ins Licht, und sind auf jene glückliche und feine Weise ausgedrückt, durch welche sich Addisons Schreibart so rühmlich unterscheidet.

Uiberdem haben die Vergnügungen der Einbildungskraft noch den Vorzug vor den Vergnügungen des Verstandes, daß sie uns näher zur Hand liegen, und leichter zu erlangen sind.

Auch gegen diese Zeilen wüßte ich nichts Erhebliches einzuwenden, ausgenommen, daß es (in der Uiberseßung) statt „den Vorzug„ lieber heißen sollte, „darinn einen Vorzug„, und in „näher „zur Hand liegen„ das „zur Hand„ besser weggeblieben wäre.

Man darf nur das Auge öfnen, so tritt das Schauspiel herein.

Diese Stelle ist lebhaft und malerisch. Das lebhafte und muntre Ansehn, welches die Schreibart durch sie erhält, zeigt, wie vortheilhaft es ist, dergleichen kurze Sätze zwischen eine Reihe längerer einzuschieben. Uibrigens darf ich die kleine Nachläßigkeit nicht unbemerkt lassen, die in dem Worte hereintreten liegt. Der Schauspieler kann allerdings hereintreten; nicht aber das Schauspiel oder die Scene; diese erscheint oder stellt sich dar.

Die

Die Farben malen sich selbst in die Phantasie, ohne daß es dazu besonderer Anstrengung des Gedankens, oder Aufmerksamkeit der Seele des Betrachters bedarf. Vorles. XXII.

Auch diese Erläuterung ist nicht minder schön. Sie zeichnet sich durch jene anmuthige Blüthe der Phantasie und Schreibart aus, welche den Vergnügungen der Einbildungskraft, von denen der Verfasser hier handelt, so wohl angemessen ist. Der Ausdruck (in der Uibersetzung) ist jedoch einiger Verbesserung fähig: bey „besonderer Anstrengung„ würde ich das Wörtchen „einer„ nicht weggelassen haben: für „Anstrengung des Gedankens„ muß es heißen „Anstrengung unsrer Denkkraft„, oder „des Geistes„: das folgende Wort „Aufmerksam„keit„ erfoderte gleichfalls einen Artikel, oder ähnlichen Zusatz, theils weil es von einem anderen Geschlechte ist, als das vorhergehende Wort, theils um zu bezeichnen, daß es als Genitiv mit Anstrengung zusammenhängt: der unschicklichen Häufung mehrerer Genitive in den Worten „der Aufmerksamkeit der Seele des Betrachters„ ließe sich dadurch ausweichen, daß man statt „des Betrachters„ sagte: „von Seiten des Betrachters„. Alles dieses zusammen genommen, würde die Stelle besser so gelautet haben: „die Farben malen sich selbst in „die Phantasie, ohne daß es dazu einer besondern „Anstrengung des Geistes, oder einer gespannteren „Aufmerksamkeit der Seele von Seiten des Betrachters bedarf.„

Vorles. XXII.

Wir werden, ohne zu wissen wie, von der Symmetrie irgend eines Dinges, das wir sehen, frappirt, und stimmen augenblicklich in die Schönheit einer Sache ein, ohne alle vorhergehende Untersuchung der besondern Ursachen und Veranlassungen derselben.

Diese Stelle steht der vorhergehenden in Ansehung des Ausdrucks weit nach. Daß „frappirt„ (in der Uibersetzung) sich hier mit dem Deutschen Worte „gerührt„ hätte vertauschen lassen, ist eine Kleinigkeit; auf die man jedoch in einer Stammsprache, wie die Deutsche, doppelt aufmerksam zu seyn Ursache hat. „In die Schönheit eines Ge„genstandes einstimmen„, wie es bey Addison heißt, ist offenbar ein zu gesuchter Ausdruck. Man kann in die Wahrheit einer Behauptung einstimmen, nicht aber in den Eindruck eines Gefühls; „wir fühlen ein augenblickliches Wohlgefallen„ würde daher dem Sinne angemeßner gewesen seyn: — „ohne alle vorhergehende Untersuchung der be„sondern Ursachen und Veranlassungen derse„ben.„ — Kürzer und wohlklingender: „ohne erst lange die Ursachen derselben zu untersuchen;„ übrigens muß es im Vorhergehenden statt Sache Gegenstand heißen, damit das Fürwort derselben nicht zweydeutig wird, wie es im Englischen der Fall ist.

Ein Mensch von gebildeter und verfeinerter Einbildungskraft hat Empfänglichkeit für unzählige Vergnügungen, deren der gemeine Haufen nicht fähig ist.

Außer, daß „gebildet und verfeinert„ Ausdrücke sind, die eigentlich mehr von den Sitten und dem Betragen eines Menschen gebraucht werden, als von der Beschaffenheit seines Geistes und seiner Einbildungskraft, wüßte ich hier nichts zu erinnern.

Er kann sich mit einem Gemählde unterhalten, und findet in einer Statue einen angenehmen Gesellschafter. Er empfängt eine geheime Erquickung von einer poetischen Schilderung, und empfindet oft größere Freude in einer Aussicht auf Felder und Wiesen, als ein andrer in Besiz derselben. Sie giebt ihm, in Wahrheit, eine Art von Eigenthum an allem, was er sieht, und macht selbst die rohesten, wildesten Theile der Natur seinem Vergnügen dienstbar: so daß er die Welt, so zu sagen, in einem andern Lichte betrachtet, und unzählige Schönheiten und Reize in ihr entdeckt, welche sich vor den Augen des großen Haufens verstecken.

Diese Stelle ist vortreflich. Die Gedanken sind glücklich gewählt, und der Ausdruck fließt mit eben so viel Leichtigkeit als Wohlklange dahin. Nirgends zeigt sich Mühsamkeit, zeigt sich eine Spur von steifem oder gezwungenem Wesen; man erblickt durchaus einen Schriftsteller, dem eine heitre und gefällige Einbildungskraft Gedanken und Ausdruck freywillig darbiethet. Dieser unverkennbare Vorzug der Addisonschen Schreibart hält Leser von Geschmack mehr als schadlos für alle jene kleine Nachläßig-

Vorles. XXII.

läßigkeiten, deren Bemerkung wir uns izt nun einmal zum Geschäft gemacht haben. Ich finde in der gegenwärtigen Stelle nur zwey dergleichen zu bemerken. Die erste liegt in den Worten: „Sie „giebt ihm, in Wahrheit, eine Art von Eigen„thum„ — wo man eigentlich nicht weiß, auf was man dieses sie zu beziehen hat. Man muß drey Perioden zurück gehen, um endlich in dem Anfange dieses Absatzes das Substantivum zu finden, zu welchem dieses sie aller Wahrscheinlichkeit nach gehört, nehmlich Einbildungskraft, und auch da ist es nicht einmal das Hauptwort, sondern hängt von einem andern ab, indem es dort heißt: „ein „Mann von ausgebildeter Einbildungskraft.„ *) Die zweyte Spur von Nachläßigkeit finde ich gegen das Ende des Perioden in den Worten: „so „daß er die Welt, so zu sagen, in einem andern „Lichte betrachtet.„ — Unter einem andern Lichte versteht Hr. Addison ein Licht, das von demjenigen verschieden ist, in welchem andere Menschen die Welt erblicken; aber wenn schon der Verfasser sich dieses dabey dachte, indem er es niederschrieb, so kann doch der Leser darüber zweifelhaft seyn. Jeder Schriftsteller von lebhafter Einbildungskraft ist in Gefahr, daß ihm dergleichen schielende Ausdrücke entschlüpfen, die sich aber auch eben so leicht bey einer wiederholten prüfenden Uli-

*) Mich dünkt dieses „sie„ (it) geht nicht auf das allzu entfernte Wort Einbildungskraft, sondern auf das unmittelbar vorhergehende „Freude„. Aber auch dann hätte es heißen sollen, „diese Freude„ u. s. w.

versicht berichtigen lassen. — Das eben daselbst eingeschobene „so zu sagen„ ist meistentheils ein eben so schleppender als unnützer Anhang fehlerhafter Metaphern; in der gegenwärtigen Stelle war zu diesem Zusatze um so weniger Anlaß, indem nichts da ist, was irgend einer Milderungsformel dieser Art bedürfen könnte. Uiberhaupt, dünkt mich, hätte diese ganze lezte Stelle von den Worten an „so daß er die Welt u. s. w.„ wegbleiben können, ohne im geringsten vermißt zu werden. Sie ist bloß eine unnöthige Wiederholung von dem, was schon gesagt war, und ein matter, langweiliger Zusatz zu dem vorherstehenden lebhaften Gemählde von den Vergnügungen der Einbildungskraft. Der Absatz hätte mit weit mehr Geist und Schicklichkeit bey den unmittelbar vorhergehenden Worten, „macht selbst die rohesten, wildesten Theile der Natur seinem Vergnügen dienstbar„ — schließen können.

Es giebt freylich nur wenige Menschen, welche wissen, wie man müßig, und doch unschuldig seyn, oder einen Geschmack an Vergnügungen finden könne, die nicht strafbar sind; jeden ihrer Zeitvertreibe machen sie sich auf Kosten irgend einer Tugend, und ihren ersten Schritt aus Geschäften thun sie in Laster oder Thorheit.

Nichts kann anmuthiger und feiner gewandt seyn, als diese Stelle, die sich durch einen hohen Grad von Klarheit, Rundung und Wohlklang auszeichnet. Man kann beynahe kein einziges Wort

Merkel. XXII.

verändern, keines der Glieder, aus welchen sie bestehet, versetzen, ohne einen Theil ihres Reizes zu zerstören. In der That wüßte ich wenig Sätze, welche glücklicher gefaßt, und durchaus schöner ausgeführt wären, als der gegenwärtige. (Um dieses Lob, welches der Verfasser den vorstehenden Addisonschen Zeilen beylegt, auch auf die Deutsche Uibersetzung anwendbar zu machen, glaube ich folgende kleine Veränderung derselben vorschlagen zu müssen: in den Worten „Geschmack an Vergnügungen finden könne„ verwandle man das könne in kann, und drücke den Nachsatz lieber folgendergestalt aus: „jeder Zeitvertreib, den sie sich machen, „ist auf Kosten irgend einer Tugend angelegt, und „ihr erster Schritt aus dem Zwange der Geschäfte „führt sie der Thorheit oder dem Laster zu.„ Außer der schärfern Rundung des Ausdrucks, dünkt mich die Stelle besonders an Wohlklange gewonnen zu haben; wenigstens machte die Menge auf einander folgender Trochäen „jeden ihrer Zeitvertreibe machen„ und so auch am Ende „thun sie — „Laster oder Thorheit„ den Gang des Perioden allzu einförmig und schleppend.)

Man sollte sich daher bemühen, die Sphäre seiner Vergnügungen so weit, als möglich, zu machen, damit man sich ohne Gefahr ihnen überlassen, und eine solche Erholung in ihnen finden könne, deren ein Weiser sich nicht schämen darf.

(Auch diese Stelle, gegen welche Hr. Blair in der Urschrift nichts zu erinnern findet, läßt in der

der Uiberſetzung noch einige kleine Berichtigungen zu, und würde ſo lauten: „ein jeder ſollte ſich da- „her bemühen, den Kreis ſeiner unſchuldigen Ver- „gnügungen ſo ſehr als möglich zu erweitern, da- „mit er ſich mit Sicherheit in denſelben zurückzie- „hen, und daſelbſt ſolche Freuden und Erholun- „gen finden könne, denen ſich ein Weiſer ohne zu „erröthen überlaſſen darf„.

Von dieſer Art nun ſind Vergnügungen der Einbildungskraft, die keine ſo große Anſtrengung der Seele erfodern, als zu unſern ernſthaftern Geſchäften nothwendig iſt, und doch zugleich die Seele nicht in die Nachläſſigkeit und Erſchlaffung verſinken laſſen, welche unſre ſinnlichern Vergnügungen zu begleiten pflegen, ſondern, gleich einer gelinden Bewegung für die Seelenkräfte, ſie aus Trägheit und Unthätigkeit wecken, ohne ihnen große Arbeit oder Schwürigkeit zu machen.

Der Anfang dieſer Zeilen iſt nicht ganz fehlerfrey, ſondern ein Beyſpiel eines mit dem Vorhergehenden zu ſchwach verknüpften Satzes. Denn wenn es heißt: „von dieſer Art ſind die Vergnügungen der Einbildungskraft„, ſo kann der Leſer fragen: von welcher Art? Es war ja nicht die Abſicht des vorhergehenden Perioden geweſen, die Natur irgend einer Art von Vergnügungen zu beſchreiben. Der Verfaſſer hatte geſagt, es ſey eine Art von Pflicht für den Menſchen, den Kreis ſeiner unſchuldigen Vergnügungen ſo ſehr als möglich zu erweitern, damit er in dieſem Kreiſe einen

Vorles. XXII. sichern Ruheplatz, und anständige Erholungen finden könne. Es fehlt also dem Uibergange an Bündigkeit der Verknüpfung, wenn der nächste Satz anfängt: „Von dieser Art sind die Vergnügungen der Einbildungskraft.„ Dieser Uibelstand war leicht zu vermeiden. Der Verfasser durfte nur den Hauptgedanken der vorhergehenden Stelle mehr im Gesichte behalten, und in Beziehung darauf sagen: „diesen Vortheil gewähren uns„ oder „diese Erholung genießen wir mittelst der „Freuden der Einbildungskraft u. s. w.„ Der übrige Theil dieser Zeilen ist den Gesetzen der guten Schreibart vollkommen gemäß.

Man kann noch hinzufügen, daß die Vergnügungen der Einbildungskraft der Gesundheit zuträglicher sind, als die Vergnügungen des Verstandes, die durch mühsames Nachdenken hervorgebracht werden, und mit einer gar zu starken Anstrengung des Gehirns verknüpft sind.

Diese Zeilen enthalten nichts, was einer Erinnerung bedürfte.

Angenehme Scenen, es sey in der Natur, in der Malerey, oder in der Poesie, haben einen wohlthätigen Einfluß auf den Körper sowohl, als auf die Seele, und dienen nicht nur, die Einbildungskraft zu erheitern und zu beleben, sondern sind auch sehr geschickt, Gram und Melancholie zu zerstreuen, und die Lebensgeister in eine annehmliche er-

gesetzende Bewegung zu setzen. Aus diesem Grunde hat Bakon, in seinem Traktat über die Gesundheit, es für dienlich gefunden, seinem Leser ein Gedicht, oder eine schöne Aussicht zu verordnen, indem er ihm alle verwickelte und subtile Untersuchungen ausdrücklich widerräth, und ihm solche Studien anpreiset, welche die Seele mit glänzenden und erhabnen Gegenständen erfüllen, als Geschichten, Fabeln und Betrachtungen der Natur.

In dem leztern dieser beyden Sätze, ist ein Glied des Perioden aus seiner gehörigen Stelle gerückt, wodurch das Ganze merklich an Bündigkeit und schicklichem Zusammenhange verliert. Das verschobene Glied, welches ich meyne, sind die Worte „indem er ihm alle verwickelte und subtile „Untersuchungen ausdrücklich widerräth.„ — Diese Worte sollten nehmlich keinesweges hier, sondern weiter oben stehn, und die Stelle so lauten: „Aus „diesem Grunde hat Bakon in seinem Traktat über „die Gesundheit, wo er dem Leser ausdrücklich alle „verwickelte und subtile (besser: spitzfindige) Unter„suchungen widerräth, für dienlich gefunden, ihm „u. s. w.„ (Uibrigens hat der Uibersetzer sich in dieser Stelle ohne Noth einer Menge ausländischer Wörter bedient, für die es keinesweges an gleichbedeutenden einheimischen fehlt. Wenigstens sehe ich keinen Grund, warum Scenen, Melancholie, Traktat, subtil, Studien vorzüglicher seyn sollten, als Darstellungen, Trübsinn, Abhandlung, spitzfindig, Geistesbeschäftigungen?)

Ich

Vorles. XXII.

Ich habe in diesem Blatte, als einer Art von Einleitung, den Begriff derjenigen Vergnügungen der Einbildungskraft festgesezt, die der Gegenstand meines Unternehmens sind, und durch verschiedene Betrachtungen meinen Lesern diese Vergnügungen zu empfehlen gesucht. Im folgenden Stücke werde ich die verschiednen Quellen untersuchen, woraus (aus welchen) diese Vergnügungen entspringen.

Diese beyden den Aufsatz beschliessenden Stellen sind ein gutes Beyspiel von der schicklichen Stellung einzelner nähern Bestimmungen in einem Perioden. Ich habe in dem Vorigen gezeigt, daß es oft keine leichte Sache ist, dergleichen Nebenbestimmungen so zu stellen, daß der Hauptgedanke des Satzes nicht dadurch verdunkelt wird. In den hier angeführten Zeilen kommen mehrere dergleichen Nebenumstände vor: — „als eine Art „von Einleitung„ — „durch verschiedene Betrachtungen„ — „in diesem Blatte — in dem nächsten Blatte„ — welchen der Verfasser insgesammt ihre schicklichste Stelle angewiesen hat. Man darf nur den Versuch einer Aendrung machen, um sich zu überzeugen, daß jene Einschaltungen sich nirgends so vortheilhaft ausnehmen, als eben in der hier gewählten Ordnung.

Drey und zwanzigste Vorlesung. *)

Uiber Beredsamkeit oder öffentliche Vorträge — Geschichte der Beredsamkeit — Griechische Beredsamkeit — Demosthenes.

Nach Endigung desjenigen Theiles unserer Anleitung, der es mit Sprache und Schreibart zu thun hatte, steigen wir izt einen Schritt höher, und wenden uns zur Betrachtung der Gegen- Vorles. XXIII.

*) Zwischen dieser und der vorhergehenden Vorlesung befinden sich in der Urschrift noch zwey andere, die mit der zwey und zwanzigsten durchaus von gleichem Inhalte sind, und außer der Fortsetzung der dort angefangenen Beurtheilung der Addisonschen Aufsätze, über die Vergnügungen der Einbildungskraft, eine ähnliche Zergliederung eines Briefes von Swift, über die Verbesserung der Englischen Sprache, enthalten. Da die Uibersetzung von Stellen dieser Art nicht bloß mühsam, sondern wegen der Verschiedenheit des Genies der Sprachen großentheils unfruchtbar ist, so glaubte ich diesen beyden Vorlesungen ein Paar andere unterlegen zu müssen, die eine in gleicher Absicht unternommene Prüfung Deutscher Schriftsteller enthalten sollten. Ich hatte hierzu Stücke aus Abt und Winkelmann erwählt, Männer, deren Schreibart, bey allen ihren anerkannten Vorzügen, der Kritik so beträchtliche Blößen giebt, und war mit dieser Prüfung schon beys

Vorles. XXIII.

genstände, mit welchen sich die Schreibart beschäftiget. Ich mache den Anfang mit dem, was man Beredsamkeit oder öffentliche Vorträge zu nennen pflegt. Die verschiedenen Arten und Gegenstände öffentlicher Vorträge; die Behandlung, welche ein jeder derselben erfodert; die schickliche Eintheilung und Anordnung der mannigfaltigen Theile einer kunstmäßigen Rede, und endlich die Erfodernisse, die man bey der wirklichen Haltung derselben zu beobachten hat; alles dieses verdient eine nähere Auseinandersetzung. Ehe wir aber hierzu schreiten, wird es schicklich seyn, einige Betrachtungen über die Beschaffenheit der Beredsamkeit überhaupt, und über die Schicksale, welche sie in verschiedenen Zeitaltern und Ländern erfahren hat, voraus zu schicken. Diß wird uns zu manchen einzelnen Erörterungen führen, die ich um so weniger für überflüßig halte, je wichtiger es überhaupt bey jeder Kunst ist, von richtigen Begriffen über dieselbe, über den Endzweck, welchen sie sich vorsetzt,

beynahe zu Ende, als ich mich immer mehr und mehr überzeugte, daß dergleichen Zergliederungen, wie nützlich sie auch immer bey dem besondern Unterrichte sind, doch im Lesen nur zu leicht einen Anstrich von spitzfindiger Kleinfügigkeit erhalten, der den Untersuchungen über Sprachgegenstände so oft von denen zum Vorwurf gemacht wird, deren Schreibart sich gemeiniglich durch nichts, als eine Menge kleiner Nachläßigkeiten dieser Art auszeichnet. Allenfalls können, wenn es gewünscht würde, diese Proben in der Reihe der dem Schlusse des Werkes vorbehaltnen Zusätze noch einen Platz bekommen.

setzt, und den Fortschritten, welche sie bey verschiedenen Völkern gemacht hat, auszugehen.

Was besonders die Beredsamkeit betrifft, so ist es um so nöthiger, einen gehörigen Begriff von derselben festzusetzen, da es vielleicht keinen Gegenstand giebt, von dem man sich falschere Vorstellungen zu machen gewohnt ist. Daher kommt es denn, daß diese Kunst, sowohl ehemals als selbst noch heut zu Tage, nicht selten in einem sehr zweydeutigen Ruf gestanden hat. So mancher gute Mann, der von Beredsamkeit sprechen, und dieselbe loben hört, kann sich keinesweges entschließen, in dieses Lob einzustimmen. Er bildet sich ein, Beredsamkeit sey bloß ein Inbegriff gewisser trügerischer Künste, oder mit andern Worten, die Kunst, schwachen Beweisgründen einen täuschenden Anstrich zu geben, kurz, so zu sprechen, wie es etwa den Ohren des Zuhörers das meiste Vergnügen macht: „Gebt mir gesunde Gedanken, sagt er, „und behaltet eure Beredsamkeit für Kinder.„ Der Mann würde Recht haben, wenn Beredsamkeit nichts wäre, als was er sich bey diesem Worte denkt. Sie wäre dann in der That eine sehr verächtliche, und der Aufmerksamkeit weiser und guter Menschen durchaus unwürdige Kunst. Aber nichts kann weiter von der Wahrheit entfernet seyn. Wahrhaft beredt seyn, heißt nichts anders, als zweckmäßig sprechen; denn die beste Erklärung, die sich von der Beredsamkeit geben läßt, ist: daß sie die Kunst ist, auf eine solche Weise zu reden, welche uns den Endzweck, um dessenwillen wir

spre-

Vorles. XXIII. sprechen, am sichersten erreichen läßt. Ein jeder, welcher spricht oder schreibt, hat offenbar einen gewissen Endzweck vor Augen; er will entweder belehren, oder unterhalten, oder überreden, kurz, er will so oder anders auf seine Mitgeschöpfe wirken. Derjenige nun, welcher so spricht oder schreibt, daß alle seine Worte diese seine Absicht auf das wirksamste befördern, ist im höchsten Grade beredt. Der Gegenstand sey also, welcher er will, immer ist dabey Raum für die Beredsamkeit; in der Geschichte, ja selbst in der Philosophie sowohl, als in den eigentlich sogenannten Reden. Die Erklärung, die ich hier von der Beredsamkeit gegeben habe, begreift alle Arten derselben in sich, sie mögen nun zunächst auf Belehrung, Uiberredung, oder Unterhaltung angelegt seyn. Da indeß der wichtigste Gegenstand der Rede Handlung oder Betragen ist, so zeigt sich die Kraft der Beredsamkeit am meisten da, wo es darauf ankommt, das Betragen zu leiten, und zum Handeln zu überreden. Auch geschah es besonders in Beziehung auf diesen Endzweck, daß man die Beredsamkeit zu einer Kunst erhob. Daher also die bekannte Erklärung, die Beredsamkeit sey die Kunst zu überreden.

Diß vorausgesetzt, ergeben sich von selbst verschiedene Folgerungen, welche uns die Hauptgrundsätze dieser Kunst aufschließen. Man sieht leicht ein, daß die wesentlichsten Erfodernisse der Uiberredung keine andern sind, als gründliche Beweise, faßliche Darstellungsart, hervorleuchtende Rechtschaffenheit auf Seiten des Redners, verbun-

den

den mit solchen Annehmlichkeiten des Ausdrucks und wörtlichen Vortrages, die am geschicktesten sind, dem, was er zu sagen hat, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erwerben. Richtige Gedanken sind also die Grundlage von allen. Ohne sie kann Niemand wahrhaft beredt seyn: denn ein Thor kann nur Thoren überreden. Um Männer von Einsicht zu überreden, muß man dieselben erst überzeugen; und diß kann nur dadurch geschehen, daß man ihrem Verstande die Vernunftmäßigkeit der in Vorschlag gebrachten Sache einleuchtend macht. Vorles. XXIII.

Es sey mir bey dieser Gelegenheit erlaubt zu bemerken, daß Uiberzeugen und Uiberreden, ob man sie schon bisweilen zu verwechseln pflegt, genau betrachtet ganz verschiedene Dinge sind, deren Unterscheidung wir hier nicht aus der Acht lassen dürfen. Uiberzeugung geht bloß den Verstand an, Uiberredung den Willen und das Thun. Es ist das Geschäft des Philosophen, mich von der Wahrheit zu überzeugen; es ist das Geschäft des Redners, mich zu überreden ihr gemäß zu handeln, indem er meine Neigung auf die Seite derselben zu lenken sucht. Uiberzeugung und Uiberredung gehen also nicht immer und ohne Ausnahme einander zur Seite. Freylich sollten sie es, und würden es auch, wenn unsere Neigung jedesmal den Aussprüchen des Verstandes genau folgte. Aber bey der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer Natur kann Jemand überzeugt seyn, daß Tugend, Gerechtigkeit, Beförderung des allgemeinen Besten u. s. w. lobenswürdig sind; ohne sich jedoch überredet zu

Vorles. XXIII. fühlen, den Grundsätzen derselben gemäß zu handeln. Unsere Neigung kann widerstreben, wenn schon der Verstand befriediget ist; und die Leidenschaften erhalten das Uibergewicht über die Vernunft. Uiberzeugung bleibt indessen immer einer der Wege zu unserer Neigung oder zu unserem Herzen, und sie ist daher auch dasjenige, zu dessen Gewinnung der Redner zuvörderst seine Kräfte anzuwenden hat: denn keine Uiberredung ist leicht dauerhaft, bey welcher nicht die Uiberzeugung zum Grunde liegt. Aber um wirklich zu überreden, muß der Redner nicht bey der bloßen Uiberzeugung stehen bleiben; er muß den Menschen als ein Geschöpf betrachten, das durch mannigfaltige Triebfedern in Bewegung gesezt wird, und auf diese insgesamt zu wirken suchen. Er muß also Empfindung und Leidenschaften in das Spiel ziehen; muß für die Einbildungskraft mahlen, und das Herz rühren. Man sieht hieraus, warum außer der gründlichen Beschaffenheit der Beweise und einem lichtvollen Vortrage, auch noch alle jene einnehmenden und anziehenden Künste sowohl des schriftstellerischen Ausdruckes als des äußerlichen Vortrages zu dem Begriffe der Beredsamkeit hinzu kommen.

Man kann vielleicht hierinn einen Einwurf gegen die Beredsamkeit finden, und sie als eine Kunst betrachten, die sich eben sowohl brauchen läßt, uns zum Bösen zu überreden, als zum Guten. Das leztere ist allerdings wahr, gilt aber nicht bloß von der Beredsamkeit, sondern auch von der Vernunft selbst, der man sich sowohl als jener bedie-

bedienen kann, und nur zu oft wirklich bedient hat, die Menschen zum Irrthum zu leiten. Aber wird es wohl Jemanden einfallen, dieses als einen Grund gegen den Anbau unserer denkenden Fähigkeiten anzuführen? Vernunft, Beredsamkeit, und überhaupt jede Kunst, mit der sich die Menschen nur jemals beschäftigt haben, sind dem Mißbrauche unterworfen, und können unter den Händen schlechter Menschen gefährlich werden: allein es wäre im höchsten Grade abgeschmackt, zu behaupten, daß man darum auf alle diese Dinge Verzicht thun müsse. Man gebe der Wahrheit und der Tugend dieselben Waffen, welche man dem Laster und dem Irrthume giebt, und die ersteren werden sicher die Oberhand gewinnen. Die Beredsamkeit ist keine Erfindung der Schulen. Die Natur lehrt jeden Menschen beredt seyn, so oft er mit lebhafter Theilnehmung spricht. Man setze Jemanden in irgend eine kritische Lage, lasse irgend etwas, das ihn nahe angeht, auf dem Spiele stehen; und man wird sehen, daß er die wirksamsten Mittel der Ueberredung zu finden weiß. Die Redekunst hat keinen andern Endzweck, als denselben Weg zu verfolgen, den die Natur selbst den Menschen zuerst gewiesen hat. Je genauer dieser Weg verfolgt, je mehr die Beredsamkeit gehörig studiert wird, um so mehr Sicherheit gewinnen wir gegen den Mißbrauch, dessen sich schlechte Menschen in Ansehung derselben schuldig gemacht haben, und desto besser sind wir im Stande, wahre Beredsamkeit von den Künsten der Sophisterey zu unterscheiden.

Vorles. XXIII.

Es lassen sich drey Arten oder Stufen der Beredsamkeit bemerken. Die erste und niedrigste ist diejenige, wo es bloß darum zu thun ist, dem Zuhörer zu gefallen. Von dieser Beschaffenheit ist die Beredsamkeit, welche bey Lobreden, feyerlichen Einweihungsreden, Anreden an Große oder berühmte Männer, und bey andern ähnlichen Gelegenheiten Statt findet. Diese sogenannten Ehrenreden, in denen es hauptsächlich auf Verschönerung angelegt ist, sind immer nicht ganz zu verwerfen. Sie können den Geist auf eine unschuldige Art vergnügen und unterhalten, auch zu gleicher Zeit mit manchen nützlichen Gedanken durchwebt seyn. Indessen ist nicht zu läugnen, daß, wenn der Redner keinen andern Endzweck hat, als bloß zu schimmern und zu gefallen, die Kunst nur gar zu leicht in Praleren ausartet, und Gedanken und Ausdruck gleich schlaff und langweilig werden.

Eine zweyte und höhere Stufe der Beredsamkeit ist die, wo der Redner nicht bloß gefallen, sondern auch unterrichten, belehren, überzeugen will. Seine Kunst zeigt sich hier besonders in der Wegräumung von Vorurtheilen sowohl gegen sich selbst, als gegen die Sache, die er vertritt; in der Wahl der schicklichsten Beweisgründe, der nachdrucksvollsten Darlegung, der bündigsten Verknüpfung, der angemessensten und gefälligsten Einkleidung derselben; kurz in der Art, wie er uns geneigt macht, die Sache von der Seite und aus demjenigen Gesichtspunkte anzusehen, zu welchem er uns hinleiten will. Und diß ist denn nun besonders der Gegenstand der gerichtlichen Beredsamkeit.

Aber

Aber es giebt noch einen dritten und höhern Grad der Beredsamkeit, welcher eine noch mächtigere Gewalt über den menschlichen Geist ausübt. Der Zuhörer wird hier nicht bloß überzeugt, sondern zur lebhaftesten Theilnehmung erweckt, und gleichsam mit dem Redner fortgerissen; unsere Leidenschaften folgen durchaus dem Zuge der seinigen; sie stimmen in alle seine Gefühle ein; wir lieben, wir hassen, wir zürnen, je nachdem es ihm gefällt uns diese oder jene Regung einzuflößen; wir sind auf seinen Wink bereit, mit Wärme und Nachdruck Entschließungen zu fassen, oder zu Handlungen zu schreiten. Die Volksversammlungen und die leidenschaftlichen Vorträge, zu welchen dieselben Anlaß geben, sind ohne Zweifel das Feld, in welchem sich diese Gattung von Beredsamkeit in ihrem schönsten Glanze zeigen kann; aber auch die geistlichen Rednerstühle schließen dieselbe nicht ganz aus. Vorles. XXIII.

Ich muß hier die Bemerkung machen, und diese Bemerkung ist von Wichtigkeit, daß die höhere Beredsamkeit, deren ich izt erwähnt habe, jederzeit die Wirkung der Leidenschaft ist. Ich verstehe unter Leidenschaft denjenigen Zustand der Seele, in welchem sie von irgend einem ihr wichtigen Gegenstande belebt und gleichsam entflammt wird. Man kann durch bloße Vernunftgründe andere überzeugen, ja sogar zum Handeln überreden. Aber derjenige Grad der Beredsamkeit, welcher die Bewunderung der Menschen erregt, und demjenigen, der sie besizt, eigentlich den Namen

Vorles. XXIII. eines Redners erwirbt, findet nie ohne leidenschaftliche Wärme Statt. Wärme dieser Art, wenn sie lebhaft genug ist die Seele aufzuregen und zu begeistern, jedoch ohne sie gleichsam aus sich selbst herauszuwerfen, ist immer für die Erhöhung der menschlichen Kräfte ungemein vortheilhaft. Sie verleihet der Seele ein ungleich höheres Maß von Einsicht, Scharfsinn, Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit, als ihr in ruhigern Augenblicken eigen ist. Der Mann, der von einem starken Gefühle in Bewegung gesezt wird, zeigt sich in dergleichen Augenblicken viel größer, als gewöhnlich. Er ist sich eines größern Antheils von Stärke und Kraft bewußt; er äußert erhabnere Gesinnungen, faßt höhere Entwürfe, und führt sie mit einem Glücke und einem Muthe aus, den er sich unter andern Umständen gar nicht zugetraut haben würde. Besonders aber zeigt sich diese Kraft der Leidenschaft in dem, was die Uiberredung betrifft. Fast jeder Mensch ist beredt, sobald er sich in einem leidenschaftlichen Zustande befindet; er ist keinesweges um Worte oder Gedanken verlegen. Die lebhaften Empfindungen, von denen er durchdrungen ist, theilen sich andern durch eine Art von ansteckender Sympathie mit, selbst seine Blicke und Gebehrden gebieten Uiberzeugung, und die Natur zeigt sich hier ungleich über alle Kunst erhaben. Dieses ist zugleich der Grund der eben so wahren, als bekannten Bemerkung: „Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi.„

Aus der Bemerkung, daß die höhere Beredsamkeit überhaupt, von Leidenschaften beseelt seyn

muß, lassen sich verschiedene nicht unbedeutende Folgerungen herleiten, deren Erwähnung jenen Hauptgrundsatz selbst nur noch mehr bestätigen wird. Aus ihm also erklärt sich jene allgemein anerkannte Wirkung des Enthusiasmus und jeder Art von Wärme des Redners auf die Gemüther der Zuhörer. Aus ihm die Unverträglichkeit geflissentlicher Deklamazion und müßiger Verzierungen des Ausdrucks, welche von einer kalten und theilnehmungslosen Seele zeugen, mit den Endzwecken wahrer Beredsamkeit. Daher sind alle gesuchte Künsteleyen in Gebehrden und Aussprache dem von dem Redner hervorzubringenden Eindrucke so äußerst nachtheilig. Daher kommt es, daß eine Rede, welche man lißt, uns weniger rührt, als wenn wir sie mündlich vorgetragen hören; weil sie nehmlich im erstern Falle nicht mehr so ganz aus dem Herzen zu fließen scheint. Daher ist es einerley, ob man von einem Redner sagt, es fehle ihm an Empfindung, oder es fehle ihm an Beredsamkeit. Daher kommt es, daß der Zweifelmüthige, der immer in Ungewißheit schwebt, und von nichts stark gerührt wird, und so auch der Verschlagene und Lohnsüchtige, von dem man vermuthet, daß er bloß den Schein der Empfindung annimmt, bey öffentlichen Vorträgen so wenig Gewalt über die Gemüther der Menschen behauptet. Daher endlich die Nothwendigkeit, in jedem Falle, wo es auf Uiberredung ankommt, wahrhaft theilnehmnnd und uneigennützig zu seyn oder doch wenigstens dafür gehalten zu werden.

Vorles. XXIII.

Vorles. XXIII.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, wird es einleuchtend, welch' eine hohe und für die Gesellschaft äußerst wichtige Gabe die Beredsamkeit ist; und daß sie eben sowohl natürliche Anlage, als Unterstützung von Seiten der Kunst erfodert. Als Kunst der Uiberredung betrachtet, erfodert sie in ihren niedrigsten Stufen einen gesunden Verstand und nicht gemeine Bekanntschaft mit der menschlichen Natur; in ihrer höhern Graden aber noch über dieses eine ausgezeichnete Empfänglichkeit der Seele für höhere Gefühle, eine warme und lebhafte Einbildungskraft, verbunden mit richtiger Beurtheilung, und einer ausgebreiteten Herrschaft über die Sprache, wozu noch die Annehmlichkeiten des mündlichen Vortrages und eines angemessenen Gebehrdenspieles hinzukommen müssen.

Laßt uns izt weiter gehen, und den Zustand betrachten, in welchem sich die Beredsamkeit in verschiedenen Zeiten, und bey verschiedenen Völkern befunden hat.

Mehrere Schriftsteller haben die Bemerkung gemacht, daß man nur in freyen Staaten Beredsamkeit erwarten dürfe. Eine sehr schöne Ausführung dieser Bemerkung findet sich unter andern im Longin, am Ende seiner Abhandlung über das Erhabene, wo er die Ursache angeben will, warum sich in dem Zeitalter, in welchem er lebte, so wenig Erhabenheit des Genies zeige. Nach seiner Bemerkung ist Freyheit die Pflegerinn des ächten Genies; sie belebt und erhöhet der Geist und die Hofnungen der Menschen; erregt einen rühmlichen

Wett-

Wetteifer, und die Begierde sich in jeder Kunst hervorzuthun. Man kann, sagt er, alle andere Talente bey Menschen finden, welche der Freyheit beraubt sind; aber noch nie ist ein Sklave ein Redner gewesen, er kann höchstens nur ein schwülstiger Schmeichler werden. Wenn schon diese Gedanken des Griechischen Kunstrichters in der Hauptsache wahr sind, so müssen sie jedoch mit einigen Einschränkungen verstanden werden. Denn auch unter willkührlichen Regierungen, wenn sie sonst gesittet sind, und die Beschäftigung mit den Künsten begünstigen, kann anmuthsvolle Beredsamkeit in einem merkwürdigen Grade blühen. Frankreich ist hiervon noch gegenwärtig ein Beweis; ein Land, in welchem, seit der Regierung Ludwig des Vierzehnten, mehr von dem, was in einer gewissen Beziehung mit Recht Beredsamkeit heißen kann, sich gezeigt hat, als bey irgend einer andern Europäischen Nazion, obschon einige dieser leztern sich eines weit höhern Grades von Freyheit rühmen können. Verschiedene Französische Predigten, und andere bey öffentlichen Veranlassungen gehaltene Vorträge, sind nicht allein feine und anmuthige Reden, sondern zeichnen sich zum Theil auch durch hohen Geist, kühne und an das Erhabene gränzende Wendungen aus. Im Ganzen genommen ist indessen nicht zu läugnen, daß die Französische Beredsamkeit mehr von der blühenden als nachdrucksvollen Artist; daß sie mehr darauf umgeht zu gefallen und einzunehmen, als zu überzeugen und zu Entschlüssen hinzureißen. Hohe, männliche und nachdrucksvolle Beredsamkeit kann immer

Vorles. XXIII.

Vorles XXIII. nur allein oder doch hauptsächlich in den Ländern der Freyheit gedeihen. Des allgemeinen Hanges zu Schwäche und Weichlichkeit nicht zu erwähnen, zu welchem willkührliche Regierungen den Geist ihrer Einwohner herabzustimmen pflegen, kann die Kunst der Rede in dergleichen Ländern auf keine Weise ein so beträchtliches Werkzeug der Ehrbegierde, des Geschäftsgeistes und des politischen Einflusses seyn, als in demokratischen Verfassungen. Die Beredsamkeit ist dort in einen weit engern Kreis eingeschlossen; sie kann sich bloß auf der Kanzel, oder vor den Gerichtsstühlen zeigen, da sie hingegen von jenen großen Scenen der öffentlichen Geschäfte ausgeschlossen ist, wo die menschlichen Leidenschaften das freyeste Spiel haben; wo die wichtigsten Angelegenheiten verhandelt werden, und die Uiberredung eben deswegen weit angelegentlicher betrieben wird. Da, wo der Mensch mittelst der Vernunft und der Rede die meiste Gewalt über seine Mitmenschen erlangen kann, welches offenbar unter freyen Regierungen der Fall ist, da läßt sich natürlicher Weise auch erwarten, daß ächte Beredsamkeit am besten verstanden und zu ihrer höchsten Höhe getrieben werden wird.

Und so dürfen wir denn, um den Ursprung der Beredsamkeit aufzusuchen, nicht eben allzuweit in die frühern Zeitalter der Welt zurücksteigen, oder ihn unter den Denkmalen des Morgenländischen oder Aegyptischen Alterthums zu finden hoffen. Zwar gab es ohne Zweifel auch in diesen Zeiten eine gewisse Art von Beredsamkeit, aber dieselbe näherte sich mehr

der Dichtkunst, als der eigentlich sogenannten pro- Vorles. XXIII.
saischen Beredsamkeit. Wir haben nehmlich, wie bereits im Vorhergehenden bemerkt worden ist, Grund zu glauben, daß die Sprache der ersten Zeitalter leidenschaftlich und metaphorisch war: theils wegen des dürftigen Vorraths von Worten, aus denen die Sprache damals bestand; theils, weil der rohe und ungebildete Zustand von Menschen, die durch heftige Leidenschaften in Bewegung gesezt, und deren Einbildungskraft durch eine Menge überraschender und auffallender Ereignisse gerührt wird, sich natürlicher Weise auch in der Sprache abdrückt. In einem solchen Zustande hatten Entzücken und Begeisterung, diese Quellen aller Dichtkunst, freyes Spiel: allein, da zu eben dieser Zeit die geselligen Verhältnisse noch sehr eingeschränkt, und Stärke und Gewalt die vorzüglichsten Mittel waren, deren man sich bey Entscheidung der Streitigkeiten bediente; so blieben die Künste der Beredsamkeit und Uiberredung durch bündige oder leidenschaftliche Vorträge noch so gut als unbekannt. Die ersten Reiche, welche sich hervorhoben, ich meine das Assyrische und Aegyptische, waren bekanntermaßen von despotischer Art. Die ganze Macht befand sich in den Händen eines Einzigen, oder doch einiger Wenigen. Das Volk, oder vielmehr die Menge, war zu blindem Gehorsam gewöhnt; es wurde geleitet, nicht aber überredet: mit einem Worte alle jene gesellschaftlichen Verfeinerungen, durch welche öffentliche Vorträge Gegenstände von Wichtigkeit werden, waren damals noch durchaus unbekannt.

Erst

Vorles. XXIII.

Erst mit der Entstehung der Griechischen Freystaaten finden wir Spuren merkwürdiger Aeußerungen der Beredsamkeit, als Kunst der Ueberredung betrachtet. Sie erhielt in diesen Staaten einen Grad von Ausbildung, den sie noch nie vorher erreicht hatte, und auch in künftigen Zeiten schwerlich wieder erreichen wird. Die Griechische Beredsamkeit ist daher der allgemeine Gegenstand der Bewunderung aller derjenigen gewesen, die sich mit der Betrachtung der Sprachwerke beschäftigt haben. Dieser Umstand macht es nothwendig, daß wir etwas länger mit unserer Aufmerksamkeit bey diesem Zeitraume verweilen.

Griechenland war in eine Menge kleiner Staaten getheilt. Diese wurden anfangs von Königen beherrscht, welche man Tyrannen nannte. Nachdem diese leztern in der Folge fast allgemein vertrieben wurden, erhob sich eine Menge sogenannter Volksregierungen, die ziemlich nach einerley Entwurf gegründet, und von demselben kühnen Freyheitsgeiste beseelt, nicht wohl von gegenseitiger Eifersucht und Mitwerbung frey bleiben konnten. Wir können annehmen, daß dieser blühende Zustand der Griechischen Staaten von dem Treffen bey Marathon bis zu den Zeiten Alexander des Großen, welcher der Freyheit der Griechen ein Ende machte, gedauert hat; ein Zeitraum, der ungefähr Ein hundert und funfzig Jahre begreift, und innerhalb welchem der größte Theil sowohl der berühmtesten Griechischen Dichter und Philosophen, als insbesondere ihrer großen Redner gelebt hat. Denn,

wenn

wenn schon auch nach dieser Periode Dichtkunst und Philosophie noch unter den Griechen getrieben wurde, so gerieth doch die Beredsamkeit in jenen spätern Zeiten fast gänzlich in Verfall. Unter den Griechischen Freystaaten war Athen, wegen der Beredsamkeit, und überhaupt wegen der Künste jeder Art, bey weitem der berühmteste. Die Athenienser waren ein geistvolles, witziges und lebhaftes Volk; und theils Geschäfte, theils die öftern und plötzlichen Veränderungen ihrer Regierung, trugen nicht wenig dazu bey, ihre Köpfe zu verfeinern. Der Geist ihrer Regierung war durchaus demokratisch, und die Gesetzgebung befand sich in den Händen des Volks. Zwar gab es daselbst einen Senat, der aus fünfhundert Mitgliedern bestand: aber die höchste Entscheidung blieb immer Sache der allgemeinen Versammlung der Bürger; und in diesen Versammlungen wurde der Gang der Angelegenheiten theils durch beredte Erörterungen, theils durch zweckmäßige Erregung der Leidenschaften und Lieblingsneigungen einer vermischten Versammlung, geleitet. Hier wurden Gesetze gegeben, Krieg und Frieden beschlossen, und die Beamten des Staats gewählt. Der Weg zu den höchsten Aemtern stand allen Bürgern auf; selbst der niedrigste Handwerksmann war nicht von dem Beysitze in ihren höchsten Gerichten ausgeschlossen. In einem solchen Staate mußte natürlicher Weise die Beredsamkeit, als das sicherste Mittel sich Macht und Einfluß zu erwerben, mit dem größten Eifer betrieben werden; und welche Art von Beredsamkeit hauptsächlich? Nicht diejenige, welche bloß glän-

zend

Vorles. XXIII.

glänzend war, und gleichsam nur zur Schau diente; sondern diejenige, welche sich in der Erfahrung als die wirksamste zur Uiberzeugung und Leitung der Gemüther bewährt hatte. Denn öffentliche Vorträge waren hier keinesweges ein bloßer Wettstreit um leeren Beyfall, sondern das eifrigste Bestreben um Einfluß in die öffentlichen Geschäfte; ein Einfluß, an welchem dem Ehrgeize und dem Manne von rechtschaffenen Gesinnungen gleich viel gelegen seyn mußte.

Bey einer so aufgeklärten und scharfsinnigen Nazion, deren Gefühl zu gleicher Zeit für alles Schöne in den Künsten vorzüglich empfänglich war, läßt sich natürlicher Weise erwarten, daß, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch der öffentliche Geschmack sich durch Feinheit und Richtigkeit wird ausgezeichnet haben. Diß war denn auch wirklich der Fall; und zwar so sehr, daß Attischer Geschmack und Attische Manier gewissermaßen sprichwörtlich geworden sind. Zwar ist nicht zu läugnen, daß ehrsüchtige Demagogen und bestochne Redner das Volk bisweilen durch glänzende aber unächte Beredsamkeit verblendeten und irreleiteren: denn die Athenienser waren bey aller ihrer Scharfsicht zu Unruhen und Schwindeleyen geneigt, und große Bewunderer des Neuen. Aber wenn irgend eine Sache von Wichtigkeit ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; wenn irgend eine große Gefahr sie aus ihrem Taumel erweckte, und ihre Beurtheilungskraft auf eine ernsthafte Probe sezte; dann wußten sie ächte und unächte Beredsam-

samkeit sehr wohl von einander zu unterscheiden. So trug Demosthenes den Sieg über alle seine Gegner davon, weil sein Vortrag jederzeit zweckmäßig war; weil er nicht durch unbedeutendes Wortgepränge, sondern durch Wichtigkeit der Gründe einzunehmen suchte, und den Athenienfern ihr wahres Interesse deutlich vor Augen legte. Wenn sich der Staat in einer bedenklichen Lage befand; irgend eine nahe Gefahr die Gemüther beunruhigte; wenn das Volk versammlet wurde, und die Stimme des Ausrufers einen jeden auffoderte, hervorzutreten, und seine Meinung über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten zu eröfnen: dann würde leeres Geschwätz und spitzfindige oder witzige Trugschlüsse von einer so einsichtsvollen und an öffentliche Geschäfte gewöhnten Versammlung nicht allein ausgezischt, sondern auf das nachdrücklichste geahndet worden seyn. Ihre größten Redner zitterten bey dergleichen Gelegenheiten, wenn sie auftraten um Reden an das Volk zu halten; weil sie wußten, daß sie demselben für den Ausgang der ertheilten Rathschläge verantwortlich blieben. Die großmüthigsten Belohnungen und Aufmunterungen der größten Fürsten konnten nie eine solche Schule für die wahre Beredsamkeit stiften, als sich aus der Verfassung des Athenienfischen Freystaates von selbst bildete. Die Beredsamkeit hob sich daselbst aus den Streitigkeiten der Partheysucht und der Freyheit, aus dem Schooße der öffentlichen Geschäfte und des thätigen Lebens hervor. Diese leztern, nicht aber einsames Nachdenken und Stubengelehrsamkeit, die wir der Beredsamkeit bisweilen

Vorles. XXIII.

Vorles. XXIII.

len für so zuträglich halten, waren es, welche die Blüthe desselben hervortrieben.

Pisistratus, der ein Zeitgenosse des Solon war, und die von ihm eingeführte Regierungsform über den Haufen warf, wird vom Plutarch als der erste angegeben, der sich unter den Athenienfern mit besonderem Eifer auf die Künste der Rede gelegt habe. Er bediente sich der hierinn erworbenen Fertigkeit, sich die oberste Gewalt im Staate zu verschaffen, die er auch erhielt, und mit Mäßigung ausübte. Von den Rednern, welche während dieser Zeit bis zum Peloponnesischen Kriege geblüht haben, finden wir in der Geschichte keine nähere Erwähnung. Perikles, der um die Zeit des Ausbruches von diesem Kriege starb, war eigentlich der erste, welcher die Beredsamkeit zu einer außerordentlichen Höhe erhob, und zwar zu einer solchen Höhe, daß wir ihn von keinem seiner Nachfolger übertroffen finden. Perikles war mehr als bloßer Redner; er war ein Staatsmann und ein Feldherr. Er besaß eben so viel Erfahrung in Geschäften, als Kunst die Gemüther zu leiten. Vierzig Jahre lang beherrschte er Athen beynahe mit unumschränkter Macht, und die Geschichte schreibt seinen Einfluß nicht bloß seinen politischen Talenten, sondern eben so sehr seiner außerordentlichen Beredsamkeit zu, welche von jener nachdrucksvollen und leidenschaftlichen Art war, die alles vor sich niederschlug, und die Neigungen und Leidenschaften des Volks unumschränkt beherrschte. Er bekam daher den Beynamen Olympias; und man

sags

sagte, daß er in seinen Reden, gleich dem Ju- Vorles. XXIII.
piter, donnere. Man kann den Ehrgeiz dieses
Mannes tadelhaft finden; aber er besaß auf alle
Fälle sehr große Eigenschaften: und was seiner Be-
redsamkeit einen so unwiderstehlichen Nachdruck gab,
war das Vertrauen, welches das Volk in seine
Rechtschaffenheit sezte; ein Umstand, ohne wel-
chen der Einfluß eines Redners in Volksregierun-
gen selten von Bedeutung ist. Perikles war,
nach dem was wir von ihm wissen, edel, großmü-
thig, und ein Freund des öffentlichen Besten; er
erwarb sich kein eigenes Vermögen. Zwar erhob
er ansehnliche Summen aus dem öffentlichen Scha-
tze; aber sie wurden größtentheils zu öffentlichen
Werken angewandt. Auch soll er bey der An-
näherung seines Todes geäußert haben, er sey stolz
darauf, daß während seiner langen Regierungs-
verwaltung kein einziger Bürger genöthiget gewe-
sen sey, um seinetwillen Trauer anzulegen. Ue-
brigens hat uns Suidas den merkwürdigen Um-
stand vom Perikles aufbehalten, daß er der erste
war, welcher einen öffentlich zu haltenden Vortrag
vorher entworfen und schriftlich ausgearbeitet habe.

Nach den Zeiten des Perikles erhoben sich,
während des Peloponnesischen Krieges, Kleon, Al-
cibiades, Kritias und Theramenes; alles be-
rühmte Athenienser, die sich zugleich durch ihre Be-
redsamkeit auszeichneten. Sie waren nicht Red-
ner von Handwerk; waren nicht durch den Unter-
richt der Schulen gebildet, sondern in jener weit
wirksamern Schule der Geschäfte und öffentlichen

Vorles. XXIII.

Verhandlungen erzogen, wo sich gleichsam Kopf an Kopf abschleift, und gegenseitiges Streben jede schlummernde Kraft der Seele hervortreibt. Die Manier oder Schreibart, welche in den Reden dieser Zeit herrschte, können wir zum Theil aus den Reden abnehmen, welche sich in der Geschichte des Thucydides, der um eben diese Zeit lebte, eingeschaltet finden. Sie war männlich, warm und gedrängt; das Leztere in einem Grade, der beynahe an Dunkelheit gränzte. Auch das Zeugniß des Cicero stimmt hiermit überein. „Die Redner dieser Zeit, sagt er, liebten volle und vielsagende „Ausdrücke; sie waren reich an Gedanken, zusammengedrängt in ihrer Darstellung, und um eben „dieser Kürze willen bisweilen etwas dunkel.*)„ Gewiß ein Gepräge, das sehr von dem verschieden ist, was man in neuern Zeiten als den schicklichsten Ton für Volksreden anzusehen geneigt seyn würde, und welches uns also einen hohen Begriff von den Geistesfähigkeiten der Zuhörer geben muß, an welche jene Vorträge gerichtet waren.

Da die Kunst der Beredsamkeit nach den Zeiten des Perikles ein Gegenstand von immer größerer Wichtigkeit wurde, so gab dieser Umstand Anlaß zu Entstehung einer bisher unbekannten Gattung von Männern, welche Rhetoriker oder auch bisweilen

*) „Grandes erant verbis, crebri sententiis, compressione rerum breves, et, ob eam ipsam causam, interdum subobscuri.„

weilen Sophisten genannt wurden, und die sich, während des Peloponnesischen Krieges, in großer Menge verbreiteten. Von dieser Art war Protagoras, Prodikas, Thrasymus, und der berühmteste unter ihnen allen, Gorgias von Leontium. Diese Sophisten verbanden mit ihrer Redekunst eine sehr spitzfindige Logik, und waren überhaupt genommen eine Art von metaphysischen Zweiflern. Gorgias jedoch war bloß eigentlicher Lehrer der Beredsamkeit. Den Ruf, den er sich erwarb, war außerordentlich. Er wurde in seiner Vaterstadt, in Sicilien, in so hohem Grade verehrt, daß man sogar Münzen schlug, die mit seinem Namen bezeichnet waren. Erst in seinen spätern Jahren ließ er sich in Athen nieder, und blieb daselbst bis zu seinem Tode, der im 105ten Jahre seines Alters erfolgte. Hermogenes *) hat uns einige Uiberbleibsel von ihm erhalten, aus welchen wir seine Schreibart und Manier abnehmen können. Die Stelle ist außerordentlich gesucht und gekünstelt; voll von Gegensätzen und zugespitzten Ausdrücken; sie zeigt uns, wie weit es die Griechische Feinheit bereits in der Betreibung der Sprache gebracht hatte. Diese Rhetoriker begnügten sich nicht, ihren Zöglingen allgemeine Anweisungen über die Beredsamkeit zu geben, und den Geschmack derselben zu bilden; sondern sie wollten zugleich dafür angesehen seyn, bestimmte Vorschriften für jede Art von Reden vorräthig zu haben, und ihre Schü-

*) In der Schrift De ideis L. II. c. 9.

Vorles. XXIII.

ler zu lehren, eben sowohl für als wider eine jede Sache zu sprechen. Dieser Absicht gemäß, waren sie die ersten, welche von den sogenannten Gemeinplätzen (loci communes), und der künstlichen Erfindung von Gründen und Beweisen für jeden Gegenstand, handelten. Es ist sehr leicht zu begreifen, daß die Kunst der Beredsamkeit in den Händen solcher Männer von jener männlichen Stimmung, die sie bisher behauptet hatte, ausarten, und zu einer unbedeutenden und spitzfindigen Kunst herabsinken mußte. Auch dürfen wir nicht befürchten ihnen Unrecht zu thun, wenn wir sie für die ersten Verderber der ächten Beredsamkeit halten. Selbst der große Sokrates widersetzte sich ihnen. Er wußte durch eine ihm eigenthümliche, und eben so tiefsinnige als einfache Art zu schließen, ihre Sophisterenen lächerlich zu machen, und bemühte sich eine natürliche Sprache und gesunde und nützliche Gedanken wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, aus welchen sie durch jenen sich damals allgemein verbreitenden Mißbrauch des Scharfsinns und der Redekunst verdrängt worden waren.

In eben diesem Zeitalter, wenn schon etwas später als der vorerwähnte Weltweise, blühte Isokrates, dessen Schriften noch izt vorhanden sind. Er war eigentlicher Lehrer der Redekunst, und erwarb sich durch seinen Unterricht in derselben größeres Vermögen und größern Ruhm, als irgend einer seiner damaligen Zeitgenossen. Auch ist er in der That als Redner nicht ohne Verdienst. Seine Reden sind voll moralischer Grundsätze; sie sind sanft

und

und fließend, aber zu mangelhaft von Seiten des Nachdrucks. Er gab sich nie, weder mit öffentlichen Geschäften, noch mit Vertheidigung von Rechtshändeln ab; und daher sind denn auch seine Arbeiten bloß für die ruhige Stille des Hörsals angelegt. „Sein Vortrag war, nach Cicero's „Eingeständnisse, mehr zur Schau als zum Kampf „eingerichtet; den Vergnügungen des Ohres „angemessener, als dem gerichtlichen Wettstreis„te.„ *) Die Schreibart des Gorgias von Leontium zeichnete sich hauptsächlich durch kurze Sätze aus, die gemeiniglich aus zwey Gliedern bestanden, welche einander gleichsam das Gegengewicht hielten. Isokrates Schreibart hingegen ist voll und fließend; und man behauptet, er sey der erste gewesen, der in die Rede jene ausgearbeiteten Perioden gebracht habe, die sich durch künstlichen Wohlklang und angemeßne Schlußfälle so kenntlich unterscheiden. Unläugbar hat Isokrates das Bestreben nach Wohlklang bis zu einem fehlerhaften Uibermaß getrieben. Was sollen wir von einem Schriftsteller denken, der sich zehn Jahr mit der Ausarbeitung einer einzigen Rede beschäftigte? Welche übertriebene und mißverstandne Sorgfalt für alle jene kleinern Feinheiten des Ausdrucks, und der Zusammenpassung einzeler Sätze muß der Mann nicht an diesem Aufsatz verschwendet haben? Dionysius von Halikarnaß hat uns über die

*) „Pompae magis quam pugnae aptior; ad voluptatem aurium accommodatus potius quam judiciorum certamen.„

Vorles. XXIII. Arbeiten des Isokrates, und einiger anderen Griechischen Redner, eine ausführliche und beurtheilende Abhandlung hinterlassen, die, nach meinem Urtheil, eines der besten kritischen Stücke des Alterthums ist, und in mehr als einer Rücksicht nachgelesen zu werden verdient. Er empfiehlt die glänzende Anmuth von Isokrates Schreibart, und die moralische Güte der von ihm geäußerten Gesinnungen; aber er tadelt auch eben so streng die übertriebene Künsteley, und die allzueinförmig abgemessenen Schlußfälle in den Perioden dieses Schriftstellers. Er will ihn mehr für einen blühenden Sprachlehrer, als für einen nachdruckvollen und eindringlichen Redner angesehen wissen. Cicero räumt zwar in seinen kritischen Werken hin und wieder die Fehler des Isokrates ein, aber er läßt doch eine merkliche Vorliebe für jenen volltönenden Periodenbau hervorblicken, welcher vom Isokrates eingeführt wurde, und zu welchem Cicero selbst vielleicht einen allzugroßen Hang hatte. Er sagt uns in einer seiner Abhandlungen *), daß er und sein Freund Brutus sich über diesen Punkt nicht vereinigen konnten, und daß jener mit seiner Partheylichkeit für den Isokrates nicht ganz zufrieden war. Ueberhaupt ist die Manier des leztgenannten Schriftstellers für junge Leute, welche anfangen ihren Ausdruck zu bilden, sehr anlockend; und es ist ganz natürlich, daß sie es seyn muß. Sie giebt ihnen ein Muster jener regelmäßigen, abgemessenen und prachtvollen Art des Ausdrucks, welche

*) Orat. ad M. Brut.

che dem Ohre so wohlthut; aber wenn sie anfangen für die Welt zu schreiben, oder sonst öffentlich aufzutreten, so werden sie finden, daß diese allzugesuchte Manier weder zur Betreibung der Geschäfte, noch zur Erweckung der Aufmerksamkeit geschickt ist. Uibrigens soll der große Ruf, welchen sich Isokrates erworben hatte, den Aristoteles, der sein Zeitgenosse war, oder doch bald nach ihm lebte, veranlaßt haben, seine Einleitung zur Redekunst zu schreiben. Ein Werk, welches in der That auf eine ganz andere Art von Beredsamkeit angelegt ist, als diejenige, mit der es Isokrates und andere damalige Rhetoriker hielten. Aristoteles scheint offenbar die Absicht gehabt zu haben, die Aufmerksamkeit des Redners weit mehr auf die Ueberzeugung und Rührung des Zuhörers zu richten, als auf die Sorgfalt für Wohlklang und schönen Periodenbau. Vorles. XXIII.

Isäus und Lysias, von denen uns einige Reden übrig geblieben sind, gehören gleichfalls in diese Periode. Lysias schrieb noch vor dem Isokrates, und ist das Muster derjenigen Schreibart, welche die Alten durch die Beywörter tenuis und subtilis bezeichnen. Man findet bey ihm keine Spur von dem prächtigen Ausdrucke des Isokrates. Er ist durchaus rein, im höchsten Grade attisch, einfach und ungezwungen, aber es fehlt dafür seinen Arbeiten an Nachdrucke, und er fällt bisweilen in das Matte. *) Isäus ist vorzüg-

*) Dionys von Halikarnaß, in seiner treflichen Vergleichung der Vorzüge des Lysias und Isokrates, eignet

Vorles. XXIII.

lich merkwürdig, weil er der Lehrer des großen Demosthenes gewesen ist, eines Mannes, in dem sich eignet dem Lysias, als ein unterscheidendes Kennzeichen seiner Manier, eine gewisse Anmuth und Eleganz zu, welche aus schöner Einfalt herstammt. „Πεφυκε γαρ ἡ Λυσιου λεξις ἐχειν το χαριεν· „ἡ δ' Ισοκρατους βουλεται.„ „Der Ausdruck des „Lysias zeigt von natürlicher Anmuth, die Schreibart des Isokrates von dem Bestreben nach derselben.„ In Ansehung der Kunst der Erzählung, in wie fern sie sich durch Faßlichkeit, Wahrscheinlichkeit und Eindringlichkeit empfiehlt, giebt eben dieser Kunstrichter dem Lysias vor allen andern Rednern den Vorzug; ob er schon einräumt, daß sein Vortrag mehr für bürgerliche Rechtshändel, als für große und wichtige Gegenstände passe. Er überzeugt, aber ohne die Seele zu erheben und in Bewegung zu setzen. Die Pracht und der Glanz des Isokrates ist der Feyerlichkeit großer Veranlassungen angemessener. Er ist unterhaltender als Lysias, den er auch, was die Würde der Gedanken betrifft, weit hinter sich zurück läßt. Seine Bemerkungen über die falsche Künsteley in der Schreibart des Isokrates beschließt der Griechische Kunstrichter mit folgender treflichen Erinnerung, welche kein öffentlicher Redner je vergessen sollte: „Της μεντοι ἀγωγης των περιοδων το κυκλιον, και των σχηματισμων της λεξεως το μειρακιωδες, ἐκ ἐδοκιμαζον· δουλευει γαρ ἡ διανοια πολλακις τῳ ρυθμῳ της λεξεως, και τοῦ νομψου λειπεται το ἀληθινον· κρατιστον δ' ἐπιτηδευμα ἐν διαλεκτῳ πολιτικῃ και ἐναγωνιῳ, το ὁμοιοτατον τῳ κατα Φυσιν· βουλεται δε ἡ Φυσις τοις νοημασιν ἑπεσθαι την λεξιν, ἀ τῃ λεξει τα νοηματα.

ta.

sich die Beredsamkeit in einem höhern Glanze zeig- Vorles:
te, als vielleicht bey irgend Jemand, der je mit XXIII.

τα. συμβαλλω δε δη περι πολεμου και ειρηνης λεγοντι και ἰδιωτῃ τον περι ψυχης τρεχοντι κινδυνον εν δικασταις, τα κομψα, και θεατρικα, και μειρακιωδη ταυτα ἐκ οἰδα ἡντινα δυναιτ' ἀν παρασχειν ὠφελειαν· μαλλον δ' οἰδα, ὁτι και βλαβης ἀν αἰτια γενοιτο· χαριεντισμος γαρ πας ἐν σπουδῃ, και καλως γινομενος, ἀωρον πραγμα και πολεμιωτατον ἐλεω.» „Seine allzukünstliche Verflechtung und „Rundung der Perioden, und seine jugendlich blu„menreiche Schreibart, kann ich keinesweges billi„gen; der Gedanke wird bey ihm oft dem Wohl„klange des Ausdrucks nachgesezt, und Wahrheit dem „Schmucke aufgeopfert: aber in jeder Rede, welche „sich auf öffentliche Geschäfte und Angelegenheiten „beziehet, muß die Natur vor allen Dingen befolgt „werden; die Natur aber lehrt offenbar, daß der „Ausdruck dem Gedanken, nicht aber der Gedanke „dem Ausdrucke folgen muß. Wenn Jemand bey „öffentlichen Berathschlagungen auferitt, und über „Krieg und Frieden Rath ertheilt, oder für einen „einzelnen Bürger spricht, dessen Leben wegen irs„gend eines angeschuldigten Verbrechens auf dem „Spiele steht, dann sind, dünkt mich, alle jene ge„suchten Verzierungen, jene theatralischen Schön„heiten und jugendlichen Blumen keinesweges an ih„rer Stelle; ja ich bin überzeugt, daß sie sogar oft „schädlich sind. Verzierungen, die unter andern „Umständen schön seyn würden, verlieren, wo es „auf wichtige Gegenstände ankommt, ihre Wirkung, „und arbeiten den Gefühlen der Theilnehmung ents„gegen, welche in dem Zuhörer hervorgebracht wer„den sollen.»

Vorles. XXIII dem Namen eines Redners beehrt worden ist. Die Manier und der schriftstellerische Charakter dieses Leztern verdient daher unsere besondere Aufmerksamkeit.

Ich werde mich nicht bey der Erzählung der Lebensumstände des Demosthenes aufhalten, da das Wichtigste davon als bekannt vorausgesezt werden darf. Sein lebhaftes Bestreben sich in der Kunst der Beredsamkeit hervorzuthun; der fehlgeschlagene Erfolg seiner ersten Versuche; seine unabläßige Beharrlichkeit in der Uebersteigung aller Hindernisse und Nachtheile, welche er in dem Baue seines Körpers und seiner Sprachwerkzeuge zu bekämpfen hatte; sein Verschließen in einen Keller, um sich desto ungestörter seinen Beschäftigungen überlassen zu können; seine an der Seeküste gehaltenen Redeübungen, um sich an das Geräusch einer Volksversammlung zu gewöhnen, und zwar mit Steinen im Munde, um den Mängeln seiner Aussprache abzuhelfen; seine Uebungen zu Hause mit einem über seine Schulter hängenden bloßen Schwerte, um sich gewisse unschickliche Bewegungen abzugewöhnen, alle diese Umstände, die uns Plutarch aufbehalten hat, müssen für alle diejenigen, welche sich der Beredsamkeit widmen, in hohem Grade aufmunternd seyn. Sie zeigen, wie weit uns Kunst und Eifer behülflich seyn können, einen Grad von Vortreflichkeit zu erreichen, zu welchem uns die Natur selbst gleichsam die Anlage veeweigert zu haben schien.

Dieser große Redner verachtete die blumenreiche und gezwungene Manier, welcher die Rhetori-

toriker seines Zeitalters ergeben waren, und kehrte zu der kräftigen und männlichen Beredsamkeit des Perikles zurück. Stärke und leidenschaftliche Wärme sind die unterscheidenden Kennzeichen seiner Schreibart. Nie hatte ein Redner ein schöneres Feld als Demosthenes in seinen Olynthischen und Philippischen Reden. Auch verdanken dieselben der Würde des Inhaltes, und jener Rechtschaffenheit und Wärme für das gemeine Beste, welche sie in einem so hohen Grade beseelt, gewiß nicht den kleinsten Theil ihres Verdienstes. Der Gegenstand dieser Meisterstücke der Demosthenischen Beredsamkeit ist, den Unwillen seiner Landsleute gegen Philipp, König von Macedonien, und öffentlichen Feind der Griechischen Freyheit, zu erregen; und sie vor den hinterlistigen Maasregeln zu warnen, durch welche dieser schlaue König sie gleichsam in einen ahndungslosen Schlummer einzuwiegen suchte. Diesen Endzweck zu erreichen, sehen wir den Redner jeden schicklichen Weg einschlagen, um ein Volk aufzumuntern, das zwar wegen seiner Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Tapferkeit berühmt, aber in mancherley Rücksichten verdorben und ausgeartet war. Er wirft den Athenienfern ihre Bestechlichkeit, Trägheit und Gleichgültigkeit für das gemeine Beste ohne Schonung vor, indem er zu gleicher Zeit mit aller Kunst eines Redners den Ruhm ihrer Vorfahren in ihr Gedächtniß zurück ruft; er zeigt ihnen, daß sie noch immer ein blühendes und mächtiges Volk sind, das zur Beschützung der Griechischen Freyheit geboren sey, und dem es bloß an Willen fehle, sich seiner

Kräfte

Vorles. XXIII. Kräfte zu bedienen, um Philipp Schrecken einzujagen. Die Redner des Zeitalters hingegen, welche dem Philipp in Geheim ergeben waren, und das Volk zu friedlichen Maasregeln zu überreden suchten, werden vom Demosthenes ohne alle Schonung behandelt, und als offenbare Verräther des Vaterlandes mit den strengsten Vorwürfen überhäuft. Uibrigens begnügt er sich nicht bloß, seine Landsleute zu einem muthigen Widerstande aufzufodern, sondern legt ihnen zugleich den Entwurf der zu befolgenden Maasregeln vor, wobey er sich zugleich auf besondere einzelne Umstände einläßt, und mit großer Genauigkeit alle zur Ausführung nöthigen Schritte angiebt. Diß ist der Gang dieser Reden. Sie zeichnen sich durch einen hohen Grad von Stärke aus, und athmen durchaus die leidenschaftlichste Wärme einer von der Liebe des Vaterlands begeisterten Seele. Ihr Inhalt ist eine fortlaufende Reihe ins Licht gesezter Thatsachen, und auf diese gebauter Schlüsse und Folgerungen, die dem gemeinsten Verstande einleuchten. Die Figuren, deren sich Demosthenes bedient, sind nie gesucht, sondern entstehen immer aus den Gedanken selbst. Auch gebraucht er dieselben nur sehr sparsam: denn Glanz und Verzierung sind keinesweges die hervorstechenden Eigenschaften in der Manier dieses Redners. Eine ganz eigenthümliche Stärke der Gedanken ist es hauptsächlich, wodurch sich Demosthenes auszeichnet und über alle andere Redner erhebt. Man fühlt, daß es ihm weit mehr um die Sachen, als um Worte zu thun ist. Man vergißt den Redner, und denkt nur an

den

den Gegenstand. Sein Vortrag erwärmt die Ge- Vorles. XXIII.
müther und reizt zum Handeln. Man findet bey ihm keine prachtvolle und üppige Deklamazion; keine schlauen Rednerkünste; keine mühsam angelegten Einleitungen; sondern man sieht überall den Mann, der von seinem Gegenstande voll ist, und, nachdem er seine Zuhörer durch ein oder zwo Sätze vorbereitet hat, ungeschmückte Wahrheit anzuhören, sogleich zur Sache selbst übergeht.

Demosthenes erscheint sehr zu seinem Vortheil, wenn man ihn mit Aeschines und der berühmten Rede desselben (pro corona) vergleicht. Aeschines war nicht nur Nebenbuhler, sondern auch persönlicher Feind von jenem, und einer der berühmtesten Redner des damaligen Zeitalters. Aber wenn man die Reden von beyden liest, so erscheint Aeschines in Vergleichung mit Demosthenes merklich matt, und macht einen weit minder tiefen Eindruck auf das Gemüth des Lesers. Seine Gedanken über das Gesetz, worauf es ankam, sind zwar sehr scharfsinnig; allein seinen Vorwürfen gegen Demosthenes fehlt es durchaus an Bestimmtheit und Nachdruck. Dieser hingegen gleicht einem Strome, dem nichts widerstehen kann. Er stürzt seinen Gegner mit hinreißender Macht zu Boden; er entwirft den Charakter desselben mit den stärksten Farben, und es ist keines der geringsten Verdienste dieser Rede, daß die Schilderungen derselben außerordentlich malerisch sind. Hoher Geist und tiefes Ehrgefühl leuchten fast aus jeder Zeile hervor: der Redner spricht durchaus mit

Vorles. XXIII. derjenigen Stärke, demjenigen Bewußtseyn einer Würde, zu welchem nur große Handlungen und warmer Eifer für das gemeine Beste die Seele erheben. Beyde Redner erlauben sich gegen einander die größten Anzüglichkeiten. In der That muß jene uneingeschränkte Ausgelassenheit, welche die Sitten der Alten zuließen, und die sich oft bis zum Gebrauch von Schimpfnamen und niedriger Possenreißerey herabläßt, wovon diese und Cicero's Philippische Reden Beyspiele liefern, einem neuern Ohre merklich auffallen. Was jene alten Redner hierdurch an Freymüthigkeit und Dreistigkeit gewannen, kann dem, was auf der andern Seite an Würde verlohren gehen mußte, schwerlich das Gleichgewicht halten; und in dieser Rücksicht bleibt also der höhere Grad von Anstand, welcher in der neuern Beredsamkeit herrscht, immer eine Art von Vorzug.

Der Ausdruck des Demosthenes ist stark und gedrängt, aber auch hin und wieder etwas rauh und abgebrochen; seine Worte sind in hohem Grade bedeutend; die Anordnung derselben bündig und männlich. Was den Wohlklang betrifft, so ist derselbe zwar so beschaffen, daß er keinesweges ein feines Ohr beleidigt; aber jenen auf das glücklichste angelegten und nur durch Kunst verborgnen Numerus und Rythmus, welchen einige alte Kunstrichter ihm so gern beylegen, dünkt es mir in der That schwer im Demosthenes aufzufinden. Auch ist es natürlicher zu glauben, daß, unbekümmert um jene geringern Schönheiten, es ihm mehr um

die

die Erreichung des Erhabenen in den Gedanken zu thun gewesen. Sein äußerer Vortrag, ich meyne Ton und Gebehrdensprache, wird als ungemein heftig und feyerlich geschildert; und man kann dieses gewissermaßen schon aus der Manier seiner Schreibart schließen. Nach dem Eindrucke zu urtheilen, welchen die Lesung seiner Werke noch izt auf uns macht, gehörte Demosthenes mehr unter die erhabenen als anmuthigen Schriftsteller. Er ist bey jeder Gelegenheit bedächtig, ernsthaft, leidenschaftlich; er sieht jeden Gegenstand von seiner wichtigsten Seite an; sinkt nie herab, und hält seinen Ton von allem, was an Scherz und Laune gränzt, immer weit entfernt. Das Einzige, was man etwa an der bewundernswürdigen Beredsamkeit dieses großen Mannes aussetzen könnte, ist ein gewisser Anstrich von Härte und Trokkenheit. Es scheint seinen Arbeiten hier und da an Reiz und Anmuth zu fehlen; ein Umstand, den Dionys von Halikarnaß aus seiner zu ängstlichen Nachahmung der Manier des Thucydides herleitet, welchen sich Demosthenes in Ansehung der Schreibart zum Muster nahm, und dessen Geschichte er mehr als achtmal mit eigener Hand abgeschrieben haben soll. Allein diese Mängel werden mehr als ersezt durch die bewundernswürdige Kraft und den männlichen Nachdruck einer Beredsamkeit, die, so wie sie einst alle Zuhörer mit sich fortriß, noch bis auf diesen Tag nicht ohne lebhafte Rührung gelesen werden kann.

Vorles. XXIII.

Nach den Zeiten des Demosthenes verlohr Griechenland seine Freyheit; die Beredsamkeit gerieth

Vorles. XXIII. rieth mithin in Verfall, und neigte sich wieder ganz zu jener schwachen erkünstelten Manier, die von den Rhetorikern und Sophisten eingeführt worden war. Demetrius Phalereus, der in den nächsten Zeitaltern nach Demosthenes lebte, erwarb sich zwar einiges Ansehn: allein nach dem, was wir von ihm wissen, war er mehr ein blühender als nachdrucksvoller Redner; mehr um schöne Einkleidung als um die Sache selbst bekümmert. „Er „unterhielt die Athenienser mehr, sagt Cicero von „ihm, als daß er sie zu Entschlüssen begeistert hätte.„ *) Nach seinen Zeiten finden wir weiter keines Griechischen Redners von einigen Verdiensten erwähnt.

*) Delectabat Athenienses magis quam inflammabat.

Vier und zwanzigste Vorlesung.

Fortgesezte Geschichte der Beredsamkeit — Römische Beredsamkeit — Cicero — neuere Beredsamkeit.

Von dem flüchtigen Gemählde, das wir über den Ursprung und die Ausbreitung der Beredsamkeit unter den Griechen bisher entworfen haben, wenden wir uns izt zu den Fortschritten derselben unter den Römern, bey denen wir wenigstens Ein Muster der Beredsamkeit in ihrem schönsten Glanze zu finden hoffen dürfen. Die Römer waren lange Zeit eine kriegerische, durchaus rohe und in Künsten jeder Art unerfahrne Nazion. Erst spät fanden diese leztern bey ihnen Zutritt. Die Römer wurden nicht eher mit den schönen Künsten bekannt, als nach der Eroberung von Griechenland; daher sie denn auch die Griechen jederzeit als ihre Lehrer in jedem Theile der Gelehrsamkeit ansahen. „Das überwundene Griechenland, sagt Horaz, nahm seinen wilden Sieger ein, und brachte dem rohen Latium die Künste zu.“ *) So unläugbar es ist, daß die Römer ihre Beredsamkeit,

Vorles. XXIV.

*) Graecia capta ferum victorem cepit; et artes
Intulit agresti Latio —

Hor. Epist. ad Aug.

Vorles. XXIV.

keit, Dichtkunst und Bekanntschaft mit den Wissenschaften von den Griechen empfingen; so gewiß ist es auch, daß sie ihnen in Ansehung des Genies zu diesen Künsten weit nachstanden. Uliberhaupt waren die Römer ein Volk von einem mehr gesezten und feyerlichen, aber minder fein gestimmten und witzigen Geiste. Sie hatten weder die Lebhaftigkeit, noch das feine Gefühl der Griechen; ihre Empfindungen waren nicht so leicht zu erregen, und ihre Vorstellungen ungleich schwächer und langsamer. In der That kann man die Römer in Vergleichung mit den Griechen eine phlegmatische Nazion nennen. Auch ihre Sprache stimmte mit ihrer Gemüthsart überein, sie war regelmäßig, steif und feyerlich; aber es fehlte ihr jene kunstlose und ausdrucksvolle Anmuth, und besonders jene alle den mannichfaltigen Gattungen der Schreibart sich anschmiegende Biegsamkeit, durch welche sich das Griechische, nach der Bemerkung des Horaz, vor allen andern Sprachen so vorzüglich auszeichnet:

Den Griechen gab die Muse Geist, gab ihnen
Des Ausdrucks schöne Rundung — — *)

Wir werden daher bey der Vergleichung der vorzüglichen Geisteswerke der Römer und der Griechen durchaus den Unterschied finden, daß in jenen mehr Regelmäßigkeit und Kunst, in diesen mehr originneller Geist herrscht. Was die Griechen erfanden,

wurde

*) Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui — —

Art. Poet.

wurde von den Römern weiter ausgebildet; jener ihre Arbeiten sind Versuche des Genies, denen es bisweilen an Ausbildung und Vollendung fehlt; dieser ihre besten Werke immer nur schön ausgeführte Nachahmungen. Vorles. XXIV.

Da die Verfassung des Römischen Staates während den Zeiten der freyen Republik zum Theil volksmäßig war, so ist kein Zweifel, daß öffentliche Vorträge gar bald in den Händen der Anführer und Geschäftsmänner ein Mittel wurden, sich Macht und Ansehn zu verschaffen, und Einfluß in die Regierung zu erhalten. Nur waren diese Vorträge in den frühern Zeitaltern des Staates so beschaffen, daß sie keinesweges den Namen der Beredsamkeit verdienen konnten. Wenn schon Cicero, in seiner Abhandlung von berühmten Rednern, dem ältern Cato und andern Zeitgenossen desselben einiges Verdienst in dieser Rücksicht beyzulegen sucht; so muß er doch selbst gestehen, „daß „die Art ihres Vortrages in hohem Grade holpricht „und rauh war„ *). Nur erst kurz vor dem Zeitalter des Cicero, thaten sich in Rom einige bessere Redner hervor. Crassus und Antonius, welche in dem Ciceronianischen Gespräch de Oratore redend eingeführt werden, und deren verschiedene Manier Cicero sowohl hier, als in seinen übrigen rhetorischen Werken, mit vieler Anmuth geschildert hat, scheinen unter ihnen die vornehmsten gewesen zu seyn. Da indessen weder von ihnen,

*) „Asperum et horridum genus dicendi.„

Vorles. XXIV.

noch von des Hortensius Vorträgen, der ein Zeitgenosse und Nebenbuhler vom Cicero in der gerichtlichen Beredsamkeit war, etwas auf uns gekommen ist, so halte ich es für überflüßig, hier aus den Schriften des Leztern die Nachrichten einzurücken, welche daselbst von diesen großen Männern und der eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer Beredsamkeit ertheilet werden. *)

Der Gegenstand, welcher in diesem Zeitraume unsere ganze Aufmerksamkeit fodert, ist Cicero selbst; er, dessen Name für alles, was in der Beredsamkeit groß heißt, bedeutend geworden ist. Die Geschichte seines Lebens, und die Prüfung seiner Denkungsart als Mensch und Staatsmann, beydes gehört gegenwärtig keinesweges zu unserer Absicht. Wir betrachten Cicero hier bloß als einen beredten Volksredner, und begnügen uns nur in dieser Rücksicht seine Vorzüge und Mängel, wenn er deren anders hatte, zu bemerken. Seine Vorzüge, als solcher, sind ohne Zweifel außerordentlich groß; indem fast jede seiner Reden sich durch einen hohen Grad von Kunst auszeichnet. Er eröffnet dieselben gemeiniglich mit einem regelmäßigen Eingange, und weiß die Zuhörer durch die schicklichste Vorbe-

rei-

*) Wer hierüber nähere Auskunft verlangt, mag diese lieber aus der Quelle selbst schöpfen, und Cicero's drey Bücher de Oratore lesen, wie auch die beyden Abhandlungen eben dieses Schriftstellers, von denen die eine Brutus, sine de claris Oratoribus, und die andere Orator, ad M. Brutum überschrieben ist.

reitung einzunehmen, und seiner Sache geneigt zu machen. Sein Vortrag ist faßlich, und seine Beweise sind immer auf das vortheilhafteste dargestellt. Er ist in der That weit faßlicher, als Demosthenes; und dieses ist einer der Vorzüge, welchen er vor jenem voraus hat. Alles steht bey ihm an der gehörigen Stelle; er gehet nicht eher auf Rührung der Zuhörer aus, bis er sich ihrer Uiberzeugung versichert glaubt, und man muß gestehen, daß er hierinn, und besonders was die Erregung der sanftern Gefühle betrifft, außerordentlich glücklich ist. Kein Schriftsteller verstand sich je mehr auf die Kraft und den Nachdruck der Worte als Cicero. Sein Ausdruck strömt mit der größten Anmuth und Pracht dahin, und der Bau seiner Redesätze ist im hohen Grade abgemessen und ausgearbeitet; er ist nirgends abgebrochen, sondern immer auf das sorgfältigste ausgebildet und gerundet. Cicero ist ein großer Freund von Erweiterung und Ausschmückung der Gedanken; seine Sprache hat eben so viel Feyerlichkeit als seine Gesinnungen moralischen Schwung. Uiberhaupt genommen neigt sich zwar seine Manier sehr zur Ausführlichkeit; allein sie wechselt doch oft glücklich ab, und bleibt fast immer dem Gegenstande angemessen. So ist, zum Beyspiel, in seinen vier Reden gegen den Catilina, Ton und Schreibart einer jeden merklich verschieden, und mit sichtbarer Beurtheilung der jedesmaligen Veranlassung, und den Umständen, unter welchen sie gehalten wurden, angepaßt. Da wo irgend ein wichtiges Staatsinteresse seine Seele emporhebt, und mit Unwillen

Vorles XXIV.

Vorles. XXIV.

oder leidenschaftlicher Wärme erfüllt, entfernt er sich merklich von jener weitschweifigen und deklamatorischen Manier, zu welcher sich seine Schreibart in andern Stellen hinneigt, und wird im hohen Grade stark und leidenschaftlich. Diß ist der Fall in seinen Reden gegen den Antonius, wie auch gegen den Verres und Catilina.

Bey allen diesen vorzüglichen Eigenschaften, welche Cicero besizt, ist er doch nicht von gewissen Fehlern frey, die ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Denn die Ciceronianische Beredsamkeit ist ein durch ihre Schönheiten so blendendes Muster, daß sie, ohne eine genaue und sorgfältige Prüfung, junge Leute nur zu leicht zu einer fehlerhaften Nachahmung verführen kann; und mich dünkt, die uneingeschränkte Bewunderung derselben hat wirklich bisweilen diese Folgen gehabt. In den meisten Reden des Cicero, besonders in denjenigen, welche in seine frühern Jahre fallen, herrscht offenbar zu viel Kunst, ein zu sichtbares Bestreben zu gefallen, und die Pracht der Beredsamkeit gleichsam zur Schau zu legen. Es scheint ihm oft bey dem, was er sagt, mehr darum zu thun, die Zuhörer mit Bewunderung seiner Talente zu erfüllen, als auf ihre Uiberzeugung zu wirken. Daher kommt es, daß manche Stellen in seinen Reden mehr schimmernd als gründlich sind; daß er nicht selten geschwätzig wird, wo er grade am gedrängtesten seyn sollte. Seine Redesätze sind zwar durchaus rund und wohlklingend, und man kann ihnen nicht ermüdende Eintönigkeit vor-

vorwerfen, indem es dem Baue derselben wirklich nicht an Mannichfaltigkeit für das Ohr fehlt: allein, aus zu großer Vorliebe für eine gewisse Fülle des Ausdrucks, mangelt es ihnen bisweilen an der gehörigen Stärke. Uibrigens läßt Cicero nicht leicht irgend eine Gelegenheit vorbey, von sich selbst zu sprechen. Seine großen Thaten und die wirklichen Dienste, welche er seinem Vaterlande geleistet, können ihn zum Theil entschuldigen, zumal da die Sitten und Denkungsart der Alten eine Freymüthigkeit dieser Art minder auffallend machten als bey uns: allein, auch nach allen diesen Voraussetzungen, ist doch immer eine zu weit getriebene Selbstgefälligkeit nicht zu verkennen; und nicht bloß seine Reden, sondern überhaupt alle seine Werke, lassen in uns das Bild eines guten, aber auch merklich eitlen Mannes zurück. Vorles. XXIV.

Die Mängel, deren wir izt in Ansehung der Beredsamkeit des Cicero gedacht haben, blieben auch seinen Zeitgenossen nicht unbemerkt. Wir haben hierüber das Zeugniß des Quintilian und des Verfassers von dem Gespräch über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit. Auch Brutus, wie wir wissen, nannte ihn in dieser Beziehung einen matten und nervenlosen Redner (tractum et elumbem.) „Cicero's Zeitgenossen, „sagt Quintilian, wagten es, ihn des Schwulstes „und eines gewissen morgenländischen Uiberflusses „zu beschuldigen; sie fanden, daß er sich zu oft „wiederhole, durch sein Bestreben nach Witz bisweilen frostig werde, und, was den Ausdruck be-

Vorles. XXIV.

„treffe, matt, schwülstig und weichlicher sey, als „es einem Manne zieme.„ *) Diese Vorwürfe waren ohne Zweifel zu weit getrieben, und haben einen sichtbaren Anstrich von Uibelwollen und persönlicher Feindschaft. Jene Beurtheiler sahen Cicero's Fehler; aber sie vergrößerten dieselben: und die Ursache hiervon läßt sich auf die Verschiedenheit des Geschmacks zurückführen, welche damals in Ansehung der Beredsamkeit zu Rom herrschte. Es gab nehmlich zwey verschiedene Schulen, die sogenannten Attiker, und Asiaten. Die erstern, welche sich selbst den Namen Attiker beylegten, waren erklärte Vertheidiger dessen, was sie als den einfachen, schmucklosen und natürlichen Styl der Beredsamkeit ansahen; und diese behaupteten nun, daß sich Cicero von jenem Style entfernt, und der entgegen gesezten blühenden Asiatischen Manier anhänge. Cicero hingegen, in seinen rhetorischen Abhandlungen **), macht dieser Schule den Vorwurf, daß sie an die Stelle der ächten Attischen Beredsamkeit eine kalte und trockne Manier unterschiebe; und behauptet, daß er seine Schreibart ganz nach der eigentlich Attischen gebildet habe. Quintilian, welcher uns mit den Streitigkeiten beyder Partheyen, und noch einer drit-

*) „Suorum temporum homines incessere audebant „eum ut tumidiorem et Asianum, et redundantem „et in repetitionibus nimium, et in salibus aliquando frigidum, et in compositione fractum et exsultantem et pene viro molliorem.„

**) Besonders in seinem Orator ad M. Brut.

dritten, die unter dem Namen der Rhodier zwi- Vorles.
schen den Attikern und Asiaten das Mittel zu hal- XXIV.
ten suchte, umständliche Nachricht giebt, erklärt sich hierbey für den Cicero, und ertheilt jener vollern, reichhaltigern, und in allen ihren Theilen ausgebildeten Schreibart, gleichviel ob man sie Attisch oder Asiatisch nennen wolle, den Vorzug; er beschließt, was er hierüber sagt, mit folgender sehr wahren Bemerkung: „Es giebt mehrere Arten „der Beredsamkeit: aber thöricht ist es, zu fra„gen, an welche sich der Redner zu halten habe; „indem jede Art derselben, wenn sie nur an sich „selbst nicht fehlerhaft ist, brauchbar werden kann. „Der Redner wird sich, wie es die Umstände er„fodern, aller zu bedienen wissen, und dabey nicht „bloß auf den Gegenstand seiner Rede überhaupt, „sondern auch auf die Erfoderniße der einzeln Thei„le derselben Rücksicht nehmen.„ *)

Die Zusammenstellung des Cicero mit dem Demosthenes hat den Kunstrichtern reichen Stoff zu Vergleichungen gegeben. Die verschiedene Manier dieser beyden Helden der Beredsamkeit, und die unterscheidenden Charakterzüge eines jeden von

*) „Plures sunt eloquentiae facies; sed stultissimum „est quaerere, ad quam recturus se sit orator; cum „omnis species, quae modo recta est, habeat „usum. — Vtetur enim, ut res exiget, omni„bus; nec pro causa modo, sed pro partibus „causae.„

Instit. Orat. L. X.

Vorles. XXIV. ihnen, leuchten so stark aus ihren Werken hervor, daß die Vergleichung in mancherley Rücksichten sehr leicht und natürlich ist. Der Charakter des Demosthenes ist Stärke und Ernst; der Charakter des Cicero Anmuth und schlaue Eindringlichkeit. Der eine zeigt mehr männliches Wesen; der andere mehr Verzierung. Jener ist bisweilen hart, aber dafür geistvoller und gedrängter; dieser ist gefälliger, aber dabey weitläuftig und schlaff.

Um diese Verschiedenheit zu erklären, ohne dabey dem Verdienste des Cicero im geringsten zu nahe zu treten, hat man gesagt, man müsse hierbey die verschiedene Beschaffenheit der Zuhörer von beyden Rednern in Anschlag bringen. Die verfeinerten Athenienser hätten der gedrängten und bündigen Beredsamkeit des Demosthenes wohl folgen können; allein bey Vorträgen an die Römer sey eine mehr volksmäßige, blühende und deklamatorische Manier erfodert worden, weil diese leztern ein minder scharfsinniges und mit den Künsten der Rede weniger vertrautes Volk gewesen wären. Aber diese Erklärung ist keinesweges befriedigend: denn wir finden, daß der Griechische Redner weit öfterer vor einer vermischten Versammlung sprach, als der Römische. Fast alle öffentlichen Geschäfte des Athenienſischen Staats wurden in Volksversammlungen betrieben. Demosthenes hatte also das gemeine Volk zu Zuhörern und zu Richtern: Cicero hingegen sprach gemeiniglich zu den versammleten Vätern des Raths, oder, bey Untersuchungen über Verbrechen, vor dem Prätor und

den

den auserwählten Richtern; und es läßt sich auf keine Weise behaupten, daß in Rom Männer von dem höchsten Range und der besten Erziehung einer ausführlichern Art des Vortrages bedurft hätten, als die gemeinen Bürger von Athen, um die Sache, wovon die Rede war, zu verstehen, oder an der Darstellung des Redners Geschmack zu finden. Vielleicht kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir bemerken, daß die höchste Vereinigung aller der Eigenschaften, welche den vollkommnen Redner bilden, und ein gleich ausgezeichnetes Talent für jede dieser einzeln Eigenschaften, mehr ist, als sich von den eingeschränkten Fähigkeiten des menschlichen Geistes erwarten läßt. Der höchste Grad von Stärke wird sich schwerlich jemals mit dem höchsten Grade von Anmuth und Verzierung zusammen finden. Gleiche Sorgfalt für diese entgegengesezten Erfodernisse kann nicht mit einander bestehen; und das Genie, welches den höchsten Grad von gefälliger Anmuth über seine Arbeiten zu verbreiten weiß, ist von einer andern Art, als dasjenige, welches sich allenthalben durch einen hohen Grad von Stärke auszeichnet. Und eben hierinn liegt offenbar die charakteristische Verschiedenheit zwischen den beyden größten Rednern des Alterthums. Vorles. XXIV.

Was dem **Demosthenes** in unserer Schätzung gewissermaßen zum Nachtheil gereicht, ist, außer seiner gedrungenen und bisweilen Dunkelheit veranlassenden Kürze, der Umstand, daß der größte Theil von uns mit seiner Sprache minder vertraut ist, als mit der Lateinischen. Auch gilt dieses nicht

von

Vorles. XXIV.

von der Sprache allein; sondern eben sowohl von den Sitten, Gebräuchen, und alle dem, was man gewöhnlich unter dem Namen der Alterthümer zu begreifen pflegt. Wir lesen daher den Cicero mit mehr Leichtigkeit, und schon um deswillen mit mehr Vergnügen. Aber auch ohne diesen Umstand mit in Anschlag zu bringen, bleibt Cicero ohne allen Zweifel ein mehr anmuthiger Schriftsteller, als der Griechische Redner. Nichts desto weniger bin ich überzeugt, daß in Fällen, wo sich der Staat in Gefahr befindet, und überhaupt wo Angelegenheiten, die das öffentliche Beste betreffen, und ernsthafte Aufmerksamkeit verdienen, entschieden werden sollen, eine im Geist und nach Art des Demosthenes gehaltene Rede weit mehr Nachdruck haben, und also weit größere Wirkung hervorbringen würde, als ein Vortrag in der Manier des Cicero. Man denke sich Demosthenes Philippische Reden, bey einer durchaus ähnlichen Lage der Umstände, gegenwärtig vor einer Versammlung von Britten gehalten; und Niemand wird zweifeln, daß sie noch heut zu Tage überzeugen und unwiderstehlich auf die Gemüther wirken würden. Der hinreißende Ausdruck, die mit so viel Stärke vorgetragenen Beweisgründe, die lebhaften Aeußerungen des Unwillens, des Zorns, der Freyheit und des kühnen Muthes, die fast jede Zeile derselben beseelen, würden gewiß auch bey Zuhörern aus unserer Welt ihrer Wirkung nicht verfehlen. Aber ich zweifle, ob sich eben dieses von einer Rede des Cicero erwarten ließe, dessen Beredsamkeit, bey aller ihrer Schönheit und Angemessenheit für den Römischen

Ge-

Geschmack, doch zu oft an Deklamazion gränzt, und von der Art, wie wir gegenwärtig öffentliche Angelegenheiten und überhaupt Sachen von Wichtigkeit behandelt wissen wollen, allzuweit entfernt ist. *) Vorles. XXIV.

Die meisten Französischen Kunstrichter sind bey Vergleichung des Demosthenes und Cicero geneigt, dem leztern den Vorzug zu geben. Der Pater Rapin, ein Jesuit, thut in den Vergleichungen, welche er zwischen einigen der berühmtesten Griechischen und Römischen Schriftsteller angestellt hat, den Ausspruch durchaus zum Vortheil der Römer. Um den Vorzug zu rechtfertigen, welchen er dem Cicero ertheilt, führt er unter andern einen ganz eigenen Grund an, auf welchen er nicht wenig Gewicht zu legen scheint; und dieser Grund besteht darinn, daß Demosthenes keinesweges eine so vollkommene Kenntniß der menschlichen Denkart und Leidenschaften habe besitzen können, als Cicero. Wie so, wird man fragen? — Weil, antwortet unser Kunstrichter, weil der erstere nicht den Vortheil hatte, Aristoteles Abhandlung über die Rhetorik zu lesen, in welcher jene Geheimnisse zuerst hinlänglich kund gethan worden. Um diesen wichtigen Grund noch mehr zu unter-

*) Ich stimme hier ganz dem Urtheile des David Hume bey, der in seinem Versuche über die Beredsamkeit die Meinung äußert, daß unter allen menschlichen Geisteswerken die Reden des Demosthenes sich dem Ideale der Vollkommenheit am meisten nähern.

Vorles. XXIV. unterstützen, läßt sich unser Pater in einen ausführlichen Streit mit dem Gellius ein, um zu beweisen, daß die Rhetorik des Aristoteles nicht eher bekannt gemacht worden sey, als nachdem Demosthenes, wo nicht alle, doch wenigstens seine beträchtlichsten Reden bereits gehalten hatte. Nichts kann kindischer seyn, als die Voraussetzung, auf welcher die Behauptung des Französischen Kunstrichters beruhet. Männer, wie Cicero und Demosthenes, schöpften ihre Kenntniß der menschlichen Leidenschaften, und ihr Talent, dieselben in Bewegung zu setzen, aus höhern Quellen, als aus irgend einer rhetorischen Abhandlung. Es giebt indessen doch einen Französischen Kunstrichter, welcher es gewagt hat, sich von dem allgemein betretnen Pfade seiner Landsleute zu entfernen; er ertheilt dem Cicero alle jene verdienten Lobsprüche, auf welche das übereinstimmende Urtheil so vieler Zeitalter demselben hinreichend gültige Ansprüche giebt, beschließt aber demohngeachtet damit, daß er dem Demosthenes die Palme reicht. Dieser Kunstrichrer ist Fenelon, der berühmte Erzbischof von Cambray, und Verfasser des Telemachs; ein Schriftsteller, von dem man gewiß nicht sagen kann, daß er ein Feind der blühenden Anmuth und des Reizes der Schreibart gewesen sey. Die Stelle, in welcher er sich auf diese Weise erklärt, steht in seinen Betrachtungen über die Rhetorik und Dichtkunst; eine kleine Abhandlnng, die seinen Gesprächen über die Beredsamkeit gemeiniglich angehangen ist. Diese Gespräche und Bemerkungen verdienen in mehr als einer Rücksicht empfohlen zu wer-

werden, da sie, wie mich dünkt, das Beste enthalten, was irgend ein neuerer kritischer Schriftsteller über diesen Gegenstand gesagt hat. *) Vorles. XXIV.

Die Herrschaft der Beredsamkeit war bey den Römern von sehr kurzer Dauer. Sie nahm nach den Zeiten des Cicero immer mehr und mehr ab, oder gerieth vielmehr gänzlich in Verfall. Und man darf sich nicht wundern, daß diß geschahe. Es war nicht nur keine Spur von Freyheit mehr übrig; sondern willkührliche Gewalt ließ allenthalben ihren härtesten Druck fühlen. Das Römische Reich war von der Vorsehung in ihrem Zorne bestimmt, eine Reihe der abscheulichsten Tyrannen, die jemals das menschliche Geschlecht entehrt und gemißhandelt haben, auf dem Throne zu sehen. Unter solchen Regierungen läßt es sich nicht anders erwarten, als daß der Geschmack sich immer mehr und

*) Ausdruck und Wendungen der hier angeführten Stelle sind zu schön, als daß ich der Versuchung widerstehen könnte, sie hier wörtlich einzurücken. „Je „ne crains pas dire, que Demosthene me paroit „supérieur à Cicéron. Je proteste, que personne „n' admire plus Cicéron que je fais. Il embellit „tout ce qu'il touche. Il fait honneur à la parole. „Il fait des mots ce qu'un autre n'en sauroit faire. „Il a je ne sais combien de sortes d' esprits. Il „est même court, et vehement, toutes les fois „qu'il veut l'être; contre Catiline, contre Verres, „contre Antoine. Mais on remarque quelque „parure dans son discours. L'art y est merveilleux; „mais on l'entrevoit. L'orateur en pensant au sa-

„lut

Vorles. XXIV. und mehr verschlimmert, und das Genie allen Muth verlichrt. Einige Künste des Vergnügens, die mit Freyheit minder genau zusammenhängen, erhielten sich noch einige Zeit; aber jene männliche Beredsamkeit, welche sich in den Versammlungen des Senats und bey der Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten gezeigt hatte, konnte izt durchaus nicht mehr Statt finden. Der Einfluß, welchen die Veränderung der Regierungsform auf die Beredsamkeit hatte, und überhaupt der Zustand der öffentlichen Sitten, wird sehr treffend in dem bekannten Gespräch, über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit, geschildert, welches einige dem Tacitus, andere dem Quintilian beylegen. Der Strom der Schwelgerey, der Weichlichkeit und der Schmeicheley riß alles mit sich dahin; das Forum, wo sonst so mancherley große Angelegenheiten

„lut de la république, ne s'oublie pas, et ne se „laisse pas oublier. Demosthene paroit sortir de „soi, et ne voir que la patrie. Il ne cherche „point le beau; il le fait, sans y penser. Il est „au-dessus de l'admiration. Il se sert de la parole, „comme un homme modeste de son habit, pour „se couvrir. Il tonne; il foudroye. C'est un „torrent, qui entraine tout. On ne peut le cri„tiquer; parcequ'on est saisi. On pense aux cho„ses, qu'il dit, et non à ses paroles. On le perd „de vue. On n'est occupé que de Philippe, qui „envahit tout. Je suis charmé de ces deux ora„teurs; mais j' avoue que je suis moins touché de „l'art infini, et de la magnifique éloquence de Ci„céron, que de la rapide simplicité de Demosthene.„

heiten verhandelt wurden, war izt eine Wüste. Vorles. XXIV.
Zwar wurden noch Rechtshändel einzelner Par-
theyen daselbst vorgetragen, aber das Publikum
nahm nicht mehr daran Antheil; und nichts, was
daselbst vorging, konnte die allgemeine Aufmerk-
samkeit mehr reizen; „kaum daß hier und da noch
„ein einzelner Zuhörer dem Redner zur Seite stehet,
„indeß alles um ihn her öd' und gleichsam todt ist.
„Aber die Beredsamkeit wird nur durch lauten Bey-
„fall einer versammleten Menge gehoben, die sich
„um den Sprechenden wie um die Bühne herum-
„drängt: diß leztere war täglich und fast ohne Aus-
„nahme der Fall bey den alten Rednern, als das
„Forum von so vielen Menschen, zum Theil aus
„den höchsten Ständen, umringt war; als außer
„einem zahlreichen Gefolge von Klienten bald ganze
„Zünfte, bald Abgesandte verbundner Städte,
„wichtigen Rechtshändeln beywohnten, und das
„Römische Volk selbst an den meisten Entscheidun-
„gen einen mehr unmittelbaren Antheil nahm. *)

Was

*) „Unus inter haec, et alter, dicenti assistit; et
„res velut in solitudine agitur. Oratori autem cla-
„more plausuque opus est, et velut quodam thea-
„tro, qualia quotidie antiquis oratoribus contin-
„gebant; cum tot ac tam nobiles forum coarcta-
„rent; cum clientelae, et tribus, et municipio-
„rum legationes, periclitantibus assisterent; cum
„in plerisque judiciis crederet populus Romanus
„sua interesse, quid judicaretur.„

Dial. de caus. corrupt. eloqu.

Vorles. XXIV. Was den Verfall der Beredsamkeit noch mehr beschleunigte, waren die sogenannten Redeübungen, durch welche man sich die Fertigkeit in derselben zu erwerben suchte. Zum Stoff jener Reden wählte man eingebildete und abentheuerliche Gegenstände, welche auf das wirkliche Leben und die gewöhnlichen Geschäfte durchaus keine Beziehung hatten, und in welchen alle Arten unächter und gezwungener Verzierungen reichlich ausgestreuet, und in Umlauf gebracht wurden. Petronius Arbiter erklärt sich hierüber in seiner Anrede an die damaligen Lehrer der Beredsamkeit mit vieler Laune: „Es sey mir erlaubt, ihnen zu sagen, daß sie es „sind, die uns zuerst um alle wahre Beredsamkeit „gebracht haben. Die armseligen und sinnlosen „Possen, von welchen ihre Deklamazionssäle wie„derhallen, haben gemacht, daß aller männliche „Geist der Beredsamkeit verflogen ist. Ich mei„nes Theils bin daher überzeugt, daß den jungen „Leuten durch den Unterricht, welchen sie in ihren „Schulen erhalten, der Kopf durchaus verdreht „wird, weil sie daselbst nichts von dem, was für „das wirkliche Leben brauchbar ist, zu hören oder „zu sehen bekommen, sondern dafür mit Seeräu„bern unterhalten werden, die am Ufer stehen, „um arme Gefangene in Ketten zu schmieden; mit „blutdürstigen Tyrannen, die Befehle ausgehen „lassen, durch welche die Kinder verurtheilt wer„den, ihren Vätern die Köpfe herunter zu schla„gen; mit Orakelsprüchen, welche bey wütender „Pest drey oder mehrere Jungfrauen lebendig ge„opfert wissen wollen; und das alles in einer süßen,

„gleich-

„gleichsam von Honig triefenden Sprache, in wel- Vorles.
„cher jedes einzelne Wort bis zum Ekel mit Würze XXIV.
„überladen ist. Gewiß, wer solche Geistesnah-
„rung erhält, kann eben so wenig guten Geschmack
„bekommen, als Jemand, der sich täglich in ei-
„ner schmuzigen Küche aufhält, Wohlgeruch.„ *)
In den Händen der Griechischen Rhetoren artete, wie wir oben bemerket haben, die männliche und nachdrucksvolle Beredsamkeit ihrer frühern guten Redner in Spitzfindigkeiten und Sophisterey aus: in den Händen der Römischen Deklamatoren verlohr sie sich in Gegensätze und geschraubten Witz. Dieser falsche Geschmack zeigt sich zuerst in den Schriften des Seneca, und leuchtet auch in der berühmten Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan hervor, welche man als den lezten Versuch der Römischen Beredsamkeit ansehen kann. Der

*) Pace vestra liceat dixisse, primi omnem eloquentiam perdidistis. Levibus enim ac inanibus sonis ludibria quaedam excitando, effecistis ut corpus orationis enervaretur atque caderet. Et ideo ego existimo adolescentulos in scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis, quae in usu habemus, aut audiunt, aut vident; sed piratas cum catenis in littore stantes; et tyrannos edicta scribentes, quibus imperent filiis, ut patrum suorum capita praecidant; sed responsa, in pestilentia data, ut virgines tres aut plures immolentur; sed mellitos verborum globulos, et omnia quasi papavere, et sesamo sparsa. Qui inter haec nutriuntur, non magis sapere possunt, quam bene olere qui in culina habitant.

Vorles. XXIV. Verfasser war gewiß ein Mann von Geist; aber es fehlt seiner Rede durchaus an Leichtigkeit und Natur. Vom Anfang bis zum Ende seines Werks sieht man ein beständiges Bestreben, sich von der gemeinen Denk- und Sprechart zu entfernen, und überall einen gezwungenen Schwung zu nehmen.

Bey dem Untergange des Römischen Reichs gab die Einführung des Christenthums zu einer neuen Art von Beredsamkeit Anlaß; ich meyne die Apologien, Predigten und Pastoralschriften der Kirchenväter. Unter den lateinischen Schriftstellern dieser Art sind Laktantius und Minutius Felix, was die Reinigkeit der Schreibart betrifft, die merkwürdigsten, so wie es auch späterhin dem berühmten Augustin nicht an einem beträchtlichen Grade von Lebhaftigkeit und Stärke fehlte. Aber keine von alle den Schriften dieser Kirchenväter kann als eigentliches Muster von ächter Beredsamkeit gelten. Die Sprache derselben wird, so wie man zu dem dritten oder vierten Jahrhunderte herabsteigt, hart, und ihre Schreibart ist überhaupt von dem Geschmacke jenes Zeitalters angesteckt, welches überspannte, aufgedunsene Gedanken und Wortspiele über alles liebte. Unter den Griechischen Kirchenvätern ist Chrysostomus derjenige, welcher sich durch seine Beredsamkeit vorzüglich ausgezeichnet hat. Sein Ausdruck ist rein, und seine Schreibart in hohem Grade figürlich. Er ist reich, angenehm und bisweilen nicht ganz ohne leidenschaftliche Wärme; aber bey dem allen zeigt er noch immer viel von dem, was man von jeher als den

Cha-

Charakter der Asiatischen Beredsamkeit angesehen hat, nehmlich überflüßige Weitschweifigkeit und schwülstige Uibertreibungen. Indessen wird die Lesung seiner Schriften für den Kanzelredner immer nicht ganz ohne Vortheil seyn, da Chrysostomus doch immer noch freyer von falschen Verzierungen ist, als die lateinischen Kirchenväter. Vorles. XXIV.

Was den Zustand der Beredsamkeit in neuern Zeiten betrifft, so ist es unläugbar, daß öffentliche Vorträge, bey den Europäischen Nazionen überhaupt, nie als eine so wichtige Sache angesehen, oder mit so vielem Eifer betrieben worden sind, als ehemals in Rom oder Griechenland. Die Beredsamkeit hat sich daher weder gleichen Ruhm erworben, noch gleich beträchtliche Wirkungen hervorbringen können. Auch hat man von den höhern Arten derselben, welche in jenen alten Staaten so herrschend waren, nicht einmal Gebrauch zu machen versucht; obgleich ein neuer Stand aufgekommen ist, welcher die Beredsamkeit vorzüglich begünstiget, und ihr die schönste Gelegenheit darbietet, sich zu zeigen: ich meyne die Lehrstühle der Religion. In der That scheint der Geist der Zeiten in dieser Betrachtung sich merklich geändert zu haben. Die beyden Länder, wo wir mit Recht erwarten können, die Beredsamkeit blühen zu sehen, sind Frankreich und Großbritannien: Frankreich wegen der ausgezeichneten Neigung der Nazion zu allen schönen Künsten, und wegen der Aufmunterung, welche diese Künste daselbst in dem vergangenen Jahrhunderte von dem Publikum erhalten haben;

Vorles. XXIV. Großbritannien sowohl wegen der Fähigkeit und Geistesanlagen seiner Bewohner, als auch wegen der freyen Regierungsart, deren dieses Land genießt. Aber es ist Thatsache, daß in keinem dieser beyden Länder die Beredsamkeit sich nur einigermaßen zu dem Grade ihres ehemaligen Glanzes erhoben hat. Indeß die besten Köpfe derselben in andern, sowohl prosaischen als poetischen Geistesswerken, mit Griechenland und Rom um den Preiß gewetteifert, ja in manchen Gattungen ihre Urbilder vielleicht übertroffen haben, sind die Namen des Demosthenes und Cicero noch bis auf diesen Tag ohne Nebenbuhler ihres Ruhms geblieben, und es würde abgeschmackte Anmaßung seyn, wenn man behaupten wollte, daß irgend ein neuerer Redner auf einen gleichen, oder auch nur auf einen verhältnißmäßigen Grad des Verdienstes Anspruch machen könne.

Besonders muß es außerordentlich scheinen, daß Großbritannien sich in der Beredsamkeit nicht mehr hervorgethan hat, als bisher geschehen ist; zumal, wenn man den aufgeklärten und zu gleicher Zeit freyen und kühnen Geist dieses Landes, welcher das Studium der Beredsamkeit nicht wenig zu begünstigen scheint, erwägt, und noch den Umstand hinzu nimmt, daß unter allen gesitteten Nazionen England die einzige ist, welche sich einer volksmäßigen Regierung rühmen kann, und an deren Gesetzgebung eine so zahlreiche Versammlung Antheil hat, von der man erwarten sollte, daß sie der Herrschaft der Beredsamkeit ganz vorzüglich

Raum

Raum geben müsse. *) Dieser Vortheile ohngeachtet muß man gestehen, daß eben dieses Land in den meisten Zweigen der Beredsamkeit nicht nur um viele Stufen hinter den Griechen und Römern, sondern selbst hinter den Franzosen zurückgeblieben ist. Wir haben Philosophen, die sich, vielleicht mehr als bey irgend einer andern Nazion, in allen Theilen der Wissenschaften hervorgethan und berühmt gemacht haben. Wir können auf einen hohen Grad sowohl von Geschmack als Gelehrsamkeit Anspruch machen. Wir haben Geschichtschreiber und Dichter, die sich einen unsterblichen Namen erworben haben. Aber wie wenige Redner, wie wenige Meister in der Kunst des Vortrags können wir aufweisen? Und wo sind die Denkmale ihres Geistes anzutreffen? Zwar hat es in jedem Zeitalter einige gegeben, welche sich durch ihren Einfluß auf die Verhandlungen des Parlaments einiges Ansehen erwarben; aber dieses Ansehen war gemeiniglich mehr eine Folge ihrer Staatsklugheit

*) David Hume macht eben diese Bemerkung in seinen Versuchen über die Beredsamkeit, und sezt dieselbe mit seiner gewöhnlichen Anmuth ins Licht. Er nimmt übrigens hierbey an, daß sich für diese Uiberlegenheit der ältern Beredsamkeit über die neuere kein hinreichend befriedigender Grund angeben lasse. Allein ich denke hierüber anders, und werde noch vor dem Schlusse dieser Vorlesung einige Umstände angeben, aus denen sich diese Frage in Ansehung der drey vornehmsten Felder der öffentlichen Beredsamkeit größtentheils beantworten läßt.

Vorles. XXIV.

und ihrer Erfahrung in Geschäften, als ihrer redne-rischen Fähigkeiten; und, einige wenige Fälle ausgenommen, in welchen sich die Macht der Beredsamkeit wirklich mit einem gewissen Glanze gezeigt hat, finden wir, daß die meisten Parlamentsredner sich durch ihre Vorträge mehr einen vorübergehenden Beyfall, als dauerhaften Ruhm erworben haben. Was die gerichtliche Beredsamkeit betrifft, so haben wir ohne Zweifel verschiedene geschickte Sachwalter aufzuweisen; allein demohngeachtet ist keine ihrer Arbeiten würdig gefunden worden, der Nachwelt überliefert zu werden; noch ist die Aufmerksamkeit, welche sie erreget haben, in irgend einem Falle von längerer Dauer gewesen, als der Gegenstand, auf welchen sich ihre Reden bezogen, die öffentliche Theilnehmung beschäftigte; dahingegen in Frankreich die ähnlichen Arbeiten eines Patru, und, in spätern Zeiten, eines Cochin und D'Agvesseau mit Vergnügen gelesen, und oft von den besten Kunstrichtern als Muster der Beredsamkeit angeführt werden. Eben so haben sich auch in Ansehung der kirchlichen Vorträge die Englischen Gottesgelehrten durch die ausgearbeitersten und vernunftmäßigsten Vorträge vielleicht vor jeder andern Nazion unterschieden. Wir haben viele gedruckte Predigten voll gesunden Verstandes, theologischer Gelehrsamkeit und reiner Moral: aber die Beredsamkeit, die eindringliche Wärme, welche sich der Gemüther und des Herzens der Zuhörer versichert, und, wie mich dünkt, der Hauptendzweck jener Reden seyn sollte, steht mit der Vortrefflichkeit der vorgetragenen Sachen bey weitem

nicht

nicht in gehörigem Verhältnisse. Es giebt, mei- Vorles. XXIV.
ner Uiberzeugung nach, wenig Künste unter uns, die weiter von der Vollkommenheit entfernt wären, als die Kunst zu predigen. Ich werde nachher Gelegenheit haben, die Ursachen hiervon näher zu entwickeln. Izt begnüge ich mich, zum Beweis meiner Behauptung selbst, bloß zu bemerken, daß unsre Englischen Predigten, statt eindringliche und auf Empfindung wirkende Reden zu seyn, sich selten über den Ton der nüchternsten und trockensten Lehrsprache erheben. Bey den Franzosen hingegen finden wir in den Reden eines Bossuet, Massillon, Bourdaloue *) und Flechier alles auf einen weit höhern Schwung der Beredsamkeit angelegt, und oft dadurch einen Grad des Nachdrucks erreicht, von dem in Englischen Predigten durchaus keine Spur wahrzunehmen ist.

Uiberhaupt besteht die charakteristische Verschiedenheit der Französischen und Englischen Beredsamkeit darinn, daß die Franzosen weit höhere Begriffe von der einnehmenden und rührenden Kraft der Beredsamkeit angenommen haben, wenn sie schon bisweilen in der Ausübung ihren Zweck verfehlen. Wir Engländer hingegen haben uns auf einen niedrigern Ton der Beredsamkeit einge-

*) Bourdaloue's Name scheint sich hier aus Versehen unter die übrigen verirrt zu haben: denn bekanntermaßen zeichnet sich der logisch strenge Vortrag dieses Französischen Kanzelredners durch nichts weniger aus, als durch Wärme und Eindringlichkeit.

Vorles. XXIV.

schränkt, und dafür, wie sich natürlicher Weise erwarten läßt, desto mehr Sorgfalt auf die Ausübung verwendet. Die Schreibart der Französischen Redner ist mit weit kühnern Figuren ausgeschmückt, und ihr durchaus belebterer Vortrag athmet ungleich mehr Wärme und Erhabenheit. Die Sprache ist oft sehr schön, aber bisweilen zu weitläuftig, indem es ihr an derjenigen Stärke und Gedrungenheit fehlt, durch welche die Beredsamkeit den größten Nachdruck erhält. Dieser Fehler liegt vielleicht zum Theil in dem Genie des Volks, welches geneigt ist, der Verzierung wenigstens eben so viel Aufmerksamkeit zu widmen, als der Sache selbst; zum Theil aber auch in der Beschaffenheit ihrer Regierungsart. Diese leztere benimmt der Beredsamkeit die schicklichste Gelegenheit, sich Nachdruck und Stärke zu erwerben, indem sie den öffentlichen Vorträgen keinen, oder doch nur einen sehr geringen Einfluß auf die Verhandlung allgemein wichtiger Angelegenheiten verstattet. Die Kanzel ist daher das vornehmste Feld, welches der Französischen Beredsamkeit übrig bleibt. Zwar werden auch bey der Aufnahme neuer Mitglieder der Akademie Reden gehalten, welche nicht selten Züge des Genies verrathen; aber da es diesen Deklamazionen unglücklicherweise an einem bestimmten Zwecke fehlt, so verlieren sie sich gemeiniglich in Schmeicheley und Lobsprüche, das unfruchtbarste und reizloseste Feld für ächte Beredsamkeit.

Ich bemerkte oben, daß Griechen und Römer sich einer höheren Art von Beredsamkeit beflissen, als

als unsere gegenwärtigen Zeiten zu kennen schei- Vorles.
nen. Die Beredsamkeit der Alten war von jener XXIV.
heftigen und leidenschaftlichen Art, welche die Gemüther der Zuhörer entzündete, und sich ihrer Einbildungskraft unwiderstehlich zu bemächtigen wußte. Dieser Wärme des Inhalts war denn auch die Lebhaftigkeit des Vortrages und der ihn begleitenden Gebehrdensprache angemessen. Mit dem Fuße aufstampfen, sich mit der Hand vor die Stirne oder Hüfte schlagen, waren, wie wir aus Cicero's Schriften *) lernen, bey dem gerichtlichen Vortrage gewöhnliche Gebehrden; wenn schon dieselben heut zu Tage überall, ausgenommen etwa auf der Bühne, unschicklich und ausschweifend scheinen würden. Die neuere Beredsamkeit ist weit gemäßigter und kälter, und hat sich, besonders bey uns in Großbritannien, beynahe ganz auf den Ton der Untersuchung und Beweisführung eingeschränkt. Ihr Vortrag ist beynahe ganz von der Art, welche die alten Kunstrichter unter dem Namen genus dicendi tenue und subtile bezeichneten; ein Vortrag, bey dem es nicht sowohl um Rührung der Leidenschaften, als um Ueberzeugung und Unterricht zu thun ist, und der daher einen Ton annimmt, welcher sich nur wenig über die Sprache des gemeinen Lebens und der wissenschaftlichen Untersuchung erhebt.

Es

*) Die supplosio pedis und percussio femoris wird unter andern in einer Stelle der Abhandlung de clar. Orator. ausdrücklich erwähnt.

Vorles. XXIV.

Es lassen sich verschiedene Ursachen anführen, warum die neuere Beredsamkeit sich in ihren Bestrebungen so eingeschränkt und demüthig gezeigt hat. Mich dünkt, daß diese Veränderung zum Theil aus der genauern und bündigen Art zu denken, der man sich in neuern Zeiten beflissen hat, hergeleitet werden muß. Niemand kann wohl im Ernst zweifeln, daß die alten Griechen und Römer uns in mancherley Aeußerungen, bey welchen es bloß auf Genie ankommt, übertroffen haben. Aber ich denke, man muß auch auf der andern Seite einräumen, daß wir in Ansehung der Genauigkeit und Schärfe des Prüfungsgeistes, mit welchem wir verschiedene, besonders wissenschaftliche Gegenstände zu behandeln gewohnt sind, einige beträchtliche Vorzüge vor den Alten besitzen. In dem Maße, als die Welt weiter fortgerückt ist, hat auch die Philosophie größere Fortschritte gemacht. Dieser Unterfuchungsgeist hat sich in England besonders entwickelt, und beynahe auf jeden wichtigen Gegenstand ausgebreitet. Schon aus dieser Ursache sind wir daher gegen die Blumen des Ausdrucks gleichgültiger; ja wir sind gleichsam auf unserer Hut, und nichts weniger als geneigt, uns durch rednerische Künste täuschen zu lassen. Diejenigen, welche bey uns öffentlich auftreten, müssen in ihren Bemühungen, unsere Einbildungskraft in Bewegung zu setzen und auf unsere Empfindung zu wirken, weit schüchterner zu Werke gehn, als die Alten; und vielleicht ist durch den überwiegenden Einfluß des herrschenden Geschmacks ihr eigener Geistesschwung allzusehr gemäßigt und abgespannt.

Ja

Ja wer weiß, ob nicht eben diese Mäßigung, die wir so gern auf Rechnung unserer Vernunft und nüchternen Beurtheilungskraft geschrieben wissen wollen, oft nur eine Folge unserer Trägheit, oder einer von Natur kälteren Gemüthsart ist. In der That scheinen die Griechen und Römer, besonders aber die ersteren, weit mehr Lebhaftigkeit und Reizbarkeit besessen zu haben, als wir; und eben darum von den Schönheiten der Redekunst weit stärker gerührt worden zu seyn. Vorles. XXIV.

Außer diesen Nazionalbetrachtungen, müssen wir zunächst auch noch einige besondere Umstände in Ansehung der drey großen Gebiethe des öffentlichen Vortrags in Anschlag bringen, welche dem Gedeihen der Beredsamkeit unter uns merklich nachtheilig gewesen sind. Wenn schon das Englische Parlament das schönste Feld ist, welches Europa heut zu Tage dem öffentlichen Redner darbiethen kann, so ist doch die Beredsamkeit daselbst nie ein so mächtiges Werkzeug gewesen, als in den Volksversammlungen von Rom und Griechenland. Theils war, besonders unter einigen frühern Regierungen, das Zepter der willkührlichen Gewalt zu drückend, theils gewann, in spätern Zeiten, der Einfluß der Minister allzusehr die Oberhand. Die Macht der Beredsamkeit war zwar nie ganz unbeträchtlich, aber doch oft zu schwach, jenen beyden Kräften das Gleichgewichte zu halten. Und schon aus dieser Ursache mußte sie weniger eifrig betrieben werden, als in solchen Ländern, wo ihre Wirkung auf den Gang der öffentlichen Geschäfte gewiß und unwiderstehlich war.

Was

Vorles. XXIV.

Was die gerichtlichen Vorträge betrifft, so sind die Nachtheile unserer Verfassungen, in Vergleichung mit den Einrichtungen der Alten, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, nicht minder beträchtlich. Bey ihnen waren die Richter gemeiniglich zahlreich, die Gesetze weniger, und diese wenigen sehr einfach: daher die Entscheidung gröstentheils der Billigkeit und den Aussprüchen des gesunden Verstandes überlassen blieb. Hier war also der sogenannten gerichtlichen Beredsamkeit ein weites Feld geöffnet. Bey uns Neuern hingegen ist der Fall durchaus verschieden. Der Gang unserer Rechtspflege ist ungleich verwickelter, und die Kenntniß der dahin einschlagenden Gesetze eine so mühsame Sache geworden, daß sie den vornehmsten Gegenstand der Erziehung eines Rechtsgelehrten, und in gewisser Betrachtung das Geschäft seines ganzen Lebens ausmacht. Die Kunst der Sprache und des Vortrages ist nur eine untergeordnete Vollkommenheit, welcher er weit weniger Zeit und Mühe widmen kann. Uiberdiß sind auch die Gränzen der gerichtlichen Beredsamkeit gegenwärtig weit enger, und, einige wenige Fälle ausgenommen, bloß darauf eingeschränkt, aus bestimmten Gesetzen, Statuten und Entscheidung ähnlicher Rechtsfälle die nöthigen Gründe für die in Vortrag schwebende Sache herzuleiten: wobey es denn also nicht sowohl auf redneriſche Kunst, als vielmehr auf Kenntniß der Gesetze und Gewohnheiten ankommt.

Für die Kanzelberedsamkeit ist es ohne Zweifel ein groſses Hinderniß gewesen, daß die Gewohn-

wohnheit, Predigten abzulesen, statt sie aus dem Gedächtniß zu halten, in England so allgemein herrschend geworden ist. Die Genauigkeit kann dabey allerdings gewonnen haben; aber der Beredsamkeit mußte es offenbar Eintrag thun. Denn eine abgelesene Rede steht offenbar weit unter derjenigen, welche gehalten wird; die Art der Ausarbeitung sowohl, als die Art des Vortrags wird dadurch verändert; und die Wirkung auf die Zuhörer kann ohnmöglich dieselbe bleiben. Aber noch ein anderer Umstand hat, dünkt mich, in dieser Betrachtung nicht minder nachtheilige Einflüsse geäußert. Einige vor der Reformazion entstandene Sekten und Schwärmer beflissen sich einer warmen, eifernden und volksmäßigen Art zu predigen; und ihre Anhänger in spätern Zeiten fuhren fort, sich durch eine ähnliche Wärme zu unterscheiden. Der Haß gegen diese Secten war Ursache, daß die herrschende Kirche, weil sie jene Wärme für übertrieben hielt, zu dem entgegen gesezten Aeußersten, eines absichtlich kalten und durchaus gemäßigten Vortrags, überging. Aus diesem Grunde ist die Kunst der Uiberredung, auf welche es doch bey den Predigten hauptsächlich ankommen sollte, in einen bloß schlußgerechten und höchstens für den Verstand unterrichtenden Vortrag verwandelt worden. Und hierdurch ist es geschehen, daß sich nicht allein die Kanzelberedsamkeit auf einen allzuniedrigen Ton herabgestimmt hat, sondern eben dieser Umstand gab zugleich Anlaß, daß auch andere Arten öffentlicher Vorträge nach eben diesem Leisten, an den das Publikum bereits durch jene kalten und

gefühl-

Vorles. XXIV.

gefühllosen Vorträge gewöhnt war, eingerichtet wurden.

So viel von dem Zustande der Beredsamkeit in den neuern Zeiten, und den Umständen, welche, meiner Meynung nach, die Gestalt derselben zu erklären dienen. Sie hat, wie wir gesehen haben, viel von jenem Glanze verlohren, welchen sie einst in frühern Zeitaltern behauptete, und ist, statt daß sie ehemals erhaben und leidenschaftlich war, in dem Fortgange der Zeiten kalt und nüchtern geworden. Aber auch in dem Wirkungskreise, auf welchen wir sie gegenwärtig eingeschränkt finden, ist sie noch immer großer Endzwecke fähig, und es muß mehr einem Mangel von Eifer und Theilnehmung, als von Fähigkeit und Genie zugeschrieben werden, wenn sie bisher keine höhern Fortschritte unter uns gemacht hat. Sie eröffnet uns ein Feld, in welchem noch vieler Ruhm zu erwerben ist; sie selbst ist ein Werkzeug, das zu Endzwecken von der höchsten Wichtigkeit angewandt werden kann. Die alten Denkmale derselben bleiben noch immer für uns nützliche Muster der Nachahmung, wenn wir schon bey dieser Nachahmung auf gewisse Einschränkungen Rücksicht nehmen müssen, welche sich auf die Beschaffenheit des Geschmacks und der Sitten unserer Zeiten beziehen; eine Sache, worüber ich noch im Folgenden einige Bemerkungen zu machen Gelegenheit nehmen werde.

Fünf und zwanzigste Vorlesung.

Verschiedene Gattungen öffentlicher Vorträge — Beredsamkeit in Volksversammlungen.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen über die Natur der Beredsamkeit überhaupt, und den Zustand, in welchem sie sich in verschiedenen Ländern und Zeitaltern befunden hat, wollen wir izt die verschiedenen Gattungen der öffentlichen Vorträge, die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten derselben, und die hierauf sich beziehenden Regeln etwas näher betrachten. Die Alten theilten alle Reden überhaupt in drey Arten, die sogenannte bezeichnende oder ausführende (oratio demonstrativa), die berathschlagende (deliberativa), und die gerichtliche (judicialis). Der Zweck der ausführenden oder demonstrativen Reden war zu loben oder zu tadeln; der Zweck der Berathschlagungsreden, gewisse Maasregeln zu empfehlen oder davon abzurathen; der Zweck der gerichtlichen, anzuklagen oder zu vertheidigen. Die gewöhnlichsten Gegenstände der demonstrativen Gattung waren also Lobreden, Spottreden, Glückwünschungsreden, Leichenreden und dergleichen. Die Berathschlagungsrede beschäftigte sich mit öffentlichen Angelegenheiten, welche in dem Senate, oder vor der Versammlung des Volks erörtert wurden. Die

Vorles. XXV.

gerichts-

Vorles. XXV.

gerichtliche Rede sezte einen streitigen Rechtsfall vor Richtern aus einander, welche die Macht hatten loszusprechen oder zu verdammen. Diese Eintheilung findet sich in allen rhetorischen Abhandlungen der Alten, und ist auch von den Neuern, die jene abgeschrieben haben, angenommen worden. Auch kann man nicht sagen, daß sie unschicklich ist, weil sie wirklich die meisten, oder vielmehr alle Gegenstände begreift, auf welche sich öffentliche Vorträge beziehen können. Indessen glaube ich, daß es unserer Absicht angemeßner, und im Ganzen genommen vortheilhafter seyn wird, uns an diejenige Eintheilung zu halten, auf welche der Gang der neuern Beredsamkeit von selbst hinweist, und bey welcher die drey Hauptfelder der Beredsamkeit, in den Volksversammlungen, vor den Gerichtshöfen und auf der Kanzel zum Grunde liegen, deren jede sich durch einen besondern Charakter unterscheidet. Ulibrigens trifft diese Eintheilung zum Theil mit der Eintheilung der Alten überein. Die Beredsamkeit, welcher wir den Gerichtshof zum Schauplatz angewiesen haben, ist ganz dieselbe, welche bey den Alten die gerichtliche genannt wurde; die Beredsamkeit, welche sich in Volsversammlungen zeigt, ist zwar größtentheils von der Art, welche die Alten unter dem Namen der berathschlagenden Rede zu begreifen pflegten; aber sie läßt doch auch bisweilen Gegenstände zu, welche der demonstrativen Gattung angehören. Die Kanzelberedsamkeit hingegen ist von einer ganz verschiedenen Beschaffenheit, und kann eigentlich unter keine der von den alten Rhetorikern angenommenen Abtheilungen gebracht werden. Die

Die Regeln, welche die Anordnung und Ausbildung einer Rede in ihren besondern Theilen betreffen, sind allen Zweigen der Beredsamkeit, der geistlichen, gerichtlichen und volksmäßigen gemein. Ich werde daher in der Folge umständlich von ihnen handeln. Ehe ich aber dazu schreite, will ich vorher zu zeigen suchen, wodurch sich jede der drey Arten von Beredsamkeit, ihrem Geiste, Charakter und ihrer Manier nach, hauptsächlich unterscheidet: denn jede Gattung des öffentlichen Vortrags hat unläugbar einen eigenen, ihr besonders angemessenen Ton und Charakter, von welchem es nothwendig ist, einen richtigen Begriff zu haben, der uns bey der Anwendung der allgemeinen Regeln leiten muß. Die Beredsamkeit eines Rechtsgelehrten ist wesentlich von der Beredsamkeit des Gottesgelehrten, oder des Parlamentsredners unterschieden; und von je richtigern und bestimmtern Begriffen über den eigenthümlichen Charakter einer jeden Art des öffentlichen Vortrages wir ausgehen, um so weniger werden wir uns von dem entfernen, was der gute Geschmack in jeder einzelnen Gattung erfodert.

Ohne mich auf die Frage, welcher von den drey angegebenen Arten der Beredsamkeit der Vorrang gebühre, einzulassen, will ich mit der Betrachtung von derjenigen den Anfang machen, welche das meiste Licht über die andern verbreitet; von der Beredsamkeit in Volksversammlungen. Der feyerlichste Schauplatz, dessen sich diese Art von Beredsamkeit bey irgend einer Nazion in Europa

Vorles. XXV.

rühmen kann, ist ohne Zweifel das Englische Parlament. Aber sie kann sich auch in minder ansehnlichen Versammlungen zeigen; überall, wo ein Theil der Nazion, oder überhaupt eine Anzahl von Menschen, versammlet sind, um über wichtige vorliegende Angelegenheiten zu entscheiden oder einen Entschluß zu fassen, kann diese Art von Beredsamkeit unter verschiedenen Gestalten Platz finden.

Der Gegenstand von dergleichen Vorträgen ist oder sollte doch kein anderer seyn, als Uiberredung. Immer muß ein gewisser Endzweck, gewisse Maasregeln, die gemeiniglich das öffentliche Beste mehr oder minder nahe angehen, und zu deren Ergreifung wir die Zuhörer geneigt machen wollen, einer solchen Rede zum Grunde liegen. Nun aber müssen wir überall, wo es auf Uiberredung ankommt, von dem Grundsatze ausgehen, daß es durchaus nöthig ist, vor allen Dingen den Verstand der Menschen zu überzeugen. Nichts kann irriger seyn, als die Einbildung, daß Reden, welche vor Volksversammlungen gehalten werden, minder durch triftige Gründe unterstüzt zu seyn brauchten, weil sie einen mehr deklamatorischen Ton zulassen, als einige andere Arten von Reden. Nach dieser falschen Voraussetzung eingerichtete Vorträge können zwar vielleicht den Schein wahrer Beredsamkeit haben; allein sie werden nie die Wirkung derselben hervorbringen. Selbst jener falsche Schimmer von Beredsamkeit wird nur Menschen von flüchtiger und leichtsinniger Denkungsart gefallen: denn für jeden nur einigermaßen aufgeklär-

ten

ten Beurtheiler, und überhaupt für alle vernünfti- Vorles. XXV.
ge Menschen, wird bloße Deklamazion gar bald lang-
weilig werden. Die Zuhörer, vor welchen man
auftritt, mögen seyn von welchem Stande sie wol-
len, so muß man doch nie glauben, daß man durch
ein frostiges und bloß schimmerndes Geschwätz, ohne Beurtheilung und bündige Gründe, tiefen Eindruck auf sie machen, oder sich selbst Ruhm erwerben könne. Wenigstens bleibt es immer eine sehr gewagte Sache: denn für einen Fall, in welchem ein solcher Kunstgriff gelingt, werden sich zehne finden, in welchen er fehlschlägt. Selbst das gemeine Volk ist ein besserer Richter über das, was Gründlichkeit und gesunde Beurtheilung heißt, als wir bisweilen glauben; und derjenige, welcher über irgend eine wichtige Angelegenheit des wirklichen Lebens, ohne Kunst, aber mit reifer Beurtheilung spricht, wird gemeiniglich den Sieg über den künstlichsten Redner davontragen, welcher, statt Gründe, nur Blumen und Verzierungen angebracht hat. Noch vielmehr aber sollten diejenigen, welche vor einer Versammlung auftreten, in der sich Männer von Erziehung und aufgeklärtem Verstande befinden, es sich zum Gesetz machen, ihre Zuhörer nicht mit leerem Geschwätz unterhalten zu wollen.

Immer müsse es unser höchstes Augenmerk bleiben, daß gesunder Verstand und richtige Gedanken der Grund aller wahren Beredsamkeit sind. Wenn gleich die Reden des Demosthenes für eine vermischte Versammlung von Zuhörern bestimmt waren, und vor allen Athenienſischen Bürgern ge-

Vorles. XXV.

halten wurden, so bedarf es doch nur eines Blicks in dieselben, um sich zu überzeugen, wie reichlich sie mit Gründen versehen sind, und wie wichtig es ihrem Verfasser schien den Verstand zu überzeugen, um seine Zuhörer zu überreden, und ihre Entschlüsse zu bestimmen. Hierauf gründete sich der mächtige Einfluß dieser Reden auf das damalige Zeitalter; hierauf das Ansehen, in dem sie selbst noch heut zu Tage bey jedem Kenner wahrer Beredsamkeit stehen. Vorträge, wie diese, sollte jeder, der öffentlich auftreten will, sich zum Muster nehmen, statt in die Fußtapfen jener leeren und frostigen Schwätzer zu treten, durch welche die Beredsamkeit so viel von ihrer gerechten Achtung verlohren hat. Es sey die erste Sorge eines jeden öffentlichen Redners, sich vorher von dem Gegenstande, über welchen er zu sprechen hat, Meister zu machen, sich mit Gedankenstoffe und triftigen Gründen zu versehen, und auf diese das vornehmste Gewicht zu legen. Seine Rede wird hierdurch ein Ansehn von Männlichkeit und Stärke bekommen, welches die Uiberredung nicht wenig befördert. Selbst Verzierung wird, wenn es ihm sonst nicht ganz an Genie dazu fehlt, sich alsdenn von selbst darbiethen. Auf jeden Fall muß das Bestreben nach Verschönerung jenen höhern Rücksichten untergeordnet bleiben. Die heilsame Warnung Quintilians, „man sey im Ausdruck „nicht nachläßig, aber um die Gedanken bekümmert„, kann von jedem, der sich der Beredsamkeit widmet, nicht oft genug erwogen werden.

Ein

Vorles. XXV.

Ein anderer Umstand, der, meinem Urtheil nach, sehr viel dazu beyträgt, daß der Redner in Volksversammlungen mit Nachdruck auf die Gemüther wirkt, besteht darinn, daß er selbst die Ueberzeugung fühlt, welche er bey andern hervorbringen will. Nie sollte man, wenn es irgend vermieden werden kann, zur Unterstützung von Meynungen oder Maasregeln sprechen, die man nicht selbst für wahr und richtig hält. Selten, oder vielleicht nie wird Jemand wahrhaft beredt seyn, als wenn es ihm um die Sache selbst ein Ernst ist, und er aus eigner Empfindung spricht. Nur jene „wahren Ausbrüche unsers innigsten Gefühls„ *) sind es, welche die Ueberzeugung Anderer mit sich fortreißen. Es ist bereits in einer der vorhergehenden Vorlesungen, über die Natur der Beredsamkeit, bemerkt worden, daß alle höhere Beredsamkeit aus Leidenschaft oder warmer Empfindung hervorquellen muß. Nur diese leztere verleihet die Gabe der Ueberredung, und ertheilt dem Geiste des Redners eine Kraft, deren er sich zu keiner andern Zeit bewußt ist. Wie nachtheilig ist also die Lage desjenigen, welcher, ohne von dem, was er sagt, überzeugt oder gerührt zu seyn, eine Wärme nachahmen muß, von welcher er in seinem Innern nichts empfindet.

Ich weiß wohl, daß junge Leute, um sich zu Rednern zu bilden, es für nützlich halten, diejenige Seite einer aufgeworfenen Streitfrage, welche

*) Verae voces ab imo pectore.

Horat.

Vorles. XXV.

che sie für minder richtig halten, in Schutz zu nehmen, und zu versuchen, sie durch ihren Scharfsinn in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Allein ich besorge sehr, daß dieses nicht der beste Weg ist, sich zum öffentlichen Redner vorzubereiten, sondern weit mehr dazu dient, einen gewissen falschen Hang zu seichtem und oberflächlichem Geschwätz zu begünstigen. Sie sollten sich daher lieber eine solche Freyheit versagen, ausgenommen etwa in Fällen, wo es durchaus nicht auf Betreibung irgend eines wirklichen Geschäfts, sondern bloß auf Deklamazion und Uibung im Sprechen abgesehen ist. Ja selbst in Beziehung auf diese leztere Absicht, kann ich diesen Uibungen keinen beträchtlichen Nutzen zugestehen. Ich glaube vielmehr, daß es für junge Leute ungleich vortheilhafter, und der Ausbildung ihrer Talente beförderlicher ist, jederzeit sich für diejenige Seite oder Meynung zu erklären, zu der sie ihre eigene Uiberzeugung am meisten hinzieht, und dieselbe durch solche Gründe zu unterstützen, die sie selbst für die stärksten und wirksamsten halten. Die Fertigkeit, unsere Gedanken auf das bündigste zu verknüpfen, und uns mit Wärme und Nachdruck auszudrücken, wird gewiß weit leichter erworben, wenn wir unserer inneren Empfindung treu bleiben, als wenn wir dieselbe verläugnen. Die entgegengesezte Art von Uibung, gegen die ich izt eben gewarnt habe, ist für junge Redner doppelt nachtheilig, wenn sie derselben bey Gelegenheiten nachhängen, wo über irgend ein Geschäft aus der wirklichen Welt, gleichviel ob wichtige oder unwichtige, Maasregeln genommen werden sollen:

sie

sie können sich dadurch, ehe sie es selbst bemerken, in einen übeln Ruf setzen, und, was sie als bloße Belustigung ansahen, kann nur gar zu leicht ihre Grundsätze oder ihren Verstand in einem nachtheiligen Lichte erscheinen lassen. Die gegenseitige Erörterung streitiger Gegenstände, (debate) in dazu angesezten Versammlungen, gestattet dem Redner nur selten diejenige genaue und umständliche Vorbereitung, welche die Kanzel ohne Ausnahme, und die Gerichtshöfe, wenigstens in den meisten Fällen, zulassen. Die Gründe, deren man sich hier zu bedienen hat, müssen durchaus dem Gange angemessen seyn, welchen die Erörterung der Streitfrage in dem vorliegenden Falle genommen hat; und da Niemand diesen Gang mit Sicherheit voraussehen kann, so wird derjenige, der sich auf eine förmliche, im voraus ausgearbeitete Rede verläßt, nicht selten in seinen Voraussetzungen getäuscht werden. Er wird finden, daß die Ideen und Gründe, auf welche er sich am meisten stützen wollte, ihm entweder schon von Andern weggenommen, oder durch eine neue Wendung der im Streit befangenen Untersuchung unkräftig gemacht worden; so daß, wenn er dennoch von seiner Ausarbeitung Gebrauch machen will, er sich der Gefahr aussezt, manche lächerliche Blöße zu geben. Es herrscht daher in England ein ziemlich allgemeines, und nicht ganz ungegründetes Vorurtheil gegen ausgearbeitete Reden bey öffentlichen Zusammenkünften. Der einzige Fall, in welchem dergleichen allerdings schicklich sind, ist bey der Eröffnung eines Geschäfts, wo der Redner es in seiner Gewalt hat, sich sein

Vorles. XXV. Feld selbst zu wählen. Aber sobald mehrere bereits für oder wider die Sache gesprochen haben, und die Partheyen in Wärme gerathen, dann werden dergleichen förmliche Reden offenbar unschicklich und lächerlich. Es fehlt ihnen an Wahrheit und Natur; sie haben nicht mehr das Ansehn, durch die Betrachtung der Sache selbst, und ihre gegenwärtige Erörterung eingegeben zu seyn; man entdeckt in ihnen die Spuren von Kunst und absichtlicher Anlage. Reden dieser Art werden daher vielleicht als schöne Ausarbeitungen bewundert werden, aber niemals so viel Theilnehmung und Uiberzeugung bewirken, als andere von freyerer und ungezwungener Beschaffenheit.

Was ich hier erinnert habe, soll keinesweges gegen das vorläufige Uiberdenken dessen, was wir sagen wollen, überhaupt gelten. Vielmehr bin ich überzeugt, daß die Vernachläßigung dieser Art von Vorbereitung, und das gänzliche Verlassen auf die unmittelbaren Eingebungen des Augenblicks, unvermeidlich dahin bringt, sich an einen schwankenden und unzusammenhängenden Ideengang zu gewöhnen. Die vortheilhafteste Art der Vorbereitung für Fälle, wovon wir hier eigentlich reden, ist das Uiberdenken des Gegenstandes und der darauf sich beziehenden Gründe im Allgemeinen, nicht aber die allzusorgfältige Ausarbeitung irgend eines einzelnen Theiles derselben. Der Redner kann in Ansehung der Materie nicht sorgfältig genug vorbereitet seyn; aber was die Worte und den Ausdruck betrifft, so ist es nur allzuleicht möglich, der

Sache

Sache zu viel zu thun, und eben dadurch unsern Vortrag steif und gezwungen zu machen. Freylich wird es für einen jungen Redner, so lange er sich noch nicht diejenige Festigkeit, Gegenwart des Geistes und Gewalt über den Ausdruck bey öffentlichen Vorträgen zu eigen gemacht hat, welche nur durch Gewohnheit und Uibung erworben werden kann, schicklich seyn, dasjenige, was er vorbringen will, seinem Gedächtnisse im voraus eingeprägt zu haben. Aber nachdem er durch einige Versuche dieser Art mehr Dreistigkeit erworben hat, wird er es vortheilhafter finden, sich nicht so sehr einzuschränken; sondern bloß einige einzelne Gedanken aufzusetzen, von welchen er ausgehen will, um sich den Weg zu bahnen und gleichsam seine Gedanken in Gang zu bringen: in Ansehung des übrigen aber wird es hinreichend seyn, sich die vornehmsten Rücksichten und Hauptideen, auf welche er das meiste Gewicht zu legen denkt, in ihrer Ordnung aufzuzeichnen; die Einkleidung in Worte aber durchaus der Begeisterung des Augenblicks zu überlassen. Dergleichen kurze Andeutungen des Hauptinhaltes einer Rede sind von beträchtlichem Nutzen; zumal für diejenigen, welche erst anfangen, öffentlich aufzutreten. Sie werden dadurch an eine gewisse Genauigkeit und Bündigkeit gewöhnt werden, die man bey öfterm unvorbereiteten Sprechen nur gar zu leicht in Gefahr kommt zu verliehren. Sie werden über den Gegenstand selbst schärfer nachdenken, und überhaupt für die kunstmäßige und bündigere Anordnung ihrer Gedanken mancherley Vortheil gewinnen.

Vorles. XXV.

Ich verbinde hiermit zunächst die Bemerkung, daß nichts für alle Arten von öffentlichen Vorträgen wichtiger ist, als eine schickliche und leicht zu fassende Anordnung. Ich verstehe hierunter nicht jene förmliche Aufstellung von Abtheilungen und Unterabtheilungen, die gemeiniglich auf unsern Kanzeln herrscht, die aber bey Volksversammlungen nur zu leicht eine entgegengesezte Wirkung auf die Zuhörer macht, indem sie ihnen fast immer die traurige Aussicht einer langen weitläuftigen Abhandlung vorhält; es sey denn, daß der Redner ein Mann von großem Ansehn und Einflusse, oder der Gegenstand von beträchtlicher Wichtigkeit ist, und die Vorbereitung selbst sich durch einen vorzüglichen Grad von Genauigkeit auszeichnet. Aber wenn es schon in den wenigsten Fällen einer wörtlich angedeuteten kunstmäßigen Eintheilung bedarf, so kann doch keine Rede von einiger Länge einer sorgfältigen Anordnung entbehren, oder, mit andern Worten, alles muß sich darinn an seiner gehörigen Stelle befinden. Uiberhaupt wird jeder, welcher vor einem kleinern oder größern Kreise auftritt, sehr bald überzeugt werden, wie vortheilhaft es ist, seine Gedanken vorher gehörig geordnet, und dasjenige, was er sagen will, bey sich selbst unter gewisse Abtheilungen gebracht zu haben. Diese Vorsicht wird sein Gedächtniß unterstützen, und ihn durch seinen ganzen Vortrag ohne jene Verwirrung hindurch führen, welcher derjenige in jedem Augenblicke ausgesezt ist, der sich von dem, was er sagen will, keinen bestimmten Entwurf gemacht hat. Auch in Ansehung der Zuhörer ist die Ordnung in

der

der Rede unentbehrlich, um auf die Gemüther der- Vorles.
selben den gehörigen Eindruck zu machen. Sie XXV.
giebt dem Gesagten eben sowohl Licht als Stärke;
sie macht, daß die Zuhörer dem Ideengange des
Redners leicht und bereitwillig folgen, und zugleich
die ganze Wirkung der von ihm gebrauchten Grün-
de empfinden. Nichts verdient daher so sehr unse-
re Aufmerksamkeit, als eine solche bestimmte An-
ordnung. Denn auch die größte Beredsamkeit ist,
ohne dieselbe, nicht vermögend, Uiberzeugung her-
vorzubringen. Die Regeln, welche sich in Anse-
hung der Ordnung und schicklichen Eintheilung der
verschiedenen Theile einer Rede geben lassen, wer-
den weiter unten ausführlich erörtert werden.

Izt noch einige Betrachtungen über die
Schreibart und den Ausdruck, welcher der Bered-
samkeit in Volksversammlungen am angemessensten
ist. Diese leztern sind ohne Zweifel das Feld für
die lebhafteste Art von öffentlichen Vorträgen.
Schon der bloße Anblick einer ansehnlichen Ver-
sammlung, die mit der Entscheidung einer wichti-
gen Angelegenheit beschäftigt, und auf die Rede
eines Einzelnen aufmerksam ist, kann nicht fehlen
dem Redner einen höhern Grad von Wärme und
Selbstgefühl einzuflößen, welcher seinem Ausdrucke
einen stärkern Schwung giebt, und zugleich diesen
Schwung rechtfertiget. Es entsteht von selbst ei-
ne gewisse leidenschaftliche Wärme, mittelst welcher
sich die Bewegungen, gleichsam durch eine Art von
gegenseitiger Sympathie zwischen dem Redner und
den Zuhörern, mittheilen. Jene kühnen Figuren,

von

Vorles. XXV. von welchen wir in dem vorigen Theile gesehen haben, daß sie die natürliche Sprache lebhafter Gefühle sind, stehen dann ganz an ihrer Stelle. In der That ist jene feurige Sprache, jene hinreißende Wärme der Empfindung, welche einer von einem großen und wichtigen Gegenstande gerührten und gleichsam begeisterten Seele so natürlich sind, der eigenthümliche Charakter der volksmäßigen Beredsamkeit in ihrem höchsten Grade von Vollkommenheit.

Die Freyheit jenes höheren und leidenschaftlichen Vortrages, welchen wir izt dieser Art von Reden zugeeignet haben, muß jedoch mit gewissen Einschränkungen und Bestimmungen verstanden werden, die ich hier näher aus einander setzen will, um gefährlichen Mißdeutungen hierüber zuvorzukommen.

Erstens also: die Wärme, welche unsern Vortrag beseelt, muß der Veranlassung und dem Gegenstande, von welchem wir sprechen, angemessen seyn. Denn es kann nichts verkehrteres geben, als das Bestreben, einen hohen Grad von leidenschaftlicher Wärme bey einer Sache anzubringen, die entweder von geringer Wichtigkeit ist, oder doch ihrer Natur nach mit Gelassenheit abgehandelt seyn will. Die meisten und gewöhnlichsten Fälle erfodern einen gemäßigten Ton des Vortrags; und derjenige, welcher über jeden Gegenstand mit Feuer und Heftigkeit spricht, wird für einen geräuschvollen Schwätzer angesehen werden, und wenig Aufmerksamkeit erhalten.

Vorles. XXV.

Zweytens müssen wir uns hüthen, einen Anschein von Wärme anzunehmen, ohne sie wirklich zu empfinden. Das entgegengesezte Verfahren führet fast immer zu einem gewissen unnatürlichen Wesen, wodurch wir uns lächerlich machen. Denn, wie ich schon oft erinnert habe, ist es eines der schwersten Dinge auf der Welt, sich das Ansehen einer Leidenschaft zu geben, von der man nicht wirklich durchdrungen ist. Die Täuschung kann nie so vollkommen seyn, daß sie nicht entdeckt werden sollte; nur das Herz kann zu dem Herzen sprechen. Die große Regel, an welche man sich hier, wie in jedem andern Fall zu halten hat, ist der Natur zu folgen, und nie einen Ton der Beredsamkeit anzunehmen, der nicht in unsere Art zu denken und zu empfinden paßt. Es kann Jemand auch durch ruhigen, auf Entwicklung der Beweise eingeschränkten Vortrag, sich als Redner vortheilhaft auszeichnen, und beträchtlichen Einfluß erhalten. Aber um in der hohen, leidenschaftlichen Manier der Beredsamkeit glücklich zu seyn, muß man jene Innigkeit des Gefühls und jene hinreißende Macht des Ausdrucks besitzen, welche die Natur nur wenigen Menschen ertheilt hat.

Drittens, selbst wenn der Gegenstand jenen wärmern Ton zuläßt, und unser Genie in denselben einstimmt; wenn wir von ächter selbstgefühlter Wärme durchdrungen werden, müssen wir dennoch auf unserer Huth seyn, daß wir uns von jener Heftigkeit nicht allzusehr hinreißen lassen. Die Beredsamkeit kann zwar, wie wir oben bemerkt haben,

Vorles. XXV.

haben, nie ohne tiefe Rührung des Redners ihre höchsten Wirkungen hervorbringen: aber es ist auch auf der andern Seite unläugbar, daß der Redner mit der Herrschaft über sich selbst auch gar bald die Herrschaft über die Gemüther der Zuhörer verliehren wird. Er muß nie zu zeitig in Feuer gerathen; er muß mit Mäßigung anfangen, und seine Zuhörer nach und nach, so wie er selbst im Fortgange seiner Rede wärmer wird, in gleiche Stimmung versetzen. Denn, wenn er selbst mit der Wärme seines Gefühls gleichsam vorausläuft, und die Zuhörer allzuweit hinter sich zurückläßt; wenn das Gefühl der leztern, wenn ich mich so ausdrükken darf, nicht mit dem seinigen gleichen Schritt und Ton hält; so wird daraus nothwendig eine merkliche, und in hohem Grade auffallende Mißstimmung entstehen. Der Redner mag noch so viel Ursache haben, von seinem Gegenstande mit Wärme und Feuer zu sprechen, so erwartet man doch jederzeit von ihm, daß die Ehrfurcht und Achtung, welche er der Versammlung schuldig ist, seine Wärme mäßigen, und in den Gränzen eines schicklichen Anstandes zurückhalten wird. Wenn er in denselben Augenblicken, in welchen er von seinem Gegenstande am meisten begeistert ist, noch so weit Meister von seinen Gesinnungen bleibt, daß er weder Bündigkeit der Gründe, noch selbst die nöthige Sorgfalt für den Ausdruck dabey aus den Augen verliehrt; so hat diese Beherrschung seiner selbst, diese Aeußerung seiner Vernunft mitten in dem Feuer der Leidenschaft, eine ganz außerordentliche Kraft den Zuhörer einzunehmen und zu überzeugen.

zeugen. In der That ist es das Meisterstück und die höchste Vollkommenheit der Beredsamkeit, die Stärke der Vernunft mit der höchsten Lebhaftigkeit des Gefühls zu vereinigen; alle Vortheile der leztern für die Uiberzeugung zu erhalten, und zwar ohne jene Verwirrung und Unordnung, welche dieselben sonst gewöhnlich begleiten. Vorlek XXV.

Viertens müssen wir, auch bey den wärmsten und beseeltesten öffentlichen Vorträgen, jederzeit auf die Stimmung des Publikums Rücksicht nehmen. Ich halte diese Bemerkung für nöthig, um dadurch gegen eine unüberlegte Nachahmung der alten Redner zu warnen, die in Ansehung ihrer Stimme und Gebehrden, ja selbst in ihrem figürlichen Ausdrucke, sich einer freyeren Manier bedienten, als die ungleich größere Nüchternheit des Geschmacks der neuern Zeiten erlaubt. Vielleicht gehört diese Einschränkung, wie ich oben bemerkt habe, unter die Nachtheile der neuern Beredsamkeit. Uibrigens ist dieses kein Grund, der uns antreiben könnte, den Schwung des Genies allzusorgfältig zurückzuhalten, und immer nur an dem Boden hinzuschweben; aber es ist immer ein Grund, warum wir den Ton der Deklamazion nicht zu einer Höhe treiben dürfen, welcher in unsern Zeiten für ausschweifend gelten würde. Demosthenes ruft, um den unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Chäronea zu rechtfertigen, die Geister jener Helden auf, welche in den Treffen bey Marathon und Platäa gefallen waren, und schwört bey ihnen, daß ihre Mitbürger in ihrem Kampfe für die gleiche Sache ihre Pflicht gethan hätten. Cicero

Vorles. XXV. redet, in seiner Vertheidigung des Milo, die Albanischen Hügel und Haine an, und beruft sich gleichsam auf ihr Zeugniß; *) beyde Stellen dieser Redner machten gewiß auf ihre Zuhörer einen starken Eindruck; aber wie wenige neuere Redner würden sich eine Anrede dieser Art erlauben dürfen, und welch ein hoher Grad von Genie würde nicht erfodert werden, so kühne Wendungen noch izt mit Schicklichkeit einzuführen, ohne zugleich ihre Wirkung auf die Zuhörer zu verfehlen. **)

Fünf-

*) Diese schöne Stelle des Cicero, welche mit den höchsten Farben der Beredsamkeit pranget, verdienet hier im Original eingerückt zu werden: „Non „est humano consilio, ne mediocri quidem, Judi„ces, deorum immortalium cura, res illa per„fecta. Religiones mehercule ipsae araeque, „cum illam belluam cadere viderunt, commovisse „se videntur, et jus in illo suum retinuisse. - - „Vos enim jam Albani tumuli, atque luci, vos „inquam imploro atque obtestor, vosque Albano„rum obrutae arae, sacrorum populi Romani so„ciae et aequales, quas ille praeceps amentia, cae„sis prostratisque sanctissimis lucis, substructionum „insanis molibus oppressérat; vestrae tum arae, ve„strae religiones viguerunt, vestra vis valuit, quam „ille omni scelere polluerat. Tuque ex tuo edito „monte Latiali, sancte Jupiter, cujus ille lacus, „nemora, finesque saepe omni nefario stupro, sce„lere maculárat, aliquando ad eum puniendum „oculos aperuisti; vobis illae, vobis vestro in „conspectu, ferae, sed justae tamen, et debitae „poenae solutae sunt.„

**) Ein geistvoller Französischer Schriftsteller, der Graf

von

Fünftens endlich, ist es für alle Arten öffent- Vorles. XXV.
licher Vorträge, besonders aber für solche, welche in Nazionalversammlungen gehalten werden, eine Hauptregel, auf alle besondere Erfodernisse der Zeit, des Ortes und der Personen, die sorgfältigste Rücksicht zu nehmen. Die leidenschaftlichste Wärme der Beredsamkeit kann die Vernachläßigung jener Umstände nicht ersetzen. Derselbe hohe Grad von Lebhaftigkeit, welcher den Mann von Ansehn und Wichtigkeit wohl kleidet, kann oft mit der Bescheidenheit, die man von einem jungen Redner zu erwarten berechtiget ist, unverträglich seyn. Die launige und witzige Art, welche vor gewissen Zuhörern und bey gewissen Gegenständen zuläßig ist, wird bey einer wichtigen Angelegen-

 heit,

von Guibert, hat sich bey seiner Aufnahme in die Akademie einer ähnlichen Wendung in seiner Lobrede auf Herrn Thomas bedient; und ich rücke diese Stelle hier um so lieber ein, weil sie, wenigstens nach meinem Gefühle, die Bemerkung des Englischen Kunstrichters eher bestätiget, als widerlegt.

„Qui suis-je! pour louer dignement M. Thomas,
„au milieu de ces murs, qu'il a souvent fait reten-
„tir d'applaudissemens, devant des amis desolés,
„qui trouveront toujours mes expressions au-des-
„sous de leur perte!... L'Elisée s'ouvre devant
„moi; je me sens pressé par ces grand hommes,
„que M. Thomas a loués lui-même avec tant d'
„éclat; leurs ombres reconnoissantes m' environ-
„nent; elles me crient: acquitte notre dette;
„nous sommes-là pour nous plaindre ou pour
„t' *applaudir*.„

Vorles. XXV.

heit, und einer mehr feyerlichen Versammlung, auf keine Weise Statt finden können. „Die Haupt„sache der Kunst, sagt Quintilian, besteht in „der Beobachtung des Schicklichen.„ *)

Niemand sollte daran denken, öffentlich aufzutreten, ohne bey sich selbst vorher reiflich erwogen zu haben, was seinem Alter und Charakter angemessen ist, und was die Beschaffenheit des Gegenstandes, der Zuhörer, des Ortes, der Veranlassung mit sich bringt. Die besten Lehrer der Beredsamkeit unter den Alten legen hierauf das grösste Gewicht. Man lese, um sich hiervon zu überzeugen, das erste Kapitel des eilften Buchs im Quintilian, welches ausführlich hiervon handelt, und voll treflicher Bemerkungen ist. Es sey mir erlaubt, die Erinnerungen, welche Cicero über eben diesen Gegenstand gegeben hat, und welche jeder junge Redner sich auf das tiefste eindrücken sollte, hier mit seinen eigenen Worten anzuführen: „Auch die Beredsamkeit beruhet, wie alles Uibri„ge, auf gesundem Geschmack; auch in der Rede „ist, wie in den Verhältnissen des Lebens, nichts „schwerer zu finden, als das wahrhaft Schickliche. „Diese Unwissenheit ist es, welche so mannigfal„tige Fehler veranlaßt. Die Verschiedenheit der „äußern Umstände, des Ansehns, des Alters, und „so auch die mannigfaltigen Nebenbestimmungen „der Zeit, des Ortes, der jedesmaligen Zuhörer, „alles dieses verlanget, sowohl in Ansehung des

„Aus-

*) Caput artis est decere.

„Ausdrucks, als auch in Ansehung der Gedanken, Vorles.
„eine durchaus verschiedene Behandlung. Immer XXV.
„hat man bey jeder Stelle der Rede, so wie des
„Lebens, vor allen Dingen auf Schicklichkeit Rück-
„sicht zu nehmen, welche denn theils durch den Ge-
„genstand selbst, theils durch die gegenseitigen Ver-
„hältnisse des Redners und der Zuhörer bestimmt
„wird.„ *)

So viel von den Rücksichten, auf welche man in Ansehung der Lebhaftigkeit und Wärme öffentlicher Vorträge hauptsächlich Rücksicht zu nehmen hat. Was die Beschaffenheit der Schreibart betrifft, welche sich für diese Art von Beredsamkeit schickt, so muß dieselbe überhaupt genommen lebhaft, frey und natürlich seyn. Künstliche und gesuchte Ausdrücke sind hier durchaus nicht an ihrer Stelle, sondern schwächen vielmehr den hervorzubringenden Eindruck. Stärke und männliche Würde der Schreibart sind Eigenschaften, deren

*) Est Eloquentiae, sicut reliquarum rerum, fundamentum, sapientia; ut enim in vita, sic in oratione, nihil est difficilius quam quod deceat videre; hujus ignoratione saepissime peccatur; non enim omnis fortuna, non omnis auctoritas, non omnis aetas, nec vero locus, aut tempus, aut auditor omnis, eodem aut verborum genere tractandus est, aut sententiarum. Semperque in omni parte orationis, ut vitae, quid deceat considerandum; quod et in re, de qua agitur, positum est, et in personis et eorum qui dicunt, et eorum qui audiunt.

Vorles. XXV. sich ein solcher Redner am meisten zu befleißigen hat. Auch der glückliche Gebrauch angemessener Metaphern thut hier oft sehr gute Wirkung. Sind diese Metaphern warm, leidenschaftlich und malerisch, so werden andere kleine Mängel derselben, welche in schriftlichen Aufsätzen nicht unbemerkt hingehen würden, hier leicht übersehen. Die Stärke der Figur thut in dem Strome der Deklamazion ihre Wirkung, ohne daß man Zeit hätte, bey kleinen Unrichtigkeiten derselben zu verweilen.

Was den gehörigen Grad von Gedrungenheit oder Ausführlichkeit betrifft, so ist es schwer, die Gränzen desselben im Allgemeinen genau zu bestimmen. Ich weiß wohl, daß man gewöhnlich die ausführliche Manier als die schicklichste empfiehlt. Allein ich bin dennoch geneigt zu glauben, daß man hierdurch sehr leicht auf einen falschen Weg gerathen kann, und daß der Redner, der vor einer öffentlichen Versammlung zu sprechen hat, wenn er sich einer ausführlichen Schreibart zu sehr überläßt, meistens an Nachdrucke mehr verliehrt, als er an Vollständigkeit der Erläuterung gewinnt. Freylich darf man zu einer vermischten Versammlung nicht in kurzen spitzfindigen Sätzen sprechen; sondern muß darauf bedacht seyn, die Gedanken deutlich vorzutragen, und den Gemüthern tief einzuprägen. Allein dieses Bestreben kann, wie es nur zu oft der Fall ist, sehr leicht übertrieben werden. Man sollte nie vergessen, daß, wie gern auch wir selbst uns sprechen hören, doch die Versammlung, vor der wir auftreten, gar bald des Zuhörens müde

de wird, und daß in dem Augenblicke, da dieser Fall eintritt, alle unsere Beredsamkeit verlohren geht. Ein weitschweifiger und wortreicher Vortrag erweckt jederzeit Uiberdruß; und es würde in den meisten Fällen besser seyn uns der Gefahr auszusetzen, lieber zu wenig als zu viel zu sagen. Man stelle also lieber den Gedanken in einem starken Lichte dar, und überlasse es dieser Darstellung ihre Wirkung zu thun, als daß man denselben von allen möglichen Seiten zu zeigen versuche, und, indem man ihn mit einem Uiberfluß von Worten überströmet, die Aufmerksamkeit der Zuhörer erschöpfe, und ihnen Uiberdruß und lange Weile verursache. Vorles. XXV.

Von der Aussprache und dem äußerlichen Vortrage werde ich in der Folge besonders handeln; hier ist es genug zu bemerken, daß für den Redner, der vor einer vermischten Versammlung auftritt, diejenige Art des Ausdrucks, welche von Festigkeit und Zuversicht zeugt, die beste ist. Freylich macht nichts einen widrigern Eindruck, als Stolz und Uibermuth; und man kann jeden Augenschein hiervon nicht sorgfältig genug vermeiden. Aber es giebt einen gewissen entscheidenden Ton, welchen selbst der bescheidenste Mann annehmen darf, der von dem, was er sagt, auf das innigste überzeugt ist, und welcher seiner Natur nach auf die Gemüther den stärksten Eindruck macht. Ein schwacher und stockender Vortrag verräth immer eine Art von Mißtrauen in unsere eigene Uiberzeugung, und ist daher auf keine Weise ein

Vorles. schickliches Mittel, diese Uiberzeugung Andern mit-
XXV. zutheilen.

Dieß sind die vornehmsten Erinnerungen, welche mir Beobachtung und Nachdenken über die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der für Volksversammlungen schicklichen Beredsamkeit an die Hand gegeben haben. Der Inbegriff von dem bisher Gesagten liegt in folgenden kurzen Bemerkungen. Der Endzweck von dergleichen öffentlichen Vorträgen ist Uiberredung: diese muß sich auf Uiberzeugung gründen. Beweise und bündige Verknüpfungen derselben müssen die Grundlage unserer Rede ausmachen, wenn wir als Männer von Geschäften, und nicht als müßige Redekünstler sprechen wollen. Wir müssen selbst von der Sache, für die wir uns erklären, eingenommen seyn, und so viel als nur immer möglich, wahre und nicht nachgeahmte Empfindungen ausdrücken. Die Vorbereitung beziehe sich mehr auf die Sachen, als auf die Worte. Lichtvolle Anordnung und Gedankenfolge sey eine unserer Hauptrücksichten. Einkleidung und Ausdruck sey lebhaft und beseelt; aber man verliehre auch bey der größten, und unter gewissen Umständen schicklichsten Lebhaftigkeit, doch nie die Rücksichten auf die Fassungskraft und Stimmung der Zuhörer, und auf die Erfoderniße des Anstandes in Beziehung auf uns selbst, aus dem Gesichte. Die Schreibart sey leicht und ungekünstelt, mehr stark und malerisch, als weitschweifig; der äußere Vortrag aber fest und zuversichtlich. Mit einem Worte; der Redner

vergesse nie, daß der Eindruck, welchen ein kunst- Vorles.
reicher und gesuchter Vortrag macht, augenblick- XXV.
lich und vorübergehend ist, indeß die Wirkung,
welche Gründe und gesunde Beurtheilung machen,
sich dem Gemüthe tief und dauerhaft eingräbt.

Um diejenige Gattung der Beredsamkeit, mit deren Betrachtung ich mich gegenwärtig beschäftigt habe, durch Beyspiele noch mehr ins Licht zu setzen, sey es mir erlaubt, einige Auszüge aus dem Demosthenes hier einzurücken. Wie viel auch Stücke dieser Art bey jeder Uibersetzung in eine neuere Sprache verliehren müssen; so werden sie doch, selbst in dieser Gestalt, als Muster jener kräftigen und geistvollen Beredsamkeit dienen können, die ich bisher so oft empfohlen habe. Ich werde meine Auszüge grösstentheils aus den Philippischen und Olynthischen Reden entlehnen, indem dieselben durchaus volksmäßige, und vor der ganzen Versammlung der Athenienfischen Bürger gehaltene Vorträge sind. Und da der Gegenstand von jenen sowohl, als von diesen, überhaupt genommen derselbe ist; so werde ich mich hierbey nicht auf eine einzelne Rede einschränken, sondern bald aus dieser bald aus jener ausgehobene Stellen an einander reihen, *) welche einige der Haupt-

*) Hierwider wird Niemand leicht etwas zu erinnern finden; nur hätte dem Leser, der Lust oder Beruf hat, die Kopie mit dem Originale zu vergleichen, die Mühe durch Anführung, oder wenigstens nähere

Vorles. XXV. ideen des Redners über seinen Gegenstand enthalten, und zugleich für die Manier desselben charakteristisch sind. Die Hauptabsicht des Demosthenes ist, die Athenienser aufzufodern, gegen den König Philipp auf ihrer Huth zu seyn, dessen anwachsende Macht und hinterlistige Maasregeln damals der Freyheit von Griechenland gefährlich wurden, und bald darauf dieselbe gänzlich unterdrückten. Die Athenienser fingen an besorgt zu werden; aber ihre Berathschlagungen gingen sehr langsam von statten, und ihren Maasregeln fehlte es an Nachdruck. Die Ursache hiervon lag hauptsächlich darinn, daß die beliebtesten Redner durch Philipps Bestechungen gewonnen waren. In dieser bedenklichen Lage der Angelegenheiten trat nun Demosthenes auf; und folgendes ist der Anfang seiner ersten Philippischen Rede; ein Anfang, der sich, gleich den Eingängen seiner übrigen Reden, durch edle und kunstlose Einfalt vorzüglich auszeichnet. *)

*) „Wenn Andeutung des jedesmaligen Textes erleichtert werden sollen; eine Arbeit, deren sich der Uibersetzer des Blair gern überhoben gesehn hätte.

*) Hr. Blair führt diese und die folgenden Stellen nach der auch außer England bekannten Uibersetzung des Leland an: daß man sich im Deutschen der Uibersetzung unsers Reiske nicht zu gleichem Behufe bedienen konnte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

*) „Wenn es irgend ein neuer Gegenstand wä-
„re, o Athenienser, über den wir anizt zu berath-
„schlagen versammlet sind, so würde ich abgewar-
„tet haben, bis der größte Theil der gewöhnlichen
„Volksredner ihre Meynung eröffnet hätten. Wä-
„re etwas von dem, was diese gesagt, nach mei-
„nem Sinne gewesen, so würde ich mich stillschwei-
„gend verhalten; im entgegengesezten Fall aber
„gleichfalls versucht haben, euch meine Gedanken
„mitzutheilen. Da nun aber izt dieselben Gegen-
„stände, über welche jene Redner schon so oft ge-
„sprochen haben, abermals in Betrachtung kom-
„men; so glaube ich, auch wenn ich zuerst aufste-
„he, Verzeihung zu erhalten. Denn hätten jene,
„bey vormaligen Gelegenheiten, schickliche Maas-
„regeln in Vorschlag gebracht, so würdet ihr nicht
„darüber izt von neuem berathschlagen müssen.

„Vor

*) „Ει μεν περι καινυ τινος πραγματος προυτι-
„θετο, ω ανδρες αθηναιοι, λεγειν, επισχων
„αν εως οι πλειστοι των ειωθοτων γνωμην απε-
„φηναντο· ει μεν ηρεσκε τι μοι των υπο του-
„των ρηθεντων, ησυχιαν αν ηγον· ει δε μη,
„τοτ' αν και αυτος επειρωμην, α γιγνωσκω,
„λεγειν· επειδη δε περι ων πολλακις ειρηκασιν
„ητοι προτερον, συμβαινει και νυνι σκοπειν,
„ηγουμαι και πρωτος αναστας, εικοτως αν
„συγγνωμης τυγχανειν· ει γαρ εκ του παρελη-
„λυθοτος χρονυ τα δεοντα ητοι συνεβουλευ-
„σαν, ουδεν αν υμας νυν εδει βουλευεσθαι.
„πρωτον μεν ουν εκ αθυμητεον, ω ανδρες αθη-
„ναιοι, τοις παρουσι πραγμασιν, ουδ' ει παυυ
„φαυλως εχειν δοκει.„

Vorles. XXV.

„Vor allen Dingen also, ihr Athenienser, „müßt ihr bey der gegenwärtigen Lage eurer Ange„legenheiten, wie schlimm sie auch immer scheinen „mag, durchaus nicht den Muth sinken lassen. *) „Was ich izt sagen werde, kann vielleicht wider„sprechend scheinen; aber es ist darum nicht minder „wahr: ich behaupte, das Schlimmste, was uns „bisher widerfahren ist, muß als der günstigste „Umstand für unsre künftigen Hoffnungen ange„sehen werden. Und was ist das? Die Uiberzeugung, „daß unsere Angelegenheiten bloß darum schlecht „stehen, weil wir durchaus nichts von alle dem ge„than haben, das wir hätten thun sollen. Denn „hätten wir das Nöthige gethan und die Sachen „stünden dennoch, wie sie izt stehen, so wäre uns „nicht einmal Hoffnung übrig, daß die Lage unse„rer Angelegenheiten sich verbessern könnte. Nun „aber

*) Der bis zum Schlusse des Absatzes folgende Gedanke ist aus der dritten Philipp. Rede hier schicklich eingeschoben; in der ersteren wird er bloß angedeutet: „και παραθοξον μεν ισως εστιν α μελλω λε„γειν, αληθες δε το χειρισον εν τοις παρ„εληλυθοσι, τυτο προς τα μελλοντα βελτιστον „αν υπαρχει. τι ουν εστι τυτο; ότι ουτε μικρον, „ουτε μεγα, ουδεν των δεοντων ποιουντων υμων, „κακως τα πραγματα εχει· επει τοι γε, ει „παντ', α προσηκει, πραττοντων υμων, ου„τω διεκειτο, ουδ' αν ελπις ην αυτα γενεσθαι „βελτιω. νυν δε, της μεν ραθυμιας της υμε„τερας, και της αμελειας κεκρατηκε Φιλιπ„πος, της πολεως δ' ου κεκρατηκεν· ουδ' ηττησ„θε υμεις, αλλ' ουδε κεκινησθε.

„Ei

„aber hat Philipp nicht den Staat selbst, sondern
„bloß unsere Sorglosigkeit und Unthätigkeit besiegt.
„Man kann nicht sagen, daß Athen ihm unterge-
„legen hätte; denn noch hat Athen seine Kräfte nicht
„gegen ihn versucht. —

„Hält Jemand von euch, meine Mitbürger,
„den Philipp für einen sehr gefährlichen Gegner,
„sowohl in Betrachtung der zahlreichen Macht,
„die ihm izt zu Gebothe steht, als auch wegen des
„Verlustes der verschiedenen Ländereyen, welchen
„wir erlitten haben, der hat allerdings sehr recht.
„Aber er überlege nun auch Folgendes. Es war
„eine Zeit, Athenienser, wo wir Pydna, Poti-
„däa und Methone und das ganze umher liegende
„Land besaßen; wo so manche der ihm izt unter-
„worfenen Völker noch unabhängige und freye
„Staaten ausmachten, und weit geneigter waren
„sich mit uns, als mit ihm, zu verbinden. Wenn
„nun

„Εἰ δε τις ὑμων, ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, δυς-
„πολεμητον οἰεται τον Φιλιππον εἰναι, σκοπων
„το τε πληθος της νυν ὑπαρχουσης αὐτῳ δυ-
„ναμεως, και το τα χωρια ταυτα παντα ἀπο-
„λωλεναι τῃ πολει, ὀρθως μεν οἰεται· λογι-
„σασθω μεντοι τωθ', ὁτι εἰχομεν ποτε ἡμεις,
„ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, Πυδναν, και Ποτιδαιαν,
„και Μεθωνην, και παντα τον τοπον τουτον
„οἰκειον κυκλω, και πολλα των μετ' ἐκεινουν
„ὀντων ἐθνων, αὐτονομουμενα και ἐλευθερα
„ὑπηρχε· και μαλλον ἡμιν ἐβουλετ' ἐχειν οἰ-
„κειως, ἠ ἐκεινῳ· εἰ τοινυν ὁ Φιλιππος τοτε
„ταυτην ἐσχε την γνωμην, ὡς χαλεπον πο-
„λεμειν

Vorles. XXV. „nun Philipp damals, in der Voraussetzung, es „sey schwer, etwas gegen die Athenienser zu unter„nehmen, die sich im Besitze jener Schlüssel sei„nes Landes befanden, indeß er selbst aller Bun„desgenossen beraubt war, wenn er nichts von dem „gethan hätte, was er wirklich gethan hat, so „würde er keinesweges zu seinem itzigen Grade „von Macht gelangt seyn. Allein Philipp wußte „wohl, daß alle jene Länder gleichsam der offenliegen„de Preiß des Siegers wären; er wußte, daß „die Besitzungen der Abwesenden natürlicher Wei„se den Gegenwärtigen; daß die Besitzungen der „Sorglosen den Thätigen und Unerschrockenen zu „Theil werden. Mit diesen Gesinnungen ist es „ihm gelungen, sich alles zu unterwerfen. Er be„sizt einen Theil dieser Gebiethe als Eroberer, und „den

„λεμειν αθηναιοις εστιν, εχουσι τοιαυτα επι„τειχισματα της αυτου χωρας, ερημον ονται „συμμαχων, ουδεν αν, ων νυνι πεποιηκεν, επρα„ξεν, ουδε τοσαυτην εκτησατ' αν δυναμιν· αλλ' „οιδεν, ω ανδρες αθηναιοι, τυτο καλως εκει„νος, οτι ταυτα μεν εστιν απαντα τα χωρια „αθλα του πολεμου κειμενα εν μεσω, Φυσει „δ' υπαρχει τοις παρυσι τα των αποντων, και „τοις εθελουσι πονειν και κινδυνευειν τα των „αμελουντων· και γαρ τοι ταυτη χρησαμενος „τη γνωμη, παντα κατεσραπται και εχει, τα „μεν, ως αν ελων τις εχοι πολεμυ νομω· τα „δε, συμμαχα και Φιλα ποιησαμενος· και „γαρ συμμαχειν, και προσεχειν τον νουν του„τοις εθελυσιν απαντες, ους αν ορωσι παρε„σκευασμενους και πραττειν εθελοντας, α χρη.

„Αν

„den andern Theil als Schutzherr mit ihm verbün-
„deter oder freundschaftlich gesinnter Staaten.
„Denn alles ist geneigt, es mit dem zu halten,
„und sich auf die Seite desjenigen zu schlagen, von
„dem man sieht, daß er eben so bereit als willig ist, die
„kräftigsten Maasregeln zu nehmen.

„Wenn ihr denn, o meine Mitbürger, euch
„izt wenigstens entschließt, dieselben Gesinnun-
„gen anzunehmen; wenn jeder von euch aufrichtig ge-
„neigt ist, sich, so viel er kann und vermag, durch
„die That selbst als einen nützlichen Bürger zu zei-
„gen, der Reiche durch angemessene Beyträge, der
„Jüngere durch Ergreifung der Waffen; mit einem
„Worte, wenn ihr wieder ihr Selbst werden, und
„jene eiteln Hofnungen, mit welchen sich ein Jeder
„von euch schmeichelt, daß er für seinen Theil un-
„thätig bleiben könne, indeß die Andern schon das
„Nöthi-

„Ἂν τοινυν, ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, καὶ ὑμεις ἐπι
„της τοιαυτης ἐθελησητε γενεσθαι γνωμης νυν,
„ἐπειδηπερ οὐ πρoτερον, καὶ ἑκασος ὑμων, ὃ
„δει καὶ δυναιτ' ἀν, χρησιμον τῃ πολει πα-
„ρασχειν αὐτον, πασαν ἀφεις την εἰρωνειαν,
„ἑτοιμος πραττειν ὑπαρξῃ· ὁ μεν χρηματ'
„ἐχων, εἰσφερειν· ὁ δ' ἐν ἡλικια, στρατευε-
„σθαι· συνελοντι δ' (ἁπλως) εἰπειν, ἡν ὑμων
„αὐτων ἐθελησητε γενεσθαι, καὶ παυσησθε,
„αὐτος μεν ἑδεν ἑκασος ποιησειν ἐλπιζων,
„τον δε πλησιον παντ' ὑπερ αὐτυ πραξειν,
„καὶ ταὐμετερ' αὐτων κομιειεσθε, ἀν θεος ἐθε-
„λῃ, καὶ τα κατερ' ἁθυμημενα παλιν ἀνα-
„λῃψεσθε, κἀκεινον τιμωρησεσθε.

„Ποτ'

Parlef. XXV.

„Nöthige an seiner Statt thun würden, verban-
„nen wollt, dann werdet ihr, mit Hülfe der Göt-
„ter, das Eurige wieder erhalten, die durch Un-
„thätigkeit verlohrne Länder wieder gewinnen, und
„euch an eurem Feinde rächen.

„Aber wenn, meine theuren Mitbürger, wenn
„wollt ihr die nöthigen Maasregeln ergreifen?
„Wollt ihr warten, bis irgend ein trauriges Er-
„eigniß eintritt; oder bis die Nothwendigkeit euch
„dazu zwingt? Und wie ist denn eure gegenwärti-
„ge Lage beschaffen? Ich wenigstens sollte glau-
„ben, es könne für freye Menschen keine drin-
„gendere Nothwendigkeit geben, als die Schande,
„welche verkehrte Maasregeln auf uns bringen.
„Oder wollt ihr es dabey bewenden lassen, in der
„Stadt herumzuschweifen, und einander zu fra-
„gen: was es Neues giebt? Kann es wohl eine

„selt-

„Ποτ' ουν, ω ανδρες αθηναιοι, ποτε, αν
„χρη, πραξετε; επειδαν τι γενηται; επειδαν, νη
„δια, αναγκη τις η; νυν δε τι χρη τα γιγνομενα
„ηγεισθαι; εγω μεν γαρ οιομαι τοις ελευθε-
„ροις μεγιστην αναγκην την υπερ των γραμμα-
„των αισχυνην ειναι. η βυλεσθε, ειπε μοι,
„περιϊοντες αυτυ πυνθανεσθαι κατα την αγο-
„ραν· λεγεται τι καινον; γενοιτο γαρ αν τι
„καινοτερον, η μακεδων ανηρ αθηναιους κατα-
„πολεμων, και τα των ελληνων διοικων; τε-
„θνηκε Φιλιππος; ου μα δι'. αλλ' ασθενει; τι
„δ' υμιν διαφερει; και γαρ αν ουτος τι παθη,
„ταχεως υμεις ετερον Φιλιππον ποιησετε, αν-
„περ ουτω προσεχητε τοις πραγμασι τον νων.

„Υ-

„seltsamere Neuigkeit geben, als daß ein Macedo- Vorles.
„nier die Athenienser unterjocht, und dem ganzen XXV.
„Griechenlande Gesetze giebt. „Ist Philipp todt?
„— Nein, aber er ist unpäßlich.„ Was in al-
„ler Welt kann euch daran liegen? denn wenn er
„heute stürbe, so würdet ihr euch gar bald einen
„andern Philipp schaffen; wenn ihr eure Angele-
„genheiten auf gleiche Weise, wie bisher, betreibt.

„So Mancher von euch kennt kein größeres
„Vergnügen, als jedes flüchtige Gerücht, das ihm
„zu Ohren kommt, als eine wichtige Neuigkeit zu
„verbreiten. Einige versichern, Philipp habe sich
„mit den Lacedämoniern verbunden, um Theben
„zu zerstören, und den Freystaaten ein Ende zu
„machen. Andere wollen wissen, er habe Gesand-
„te an den König von Persien geschickt; noch an-
„dere lassen ihn einige Plätze in Illyrien befestigen.
„Und so weiß jeder von uns eine eigene Neuigkeit
„zu berichten. Was mich betrifft, Athenienser,
„so glaube ich gar wohl, daß dem Manne der Kopf
„von

„Ὑμῶν δ' οἱ μεν, περιϊόντες, μετα Λακε-
„δαιμονιων Φασι Φιλιππον πραττειν την Θη-
„βαιων καταλυσιν, και τας πολιτειας δια-
„σπαν· οἱ δ', ὡς πρεσβεις πεπομφεν εἰς βασι-
„λεα· οἱ δ', ἐν Ἰλλυριοις πολεις τειχιζειν· οἱ δε,
„λογους πλαττοντες, ἑκαστος περιερχομεθα.
„ἐγω δ' οἰομαι μεν, ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, νη
„τους θεους, ἐκεινον μεθυειν τῳ μεγεθει των
„πεπραγμενων, και πολλα τοιαυτα ὀνειροπο-
„λειν

Vorles. XXV.

„von seinen großen Thaten schwindelt, und daß „seine Einbildungskraft über dergleichen träumeri„schen Entwürfen brütet; weil er sieht, daß sich „keine Macht ihm widersezt, und daß ihm seine „bisherigen Unternehmungen gelungen sind. Dem„ohngeachtet aber kann ich mich nicht überreden, „daß Philipp seine Maasregeln so nehmen sollte, „daß die schwächsten Köpfe unter uns (denn das „sind diejenigen offenbar, welche jene Gerüchte ver„breiten) wissen sollten, was er jedesmal zu thun „im Begriff ist. Aber laßt uns jene Gerüchte „verachten! Laßt uns bloß daran denken, daß „Philipp unser Feind ist: daß er uns das Unsrige „genommen hat; daß wir schon lange Zeit seinen „Uibermuth erfahren haben; daß die Erwartun„gen von dem, was Andere für uns thun sollen, „offenbar gegen uns ausgeschlagen sind; daß wir „die einzigen Hülfsmittel, welche uns übrig blei„ben, in uns selbst zu suchen haben; und daß, „wenn wir nicht geneigt sind, uns ihm anderwärts „entgegen zu stellen, wir es bald hier zu thun ge„nun„

„λειν ἐν τῃ γνωμῃ, τὴν τ' ἐρημιαν των κωλυ„σοντων ὁρωντα, και τοις πεπραγμενοις ἐπηρ„μενον· ἀ μεντοιγε, ἀ μα δι', οὑτω προαιρεισ„θαι πραττειν, ὡστε τους ἀνοητοτατους των „παρ' ἡμιν ἐιδεναι, τι μελλει ποιειν ἐκεινος· „ἀνοητοτατοι γαρ εἰσιν οἱ λογοποιουντες· ἀλλ' „ἐαν ἀφεντες ταυτ', ἐκεινα εἰδωμεν, ὁτι ἐχ„θρος ἀνθρωπος, και τα ἡμετερα ἡμας ἀπο„σερει, και χρονον πολυν ὑβρικε, και ἁπαν„τα, ὁσα πωποτ' ἠλπισαμεν τινα πραξειν ὑπερ „ἡμων„

„zwungen seyn werden. Wenn wir hiervon über- Vorles. XXV.
„zeugt sind, so werden wir wissen, was wir zu thun
„haben, und uns weiter nicht um leere Gerüchte
„bekümmern. Es kommt nicht darauf an, zu
„wissen, was für einzelne Ereignisse sich zutragen
„werden, sondern einzusehen, daß Alles für uns
„schlimm laufen muß, so lange wir nicht daran
„denken, die Lage der Umstände ernsthafter zu er-
„wägen, und die nöthigen Maasregeln zu er-
„greifen.

„Wären wir alle darüber einig, daß Philipp
„den Frieden gebrochen hat, und bereits wirklich
„im Krieg gegen uns begriffen ist, so würde bey
„dem gegenwärtigen Vortrag die Frage bloß davon
„seyn können, wie wir uns ihm am sichersten und
„leichtesten entgegen zu setzen haben. Da es in-

„deß

„ἡμων, καθ' ἡμων ἑυρηται, και τα λοιπα ἐν
„ἡμιν αὐτοις ἐσι, κἀν μη νυν θελωμεν ἐκει πο-
„λεμειν αὐτῳ, ἐνθαδ' ἰσως ἀναγκασθησομε-
„θα τυτο ποιειν· ἀν ταυτα εἰδωμεν, και τα
„δεοντα ἐσομεθα ἐγνωκοτες, και λογων μα-
„ταιων ἀπηλλαγμενοι· ἐ γαρ ἀττα ποτ' ἐσαι
„δει σκοπειν, ἀλλ' ὁτι Φαυλα, ἀν μη προς-
„ἐχητε τοις πραγμασι τον νουν, και τα προς-
„ηκοντα ποιειν ἐθελητ', ἐυ εἰδεναι.

„Ἐι μεν οὐν ἀπαντες ὁμολογουμεν Φιλιπ-
„πον τῃ πολει πολεμειν, και την εἰρηνην πα-
„ραβαινειν, ἑδεν ἀλλο ἐδει τον παριοντα λε-
„γειν και συμβυλευειν, ἠ ὁπως ὡς ἀσφαλε-
„στατα και ῥᾳστα ἀμυνωμεθα· ἐπειδη δε
„ὁτως

Vorles. XXV.

„dessen einige sonderbare Köpfe giebt, die, obschon „Philipp sich in Besitz mehrerer Städte gesezt, sich „einen Theil des Unsrigen zugeeignet hat, und sei„nen Ungerechtigkeiten allenthalben freyen Lauf „läßt, dennoch nichts dagegen haben, daß gewisse „Redner zu wiederholten Malen in dieser Versamm„lung behaupten dürfen: es wären einige unter uns, „die den Staat in Krieg zu verwickeln suchten: so „ist es nöthig, sich dagegen zu verwahren, und „diesen Irrthum vor allen Dingen aus dem Wege „zu räumen. — Ich meiner Seits stehe keinen „Augenblick an, laut zu erklären, daß, wenn es „darauf ankäme zu bestimmen, ob der Staat Krieg „oder Frieden haben soll, der Friede, wenn die„ser anders bloß von unsrer Wahl abhängt, aller„dings vorzuziehen ist. — Aber wenn der andere „Theil bereits zu den Waffen gegriffen, und sich an „der Spitze einer beträchtlichen Macht befindet, „wenn

„ὅτως ἀτοπως ἐνιοι διακεινται, ὡς ε πολεις κα„ταλαμβανοντος ἐκεινυ, και πολλα των ἡμε„τερων ἐχοντος, και παντας ἀνθρωπους ἀδι„κουντος, ἀνεχεσθαι τινων ἐν ταις ἐκκλησιαις „λεγοντων πολλακις, ὡς ἡμων τινες εἰσιν οἱ „ποιουντες τον πολεμον, ἀναγκη φυλαττεσ„θαι και διορθουσθαι περι τατυ. ἐγω δη τυ„το πρωτον ἁπαντων λεγω και διοριζομαι, εἰ „ἐφ' ἡμιν ἐσι το βυλευεσθαι περι τυ, ποτερον „εἰρηνην ἀγειν ἡ πολεμειν δει· εἰ μεν ουν ἐξε„στιν εἰρηνην ἀγειν τῃ πολει, και ἐφ' ἡμιν ἐσι „τυτο, ἵν' ἐντευθεν ἀρξωμαι, φημι ἐγωγε „ἀγειν ἡμας δειν· — εἰ δ' ἑτερος τα ὁπλα

„ἐν

„wenn er uns den Namen des Friedens vorspiegelt, „sich selbst aber seiner Seits jede Art von Feindse„ligkeiten erlaubt, was bleibt dann wohl übrig, als „gleichfalls zu den Waffen zu greifen? Wenn Je„mand dasjenige für einen Frieden halten kann, „was bloß eine Vorbereitung ist, nach seinen übri„gen Eroberungen mit ganzer Macht über uns her„zufallen, der muß wahnsinnig seyn: wenigstens „ist es höchstens nur unser Betragen gegen Phi„lipp, nicht aber Philipps Betragen gegen uns, „was für einen Frieden gelten kann. Und diß ist „es eben, was Philipp mit Aufwendung aller sei„ner Schätze zu erkaufen sucht; der Vortheil sei„ner Seits uns mit Krieg zu überziehen, ohne „daß wir ein Gleiches thun.

„Aber beym Himmel! wird wohl irgend ein ver„nünftiger Mensch Krieg und Frieden nach den

„Vor-

„ἐν ταις χερσιν ἐχων, και δυναμιν πολλην περι „αὐτον, τὐνομα μεν το της εἰρηνης ἡμιν προ„βαλλεται, τοις δ' ἐργοις αὐτος τοις τε πολε„μου χρηται, τι λοιπον ἀλλο, πλην ἀμυνεσ„θαι; Φασκειν δε εἰρηνην ἀγειν, εἰ βουλεσ„θε, ὡσπερ ἐκεινος, ἀ διαφερομαι· εἰ δε τις „ταυτην εἰρηνην ὑπολαμβανει, ἐξ ἡς ἐκεινος „παντα ταλλα λαβων ἐφ' ἡμας ἡξει, πρωτον „μεν μαινεται, ἐπειτα ἐκεινῳ παρ' ἡμων, οὐχ „ἡμιν παρ' ἐκεινε την εἰρηνην (ἀγειν) λεγει· „τὐτο δ' ἐστιν, ὁ των ἀναλισκομενων χρημα„των ἀπαντων Φιλιππος ὠνειται, αὐτος μεν „πολεμειν ἡμιν, ὑφ' ἡμων δε μη πολεμεισθαι.

„Αλλ'

Vorles. XXV.

„Worten beurtheilen, und nicht nach der That?
„Oder ist wohl Jemand unter euch so schwach, zu
„glauben, daß es Philipp um ein Paar elende
„Thracische Dörfer zu thun sey? (denn verdienen
„Drongylus, Cabyle und Mastira, und alles was
„er gegenwärtig dort inne haben soll, wohl einen
„andern Namen?) daß er bloß, um diese zu erhal-
„ten, die größten Gefahren verachtet, allen Be-
„schwerlichkeiten und Ungemächlichkeiten der Wit-
„terung Trotz biethet; daß er wirklich keine Absich-
„ten auf die Athenienſischen Häfen, Werfte, Ga-
„leeren und Silberbergwerke habe? zu glauben,
„daß er seine Winterquartiere in den fruchtreichen
„Felsenhöhlen und Abgründen von Thracien neh-
„men, und euch im ungestörten Genusse eurer Ein-
„künfte lassen werde? Doch ihr wollt vielleicht
„abwarten, bis er selbst den Krieg erklärt? aber
„diß

„Ἀλλ' ἐσιν, ὠ προς τε Διος, ὁστις ἐυ Φρο-
„νων, ἐκ των ὀνοματων μαλλον, ἡ των πραγ-
„ματων, τον ἀγοντ' εἰρηνην, ἡ πολεμουνθ'
„ἑαυτῳ, σκεψαιτ' ἀν; ου γαρ ουτως ἐυηθης
„ἐσιν ὑμων ουδεις, ὡσθ' ὑπολαμβανειν τον Φι-
„λιππον, των μεν ἐν Θρᾳκη κακων (τι γαρ
„ἀν ἀλλο τις εἰποι, Δρογγιλον, και Καβυ-
„λην, και Μασειραν, και ἅ νυν Φασιν ἀυτον
„ἐχειν) τουτων μεν ἐπιθυμειν, και ὑπερ του
„ταυτα λαβειν, και πονες, και χειμωνας, και
„τους ἐσχατες κινδυνες ὑπομενειν' των δ' Αθη-
„νῃσι λιμενων, και νεωριων, και τριηρων, και
„των ἐργων των ἀργυρειων ουκ ἐπιθυμειν, ἀλ-
„λα ταυτα μεν ὑμας ἐασειν ἐχειν, ὑπερ δε
„των μελινων, και των ὀλυρων, των ἐν τοις
„θρᾳ-

„diß wird Philipp gewiß nicht thun, und wenn Vorles.
„er schon vor unsern Thoren wäre; er wird ver- XXV.
„sichern, er habe keinesweges die Absicht, uns zu
„bekriegen; so wie er eben diese Versicherung den
„Oriten gab, nachdem sein Heer bereits in ihr Ge-
„biethe eingerückt war; so wie er den Pheräern den
„Krieg nicht eher erklärte, als bis er die Mauern
„der Stadt bestürmte; und so auch den Olynthiern
„anfangs das Gegentheil versicherte, bis er mit
„seinem Heere auf ihren Gränzen war, und ihnen
„dann erst sagen ließ: sie müßten entweder Olynth,
„oder er Macedonien verlassen. — In der That,
„Philipp müßte sehr einfältig seyn, wenn, indeß
„ihr bey seinen Beleidigungen schweigt, und lieber
„einige eurer Mitbürger deshalb zur Verantwor-
„tung ziehen möchtet, wenn Philipp unter diesen
„Umständen daran denken könnte, euren einheimi-

„schen

„θρᾳκιοις σιροις, ἐν τῳ βαραθρῳ χειραζειν. —
„ἀλλ' ἐπειδαν ἐφ' ἡμας αὐτους ἰῃ, τι φησο-
„μεν τοτε; ἐκεινος μεν γαρ οὐ πολεμειν, ὡσ-
„περ ὠδε ὠρειταις, των σρατιωτων ὀντων ἐν
„τῃ χωρᾳ· ὠδε Φεραιοις προτερον, πριν ἡ προς
„τα τειχη προσβαλειν αὐτων· ὠδ' ὀλυνθιοις
„ἐξ ἀρχης, ἑως ἀν ἐν αὐτῃ τῃ χωρᾳ το σρα-
„τευμα παρῃν ἐχων. και μην εἰ μεχρι τυτυ
„περιμενυμεν, ἑως ἀν ἡμιν ὁμολογησῃ πολε-
„μειν, παντων ἐσμεν ἐυηθεσατοι· ὠδε γαρ, ἀν
„ἐπι την ἀττικην αὐτην βαδιζῃ και τον Πειραια,
„τυτ' ἐρει, εἰπερ, οἰς προς τους ἀλλους πεποιη-
„κε, δει τεκμαιρεσθαι· τυτο μεν γαρ ὀλυν-
„θιοις, τετταρακοντ' ἀπεχων της πολεως σα-
„δια, εἰπεν, ὁτι δε δυοιν θατερον, ἡ ἐκεινους

„ἐν

Vorles. XXV.

„schen Streitigkeiten durch die Erklärung, daß er „es sey, gegen den ihr zu streiten habt, ein Ende „zu machen, und so den in seinem Solde stehenden „Rednern den scheinbarsten Vorwand zu rauben, „unter welchem sie eure Berathschlagungen zu ver„zögern suchen; den Vorwand, Philipp sey kei„nesweges gegen Athen in Krieg begriffen. — Ich „meiner Seits behaupte, daß Philipp durch seinen „Angriff auf die Megarenser, durch seine Unter„nehmungen gegen die Freyheit von Euböa, durch „seine neuerlichen Einfälle in Thrazien, und hin„terlistigen Anschläge im Peloponneß, daß er durch „diese und andere mit gewafneter Hand ausgefühte Unternehmungen den Frieden gebrochen, und „in wirklichen Feindseligkeiten gegen euch begriffen „ist. Ihr müßtet denn behaupten, derjenige, wel„cher Anstalten zur Belagerung einer Stadt mache, „müsse

„ἐν Ὀλυνθῳ μη οἰκειν ἡ αὐτον ἐν Μακεδονια· „και γαρ ἀν ἀβελτερωτατος εἰη παντων ἀν„θρωπων, εἰ των ἀδικουμενων ὑμων μηδεν ἐγ„καλουντων αὐτῳ, ἀλλ' ὑμων αὐτων τινας αἰ„τιωμενων, και κρινειν βυλομενων, ἐκεινος „ἐκλυσας την προς ἀλληλυς ἐριν ὑμων και Φι„λονεικιαν, ἐφ' ἑαυτον προειποι τρεπεσθαι, „και των παρ' ἑαυτυ μισθοφορουντων τους λο„γους ἀφελοιτο, οἱς ἀναβαλλουσιν ὑμας, λε„γοντες ὡς ἐκεινος γε οὐ πολεμει τῃ πολει. „ἐγω δε τοσουτυ δεω ταυτα ποιουντα ἐκεινον „ὁμολογειν, ἀγειν την προς ὑμας εἰρηνην [ὡστε „και Μεγαρων ἁπτομενον, και ἐν Ἐυβοιᾳ „τυραννιδα κατασκευαζοντα, και νυν ἐπι Θρᾳ„κην παριοντα, και τα ἐν Πελοποννησῳ σκευω„ρουμε-

„müsse noch immer als friedlich gesinnt angesehen Vorles.
„werden, bis seine Werke nun unmittelbar an die XXV.
„Mauern gebracht werden. Diß wird aber wohl
„Niemand behaupten. Derjenige, dessen Absich-
„ten und ganzes Betragen darauf angelegt ist, mich
„in seine Gewalt zu bringen, der handelt gegen
„mich feindselig, wenn auch noch kein Schwerdt ge-
„zogen worden ist.

„Das ganze weite Griechenland und alle um-
„liegende Völkerschaften sind zu klein für die Hab-
„sucht dieses ehrgeizigen Menschen. Wir Men-
„schen hören und sehen alles dieses mit an, und
„dennoch schicken wir keine Gesandten an einander,
„äußern nicht den geringsten Unwillen, sondern
„sind so tief herabgesunken, daß wir noch bis auf
„diesen Tag nichts von dem gethan haben, was

 „unse-

„ρουμενον, και πανθ', ὁσα πραττει κατα της
„δυναμεως, ποιουντα] λυειν φημι την ειρη-
„νην, και πολεμειν ὑμιν· ει μη και τους τα
„μηχανηματα ἐφισαντας ειρηνην ἀγειν φησε-
„τε, ἑως ἀν ἀυτα τοις τειχεσιν ἠδη προσαγα-
„γωσιν. ἀλλ' ἀ φησετε· ὁ γαρ, οις ἀν ἐγω
„ληφθειην, ταυτα πραττων και κατασκευα-
„ζομενος, ὅτος ἐμοι πολεμει, κἀν μηπω βαλλη,
„μηδε τοξευη.

— „Ουθ' ἡ Ἑλλας ουθ' ἡ βαρβαρος την
„πλεονεξιαν χωρει τἀνθρωπου. και ταυθ' ὁρων-
„τες οἱ ἕλληνες ἅπαντες, και ἀκουοντες, ἃ
„πεμπομεν πρεσβεις περι τυτων προς ἀλλη-
„λους, και ἀγανακτυμεν; ουτω δε κακως δια-
„κει-

Vorles. XXV. „unsere Sicherheit und gemeinschaftliches Bestes er-
„fodert. Statt uns gegenseitig mit einander zu
„verbinden und gemeinschaftlich zu Werke zu ge-
„hen, bleiben wir bey Philipps immer mehr und
„mehr anwachsender Macht gleichgültige Zuschauer.
„Jeder einzelne Staat scheint die Zeit, während
„welcher ein anderer zerstört wird, als einen Ge-
„winn für sich selbst anzusehen, obschon Niemand
„daran zweifeln kann, daß der gemeinschaftliche
„Feind, gleich der periodischen Rückkehr eines Fie-
„bers oder andern bösen Krankheit, auch diejeni-
„gen anfallen wird, welche sich von einer solchen
„Gefahr am weitesten entfernt glauben.

„Und was ist die Ursache einer so unbegreifli-
„chen Unthätigkeit? Denn irgend eine Ursache
„muß

„κειμεθα και διοφωρυγμεθα κατα πολεις,
„ὡστ' ἀχρι της τημερον ἡμερας, ὔδεν οὐτε των
„συμφεροντων, οὐτε των δεοντων πραξαι δυνα-
„μεθα· οὐδε συσηναι, ὔδε κοινωνιαν βοηθειας
„και φιλιας ὔδεμιαν ποιησασθαι, ἀλλα μει-
„ζω γιγνομενον τον ἀνθρωπον περιορωμεν, τον
„χρονον κερδαναι τυτον, ὁν ἀλλος ἀπολλυται,
„ἑκασος ἐγνωκως, ὡς γε μοι δοκει, οὐχ ὁπως
„σωθησεται τα των ἑλληνων σκοπων, ὔδε πρατ-
„των· ἐπει, ὁτι γε ὡσπερ περιοδος ἡ καταβο-
„λη πυρετυ, ἡ τινος ἀλλυ κακου, και τῳ πα-
„νυ ποῤῥω δοκουντι νυν ἀφεσθαι προσερχε-
„ται, ὔδεις ἀγνοει δηπου.

„Τι οὐν αἰτιον τυτων ἡ; ὐ γαρ ἀνευ λογου
„και δικαιας αἰτιας ὅτε τοθ' ὅτως εἰχον ἑτοι-
„μως

„muß allerdings vorhanden seyn, welche macht, Vorles.
„daß die Griechen, die sich sonst in der Vertheidi- XXV.
„gung ihrer Freyheit so eifrig zeigten, izt zur Skla-
„veren so geneigt sind. Diese Ursache, o Athe-
„nienser, liegt darinn, daß man einen Grundsatz
„aufgegeben hat, der einst tief in jedes Gemüthe
„eingedrückt war; ein Grundsatz, welcher den
„Reichthum Persiens besiegte, die Freyheit Grie-
„chenlands aufrecht hielt, und über jede Macht zu
„Wasser und zu Lande die Oberhand behielt. Die-
„ser eben so einfache als natürliche Grundsatz zeigte
„sich in der einmüthigen Verabscheuung derjenigen,
„welche von herrschsüchtigen Fürsten, oder solchen,
„die auf Griechische Freyheit eifersüchtig waren,
„Geschenke annahmen. Wer überführt wurde,
„Geschenke dieser Art bekommen zu haben, wurde
„als der größte Verbrecher angesehen, und unaus-
„bleiblich bestraft. Weder Heerführer noch Red-
„ner

„μως προς ἐλευθεριαν ἁπαντες οἱ ἑλληνες, οὐ-
„τε νυν προς το δουλευειν· ἠν τι τοτ', ἠν, ὠ
„ἀνδρες ἀθηναιοι, ἐν ταις των πολλων διανοι-
„αις, ὁ νυν ὄκ ἐσιν, ὁ και τϐ Περσων ἐκρα-
„τησε πλϐτου, και ἐλευθεραν ἠγε την ἑλλα-
„δα, και ουτε ναυμαχιας, ὅτε πεζης μαχης
„ὄδεμιας ἡττατο. νυν δ' ἁπολωλος ἁπαντα λε-
„λυμανται, και ἀνω και κατω πεποιηκε τα
„των Ἑλληνων πραγματα. τι οὐν ἠ τϐτο; ὄδεν
„ποικιλον, ὄδε σοφον· ἀλλα τους παρα των
„ἀρχειν ἀει βϐλομενων, ἠ (και) διαφθειρειν
„την ἑλλαδα, χρηματα λαμβανοντας, ἁπαν-
„τες ἐμισουν· και χαλεπωτατον ἠν το δωροδο-
„κουντα ἐξελεγχθηναι· και τιμωρια μεγιστη
„τϐτον

Vorles. XXV.

„ner durften damals die günstigen Gelegenheiten,
„welche das Glück bisweilen, ohne Rücksicht auf
„Wachsamkeit und Tapferkeit, darbiethet, für Geld
„feil haben; weder die Eintracht unter uns, noch
„unser Haß und Mißtrauen gegen Tyrannen und
„Barbaren, konnte durch Gold erschüttert und ge-
„schwächt werden; izt hingegen sind alle diese Din-
„ge, wie auf öffentlichem Markte, käuflich ausge-
„stellt, und dafür Gesinnungen eingeführt worden,
„welche Griechenlandes Freyheit und Wohl durch-
„aus untergraben haben. Diese Gesinnungen zei-
„gen sich unverholen. Wird es bekannt, daß Je-
„mand durch fremdes Geld bestochen worden, so
„erstaunt man, und beneidet ihn: räumt er selbst
„es ein, so lacht man: wird er der That völlig
„überwiesen, so erhält er Vergebung; und nur
„derjenige macht sich verhaßt, der ein solches Ver-

„fahren

„τυτον ἐκολαζον· και παραιτησις ἠδεμια ἠν,
„ἠδε συγγνωμη. τον οὐν καιρον ἑκασου των
„πραγματων, ἐν ἡ τυχη και τοις ἀμελουσι
„κατα των προσεχοντων, και τοις μηδεν ἐθε-
„λουσι ποιειν κατα των παντα, ἁ προσηκει,
„πραττοντων πολλακις παρασκευαζει, ἠκ
„ἠν ριασθαι παρα των λεγοντων, ἠδε των
„στρατηγουντων, ἠδε την προς ἀλληλους ὁμο-
„νοιαν, ἠδε την προς τους βαρβαρους και τους
„τυραννους ἀπιστιαν, ὁυδ' ὁλως των τοιουτων
„ἠδεν. νυν δ' ἀπανθ', ὁσπερ ἐξ ἀγορας, ἐκ-
„πεπραται ταυτα· ἀντεισηκται δε ἀντι τυτων,
„ὑφ' ὡν ἀπολωλε και νενοσηκεν ἡ ἑλλας. ταυ-
„τα δ' ἐστι τι; ζηλος, εἰ τις εἰληφε τι· γελως,
„ἀν ὁμολογῃ· συγγνωμη τοις ἐλεγχομενοις·

„mi-

„fahren tadelt. Und so auch in Ansehung aller übrigen schlimmen Folgen der Bestechung. Vorles. XXV.

„Ist aber Jemand unter euch, der, ohne „von Philipps Golde geblendet zu seyn, durch die „scheinbare Größe des Mannes in Erstaunen ge„sezt wird, und ihn für unüberwindlich hält, den „hoffe ich gar bald zu überzeugen, daß Philipp al„le Hülfsmittel, durch welche es ihm bisher ge„lungen ist, sich zu einer scheinbaren Größe auf„zuschwingen, bereits erschöpft hat, und daß sei„ne Angelegenheiten sich sehr bald verschlimmern „können. Ich selbst, meine Mitbürger, würde „Philipp für eben so furchtbar als bewundernswür„dig halten, wenn er jenen Zuwachs von Gewalt „durch gerechte Thaten erworben hätte. — Wenn „Eintracht und Zuneigung einzelne Kräfte verbin„det,

„μισος, ἀν τυτοις τις ἐπιτιμᾳ· ταἀλλα παντ',
„ὁσα ἐκ τυ δωροδοκειν ἠρτηται. —

„Και του τους ὑπερεκπεπληγμενους, ὡς
„ἀμαχον τινα, τον Φιλιππον, ἰδειν, ὁτι παν-
„τα διεξεληλυθεν, οἰς προτερον παρακρουομε-
„νος, μεγας νυν ἠυξηθη, και προς ἀυτην ἠκει
„την τελευτην τα πραγματ' ἀυτῳ. ἐγω μεν
„γαρ, ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, σφοδρ' ἀν ἠγου-
„μην και ἀυτος φοβερον εἰναι και θαυμαστον
„τον Φιλιππον, εἰ τα δικαια πραττοντα ἑω-
„ρων ἀυτον ἠυξημενον. — ὁταν μεν γαρ ὑπ'
„ευνοιας τα πραγματα συσῃ, και πασι ταὐτα
„συμφερῃ τοις μετεχουσι τυ πολεμου, και
„συμπονειν, και φερειν τας συμφορας, και
„με-

Vorles. XXV. „der, und ein gemeinschaftliches Bestes vereinigte „Mächte zusammenhält, dann werden alle Be„schwerlichkeiten mit frohem Muthe übernommen, „und alle Gefahren mit Standhaftigkeit ausgehal„ten. Aber wenn Jemand sich durch Ehrgeiz und „unrechtmäßige Mittel emporgeschwungen hat, wie „diß bey Philipp der Fall gewesen, dann ist jed„weder Anlaß, ist der kleinste Zufall hinreichend, „seine Größe zu Boden zu werfen. Es ist unmög„lich, Athenienser, es ist durchaus unmöglich, „auf Ungerechtigkeit, Bosheit und Treulosigkeit „eine dauerhafte Macht zu gründen. Mittel die„ser Art können vielleicht einmal oder auf kurze Zeit „gelingen, und zu glänzenden Hoffnungen führen; „allein die Zeit zeigt gar bald ihre Hinfälligkeit, „und die scheinbare Größe stürzt von selbst zusam„men. Denn so wie bey Gebäuden jeder Art der „untere Theil, oder die Grundlage, die meiste Fe„stig-

„μενειν ἐθελουσιν οἱ ἀνθρωποι· ὁταν δ' ἐκ πλε„ονεξιας και πονηριας τις, ὡσπερ οὑτος, ἰσχυ„σῃ, ἡ πρωτη προφασις, και μικρον πταισ„μα, ἁπαντα ἀνεχαιτισε και διελυσεν· ὑ γαρ „ἐσιν, ὑκ ἐσιν, ω ἀνδρες ἀθηναιοι, ἀδικουν„τα, και ἐπιορκυντα, και ψευδομενον, δυνα„μιν βεβαιαν κτησασθαι· ἀλλα τα τοιαυτα, „εἰς μεν ἁπαξ και βραχυν χρονον ἀντεχει· και „σφοδρα γε ἠντησεν ἐπι ταις ἐλπισιν, ἀν τυ„χῃ· τῳ χρονῳ δε φωραται, και περι ἀυτα „καταῤῥει· ὡσπερ γαρ οἰκιας, οἰμαι, και „πλοιυ, και των ἀλλων των τοιυτων, τα κα„τωθεν ἰσχυροτατα εἰναι δει, οὑτω και των πρα„ξεων τας ἀρχας και τας ὑποθεσεις ἀληθεις

„και

„stigkeit erfodert; so muß auch der Anfang und Vorlef. XXV.
„die Gründe großer Unternehmungen sich auf Wahr-
„heit und Gerechtigkeit stützen. Diese aber fehlen
„durchaus bey Philipps Entwürfen. —

„Eine Folge hiervon ist, daß viele, die izt
„auf Philipps Seite sind, ihn theils beneiden,
„theils hassen, oder doch wenigstens ihm nicht
„trauen. Ihr dürft nur selbst mit mehr Nach-
„druck handeln, und eure wahren Vortheile besser
„in Obacht nehmen, so wird sich nicht nur die
„Schwäche und Untreue seiner Bundesgenossen,
„sondern sogar die Unsicherheit seiner eignen Macht
„und Herrschaft an den Tag legen. — Denn
„ihr dürft euch nicht einbilden, daß die Neigun-
„gen der Macedonier mit den seinigen übereinstim-
„men. Philipp durstet einzig und allein nach Ruhm,
„und scheut, um diesen zu erwerben, weder Ge-
„fah-

„και δικαιας εἰναι προσηκει· τουτο δε ὐχ ὑνι
„νυν ἐν τοις πεπραγμενοις Φιλιππῳ.

„Κἀν ταυτα ἐθελησητε, ὡς προσηκει και
„δει, περαινειν, ὐ μονον, ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι,
„τα συμμαχικα ἀσθενως και ἀπιστως ἐχοντα
„Φανησεται Φιλιππῳ, ἀλλα και τα της οἰκει-
„ας ἀρχης και δυναμεως κακως ἐχοντα ἐξε-
„λεγχθησεται· μη γαρ οἰεσθε, ὠ ἀνδρες ἀθη-
„ναιοι, τοις ἀυτοις Φιλιππον τε χαιρειν, και
„τους ἀρχομενους· ἀλλ' ὁ μεν δοξης ἐπιθυμει,
„και τουτο ἐζηλωκε και προἠρηται, πραττων
„και κινδυνευων, ἀν συμβῃ τι παθειν, την τε
„διαπραξαθαι ταυτα, ὐ μηδεις πωποτε ἀλ-
„λος

Vorles. XXV.

„fahren noch Mühseligkeiten: die Einbildung, mehr „gethan zu haben, als irgend ein anderer Mace„donischer König, ist ihm theurer als sein Leben. „Aber seine Unterthanen haben an dem Ehrgeize „ihres Beherrschers keinen Theil; sie sind mißver„gnügt, daß sie ohne Unterlaß in die entferntesten „Gegenden zu Felde ziehen und mit immer neuen „Beschwerlichkeiten kämpfen müssen, statt zu Hau„se ihren Geschäften obzuliegen, und an der Seite „der Ihrigen zu leben. Denn selbst dasjenige, „was sie sich etwa erworben haben, können sie nicht „nach Wunsche anlegen, weil aller Handel durch „den Krieg unterbrochen ist. — Philipp hat al„so durch eben diese glänzenden Unternehmungen, „um welcher willen ihn Mancher für groß hält, „sein ohnedieß schwaches Reich nur noch tiefer her„untergebracht.

„Hier„

„Ἄλος μακεδονων βασιλευς, δοξαν ἀντι του ζην „ἀσφαλως ἠρημενος· τοις δε της μεν φιλοτι„μιας της ἀπο τουτων ὐ μετεσι· κοπτομενοι δε „ἀει ταις στρατειαις ταυταις ταις ἀνω τε και „κατω λυπουνται, και συνεχως ταλαιπωρου„σιν, ὐτ' ἐπι τοις ἐργοις, ὐτ' ἐπι τοις ἀυτων „ἰδιοις ἐωμενοι διατριβειν, οὐθ' ὁσ' ἀν πορι„σωσιν ἀυτοις, ὁπως ἀν δυνωνται, ταυτ' ἐχον„τες διαθεσθαι, κεκλεισμενων των ἐμπορίων „των ἐν τη χωρᾳ δια τον πολεμον. και γαρ ὐτος „ἀπασι τουτοις, οἰς ἀν τις μεγαν ἀυτον ἡγη„σαιτο, τοις πολεμοις και ταις στρατειαις, „ἐτ' ἐπισφαλεστεραν ἀυτην, ἡ ὑπηρχε φυσει, „κατεσκευακεν ἑαυτῳ.

„Ei„

„Hierzu kommt noch Philipps eigene aus-
„schweifende Denkungsart, und sein unbegränzter
„Ehrgeiz, welcher macht, daß er die verständig-
„sten und wackersten Krieger von sich zu entfernen
„sucht, weil er das Ansehen haben will, alles selbst
„gethan zu haben. Nicht minder schnöde begeg-
„net er jedem Rechtschaffnen und Wohldenkenden,
„der an der in seinem Gefolge herrschenden Unmä-
„ßigkeit, und an den schändlichen Ausschweifungen
„jeder Art keinen Geschmack findet. Taugenichtse,
„Schmeichler, Trunkenbolde, Wollüstlinge, Pos-
„senreisser sind Philipps liebste Gesellschafter und
„seine vertrautesten Freunde — Haltet diß nicht
„etwa für Kleinigkeiten, so unbedeutend es auch
„an sich scheinen mag. Der Nachdenkende findet
„in dergleichen Zügen sichere Kennzeichen von der
„Den-

„Ει μεν γαρ τις ἀνηρ ἐστιν ἐν ἀυτοις οἱος
„ἐμπειρος πολεμου και ἀγωνων, τυτους μεν
„φιλοτιμια παντας ἀπωθειν ἀυτον ἐφη, βυ-
„λομενον παντα ἀυτυ δοκειν εἰναι τα ἐργα·
„προς γαρ ἀυ τοις ἀλλοις, και την φιλοτι-
„μιαν τἀνδρος ἀνυπερβλητον εἰναι· ἐι δε τις
„σωφρων, ἡ δικαιος ἀλλος, την καθ' ἡμεραν
„ἀκρασιαν τυ βιυ, και μεθην, και κορδακισ-
„μους ὰ δυναμενος φερειν, παρεωρασθαι και
„ἐν ὰδενος εἰναι μερει τον τοιυτον· λοιπους δη
„περι ἀυτον εἰναι λησας, και κολακας, και
„τοιουτους ἀνθρωπους — μιμους γελοιων, και
„ποιητας αἰσχρων ἀσματων, ὡν εἰς τους συν-
„οντας ποιυσιν ἑνεκα τυ γελασθηναι, του-
„τους ἀγαπα, και περι ἀυτον ἐχει. και τοι
„ταυ-

Vorles. XXV.

„Denkungsart und dem schlechten Charakter des „Mannes. Das Glück, welches ihn bisher be„günstiget, wirft zwar izt einen Schatten über die„se Dinge, aber laßt nur den geringsten Unfall „seine Unternehmungen treffen, so werden alle sei„ne Unthaten in ihrem wahren Lichte erscheinen: „und dieser Fall wird, wie ich zu den Göttern hof„fe, wenn ihr euch gehörig thätig zeigt, gar bald „eintreten. Denn wie die Wirkung einer innern „Schwäche und Gebrechlichkeit unsers Körpers „nicht empfunden wird, so lange Jemand äußer„lich gesund ist, aber bey dem Ausbruche einer „Krankheit ohnfehlbar zum Vorschein kommt, der „Schaden mag auch bestehen worinnen er will: „eben so bleiben auch die innern Schwächen eines „Landes oder eines Monarchen bey einem auswär„tigen

„ταυτα, εἰ και μικρα τις ἡγειται, μεγαλα, „ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, δειγματα της ἐκεινε γνω„μης και κακοδαιμονιας ἐσι τοις ἐυ φρονουσιν· „ἀλλ', οἰμαι, νυν μεν ἐπισκοτει τυτοις το κατ„ορθουν· αἱ γαρ ἐυπραξιαι δειναι συγκρυψαι „και συσκιασαι τα τοιαυτα ὀνειδη· εἰ δε τι „πταισειε, τοτ' ἀκριβως ἀυτε ταυτα παντ' „ἐξεταοθησεται· δοκει δ' ἐμοι γε, ὠ ἀνδρες „ἀθηναιοι, δειξειν ἀκ εἰς μακραν, ἀν οἱ τε „θεοι θελωσι, και ὑμεις βυλεοθε. ὡσπερ γαρ „ἐν τοις σωμασιν ἡμων, τεως μεν ἀν ἐρρωμε„νος ἡ τις, ὐδεν ἐπαισθανεται των καθ' ἑκασα „σαθρων· ἐπαν δε ἀρρωσημα τι συμβη, παν„τα κινειται, κἀν ῥῆγμα, κἀν σρεμμα, κἀν „ἀλλο τι των ὑπαρχοντων σαθρον ἡ· ουτω και „των πολεων, και των τυραννων, ἑως μεν ἀν

„ἐξω

„tigen Kriege gemeiniglich verborgen; allein so wie „der Krieg sich ihrem eigenen Gebiete nähert, bre„chen sie auf das sichtbarste hervor. Vorles. XXV.

„Wenn Jemand von euch, ihr Athenienser, „Philipp für schwer zu besiegen hält, weil ihn das „Glück begünstiget, so hat er daran nicht ganz Un„recht: denn es kommt allerdings sehr viel auf das „Glück an, und der Einfluß desselben erstreckt sich „auf alle menschliche Angelegenheiten. Allein, „wenn ich die Wahl haben sollte, so würde ich doch „das Glück von Athen, vorausgesezt, daß ihr „nicht unterlaßt das Eurige zu thun, Philipps „Glücke weit vorziehen. Denn in der That habt „ihr weit mehr Grund, auf die Begünstigung des „Himmels zu rechnen, als jener. Nur müßt ihr „nicht die Hände in den Schoos legen; denn wer „für sich selbst unthätig ist, darf weder von Freun-

„den

„ἐξω πολεμωσιν, ἀφανη τα καικα τοις πολ„λοις ἐσιν· ἐπειδαν δε ὁμορος πολεμος συμ„πλακη, παντα ἐποιησεν ἐκδηλα.

„Ἐι δε τις ὑμων, ὠ ἀνδρες ἀθηναιοι, τον „Φιλιππον ἐυτυχουντα ὁμων, ταυτη Φοβερον „προς πολεμησαι νομιζει, σωφρονος μεν ἀν„θρωπου λογισμῳ χρηται· μεγαλη γαρ ἡ ὀπη, „μαλλον δε το ὁλον, ἡ τυχη παρα παντ' ἐσι „τα των ἀνθρωπων πραγματα· οὐ μην ἀλλ' „ἐγωγε, εἰ τις αἱρεσιν μοι δοιη, την της ἡμε„τερας πολεως τυχην ἀν ἑλοιμην, ἐθελοντων, „ἁ προσηκει, ποιειν ὑμων ἀυτων και κατα μι„κρον, ἡ την ἐκεινα· πολυ γαρ πλειους ἀφορ„μας

Vorles. XXV. „den, noch von den Göttern selbst Unterstützung „hoffen. Kein Wunder also, daß ihr bey eurem „Zaudern, bey euren hin und her schwankenden „Entschlüssen und müßigen Lauschen auf Neuigkei„ten, gegen Philipp, der seine Heere selbst an„führt, immer und überall thätig ist, keine Gele„genheit, keinen Augenblick ungenuzt vorbeyläßt, „den Kürzern zieht. Ich wundere mich hierüber „nicht im geringsten, sondern würde mich vielmehr „über das Gegentheil wundern, wenn, indem wir „so gar nichts von alle dem thun, was der Krieg „erfodert, wir denjenigen überwänden, der sei„nerseits alles thut — Diß, und nur diß, hat „von jeher dem Philipp so viele Vortheile über uns „gegeben. Beständig von einem geübten und wohl„gerüsteten Heere umringt, und immer mit Ent„würfen künstlicher Unternehmungen beschäftigt, „ist er im Stande jede Gelegenheit zu nutzen, und „sein

„μας εἰς το την παρα των Θεων εὐνοιαν „ἐχειν ὁρω ἡμιν ἐνθσας, ἡ ἐκεινῳ. ἀλλ᾽, οἰ„μαι, καθημεθα, οὐδεν ποιθντες· ἀκ ἐνι δ᾽ἀυ„τον ἀργουντα ἐδε τοις Φιλοις ἐπιταττειν ὑπερ „αὐτθ τι ποιειν, μη τι γε δη τοις Θεοις. οὐ „δη θαυμασον ἐστιν, εἰ στρατευομενος και πονων „ἐκεινος αὐτος, και παρων ἐφ᾽ ἁπασι, και „μηδενα καιρον, μηδ᾽ ὡραν παραλειπων, ἡμων „μελλοντων, και ψηφιζομενων, και πυνθα„νομενων περιγινεται· οὐδε θαυμαζω τθτ᾽ ἐγω. „τθναντιον γαρ ἀν ἡν θαυμασον, εἰ μηδεν ποι„ουντες ἡμεις ὡν τοις πολεμουσι προσηκει, τθ „παντα ποιθντος, ἁ δει, περιημεν. — ἰστε „γαρ δηπου τθθ᾽, ὁτι ἑνδενι των ἁπαντων πλε-

„ον

„sein Vorhaben auf der Stelle mit unwiderstehli-
„chem Nachdruck auszuführen. — Wir hingegen,
„wenn wir hören, daß etwas Bedenkliches vorge-
„fallen ist, wählen zuvörderst die Anführer unsrer
„Kriegsschiffe, und erlauben ihnen ihre Stellen
„mit andern zu vertauschen; dann berathschlagen
„wir über die aufzubringenden Kosten; hierauf fas-
„sen wir den Entschluß, unsere Flotte mit Aus-
„ländern und Freinden zu bemannen, finden es
„aber in der Folge für nöthig, uns selbst statt je-
„ner einzuschiffen. Während dieser Verzögerun-
„gen hat sich der Feind bereits der Oerter, zu de-
„ren Vertheidigung die Flotte ausgeschickt wurde,
„bemächtigt; die Zeit etwas zu unternehmen, ist
„unter Anstalten und Vorbereitungen verstrichen,
„und die versäumten günstigen Gelegenheiten lassen

 „sich

„ον κεκρατηκε της πολεως Φιλιππος, ἠ τῳ
„προτερος προς τοις γραμμασι γιγνεσθαι· ὁ
„μεν γαρ ἐχων δυναμιν συνεσηκυιαν ἀει περι
„ἀυτον και προειδως ἁ βυλεται πραξαι, ἐξ-
„αιφνης ἐφ' ὁς ἀν ἀυτῳ δοξῃ, παρεσιν· τοι-
„γαρυν ἁμα ἀκηκοαμεν τι, και τριηραρχους
„καθισαμεν, και τετοις ἀντιδοσεις ποιουμε-
„θα, και περι χρηματων πορυ σκοπουμεν·
„και μετα ταυτα ἐμβαινειν τους μετοικους
„ἐδοξε, και τους χωρις οἰκουντας· ἐιτ' αὐτους
„παλιν ἀντεμβιβαζειν. ἐιτ' ἐν ὁσῳ ταυτα μελ-
„λετε, προαπολωλεν ἐφ' ἁ ἀν ἐκπλεωμεν·
„τον γαρ τυ πραττειν χρονον εἰς το παρα-
„σκευαζεσθαι ἀναλισκομεν· οἱ δε των πραγ-
„ματων καιροι οὐ μενουσι την ἡμετεραν βρα-
„δυτητα και ῥᾳθυμιαν.

Vorles. XXV. „sich von unserer Trägheit und Langsamkeit nie wie„der einholen.

„Erwägt denn also eure gegenwärtige Lage, „und ergreifet solche Maasregeln, wie die dringende Gefahr sie erfodert. Schwazt nicht von euren „zehn oder zwanzigtausend Mann in Sold genommener fremder Mannschaft — und einem Heere, „das höchstens nur auf der Liste von Bedeutung „scheint: wie ihr denn überhaupt in euren Beschlüssen eben so fürchterlich, als schwach und kraftlos „in der Ausführung zu seyn pflegt. — Laßt da„für eure Armee hauptsächlich aus Eingebohrnen „bestehen. — Denn seit ihr bloße Ausländer ins „Feld schicket, haben eure Kriegsheere nur über „unsere Freunde und Bundsgenossen gesiegt, in„deß der Feind sich mit seiner Macht immer weiter „und weiter ausgebreitet hat.„

In dem, was hierauf folgt, geht Demosthenes immer mehr und mehr ins Einzelne; er bestimmt die Anzahl der auszurüstenden Völker, die „Der-

„Μη μοι μυριους, μηδε δισμυριους ξε„νους, μηδε τας επισολιμαιους ταυτας δυ„ναμεις, αλλ' ἡ της πολεως εσω. ξενους „μεν λεγω, και ὁπως μη ποιησητε τυθ', „ὁ πολλακις ὑμας εβλαψεν· — τα μεγις' ἐν „τοις ψηφισμασιν αἱρουμενοι, επι τῳ πρατ„τειν δε τα μικρα ποιειτε· λεγω δη τους παν„τας στρατιωτας δισχιλιους· τουτων δε, αθη„ναιους φημι δειν ειναι κ. τ. λ.

„Εγω

Oerter ihrer Bestimmung, die Zeit ihres Auf- Vorles. XXV.
bruchs, und trägt endlich auf die Bewilligung der zur Ausführung erfoderlichen Summe an: wobey er zugleich die schicklichste Art ihrer Erhebung in Vorschlag bringt. Nachdem sich der Redner über alles, was mit seinem Gegenstande in Verbindung steht, ausführlich erklärt hat, endigt er diese seine Vorträge über Staatsangelegenheiten mit einigen Schlußsätzen, die gemeiniglich nicht länger sind, als folgende, mit welchen sich die erste Philippische Rede schließt:

„Ich für meinen Theil habe nie bey irgend ei-
„ner Gelegenheit eure Gunst dadurch zu erhalten
„gesucht, daß ich etwas anders gesagt hätte, als
„was nach meiner Uiberzeugung zu eurem Besten
„dienet. Auch izt habe ich meine Gedanken frey,
„ohne Kunst und ohne Zurückhaltung mitgetheilt.
„Allerdings wäre es mir lieb gewesen, hoffen zu
„dürfen, daß, so wie es euer Vortheil seyn muß,
„die Lage eurer Angelegenheiten aus dem richtigsten
„Gesichtspunkte dargestellt zu sehn, es demjenigen,
„der sie euch so darstellt, gleichfalls zum Vortheil
„gereichen werde; ich würde dann noch mit mehr
„Ver-

„Ἐγω μεν ουν ουτ ἀλλοτε πωποτε προς
„χαριν εἱλομην λεγειν, ὁ, τι ἀν μη και συνοι-
„σειν ὑμιν πεπεισμενος ὠ, νυν τε, ἁ γιγνωσ-
„κω, παντ' ἁπλως, ὲδεν ὑποσειλαμενος, πε-
„παῤῥησιασμαι· ἐβϐλομην δ' ἀν, ὡσπερ ὁτι
„ὑμιν συμφερει το τα βελτισα ἀκουειν οἱδα,
„ὲτως εἱδεναι συνοισον και τω τα βελτισα εἱ-
„πον-

Vorles. XXV.

„Vergnügen gesprochen haben. Was indessen aber „auch diese meine Aeußerungen für mich selbst für „Folgen haben mögen, so habe ich doch nicht an„gestanden, euch diejenigen Maasregeln zu em„pfehlen, von deren Schicklichkeit ich überzeugt bin. „Gebe der Himmel, daß dasjenige, was für die „allgemeine Wohlfahrt das heilsamste ist, in euren „Beschlüssen die Oberhand behalte.„

Diese ausgezogenen Stellen, die ich bloß des Zusammenhangs halber ein wenig zu verändern oder abzukürzen mir erlaubt habe, werden hinreichend seyn, von der Manier des Demosthenes einen Vorschmack zu geben. Wem es um nähere Bekanntschaft mit diesem vortreflichen Redner zu thun ist, muß das Original selbst zur Hand nehmen.

„ποντι· πολλῳ γαρ ἀν ἡδιον εἰπον· νυν δ' ἐπ'
„ἀδηλοις ἐσι τοις ἀπο τυτων ἐμαυτῳ γενησο-
„μενοις, ὁμως ἐπι τῳ συνοισειν ὑμιν, ἐαν πρα-
„ξητε, ταυτα, πεπεισθαι, λεγειν αἱρου-
„μαι· νικωη δ' ὁ, τι πασιν ὑμιν μελλει συν-
„οισειν.„

Ende des zweyten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blair, Hugh, 1718-1800

Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften

Bd.: 2

Liegnitz [u.a.] (1786)

L.eleg.g. 51-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573435-5
VD18 80346057-001